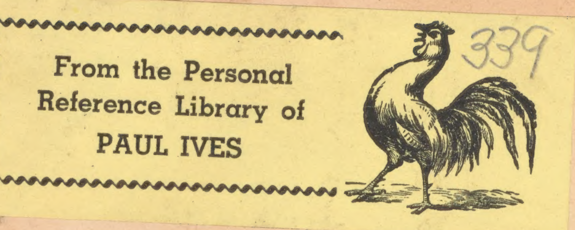

Der Hühner- oder
Geflügelhof
von
Heinrich Gauß.
Dritte Auflage,
wesentlich umgearbeitet, berichtigt und ergänzt von
Robert Oettel.


From the Personal
Reference Library of
PAUL IVES
339

Der

Hühner- oder Geflügelhof.



Der
Hühner- oder Geflügelhof

in

seinem weitesten Umfange,

sowohl zum Nutzen als zur Zierde,

enthaltend:

eine praktische Anleitung, die Zucht der Hühner, Gänse, Enten, Truthühner, Tauben u. s. w. mit Nutzen zu betreiben, sowie diejenigen der in- und ausländischen Ziervögel, namentlich der Schwäne, Pfauen, Fasanen, Perlhühner &c.

Nebst

naturgeschichtlichen und anderen Notizen über Eigenschaften und Gewohnheiten dieser Vögel, den Eierhandel, die künstliche Ausbrütung der Eier, die Hahnenkämpfe und den Bau von Geflügelhäusern.

Von

Heinrich Gauß.

Dritte Auflage,

wesentlich umgearbeitet, berichtigt und ergänzt von

Robert Oettel,

Stifter und Präsident des hühnerologischen Vereins in Görlitz, Redakteur des hühnerologischen Monatsblattes von 1857 — 1862.

Mit Titelbild und 38 naturgetreuen Abbildungen.

Weimar, 1865.

Bernhard Friedrich Voigt.

Vorwort
zur dritten Auflage.

Es darf wohl als anerkannte Thatsache vorausgesetzt werden, daß noch vor etwa 20 Jahren die Geflügelzucht in Deutschland sich in sehr primitiven Verhältnissen befand, und nur aus alter Gewohnheit nebenbei betrieben wurde, ohne weder einen irgend erheblichen Nutzen zu liefern, noch selbst zu beanspruchen. In England war es ungefähr eben so, während in Frankreich schon seit undenklichen Zeiten der Vortheil, den eine rationelle Geflügelzucht zu gewähren vermag, nicht nur vollkommen gewürdigt, sondern mit Hülfe geeigneter Racen auch bestens verwerthet wurde. Da erschienen plötzlich im Jahre 1845, gleich einem Meteor, die ersten Cochinchina-Hühner in England. Ihre von allen bisher bekannten Hühnern so ganz entschieden abweichende Figur, die ihnen nachgerühmte fabelhafte Fruchtbarkeit und sonstige vortheilhafte Eigenschaften waren ganz geeignet, das größte Interesse zu erregen, und die Engländer, sogleich das Geschäft als ein sehr vortheilhaftes in die Hand nehmend, versorgten den Kontinent zu enormen Preisen. Hierdurch war aber zugleich der Impuls gegeben, sich nicht auf diese eine Gattung zu beschränken, vielmehr wurden successive nicht blos andere überseeische Hühnersorten bezogen, sondern auch bereits vorhandenen, namentlich den guten französischen, bisher in Deutschland fast gar nicht bekannt, eine größere Aufmerksamkeit gewidmet und deren Erlangung angestrebt, wobei man nicht stehen blieb, sondern außer Hühnern auch andere neue und nützliche Geflügelsorten einzuführen bemüht war.

Es liegt auf der Hand, daß in gleichem Verhältniß, als man mit Recht die vierfüßigen Hausthiere durch Einführung fremder Racen,

sei es durch reine Nachzucht oder durch Kreuzung, ertragsfähiger zu machen gesucht hat, auch das Geflügel nicht zurückbleiben konnte, und nur von ganz Unkundigen wird man heute noch Aeußerungen vernehmen, wie z. B. „die alten Bauerhühner legen doch am besten u. s. w.“; Ansichten, welche sich von selbst als unhaltbar und veraltet ergeben; Fortschritt überall ist die heutige Losung des Tages. Die Einführung und Verbreitung empfehlenswerther ausländischer Geflügelsorten ist unstreitig ein Verdienst der verschiedenen, eine bessere Geflügelzucht anstrebenden Vereine, deren erster im Jahr 1852 zu Görlitz, unter dem Namen „Hühnerologischer Verein“ gegründet wurde, welchem seitdem ähnliche Vereine an vielen Orten nachgefolgt sind. Die von diesen Vereinen von Zeit zu Zeit veranstalteten Ausstellungen führen dem Besucher die mannichfaltigsten Geflügelsorten wohlgeordnet vor, und bieten, das Nützliche mit dem Schönen verbindend, eine reiche Auswahl dar.

Wenn auch in erster Linie es geboten sein dürfte zu prüfen, durch welche Gattungen von Geflügel und auf welche Weise ein möglichst hoher Nutzen daraus erzielt werden kann, so spielt andernseits auch die Liebhaberei eine nicht unwesentliche Rolle bei der Geflügelzucht. Beides zu berücksichtigen und zu verbinden, hat dem Bearbeiter der beiden ersten Auflagen dieses Werks zur Aufgabe gedient, während ich in einem von mir selbst herausgegebenen Werkchen unter dem Titel „Die praktische Hühnerzucht“ mich mehr auf das rein Praktische und die nutzbareren Arten beschränkt habe. Mit Vergnügen habe ich mich nun der Aufgabe unterzogen, unter Beibehaltung interessanter naturgeschichtlicher Notizen u. s. w., zahlreiche Irrthümer der früheren Auflagen zu beseitigen, und besonders die eigentlich praktischen Theile auf Grund vieljähriger Erfahrungen fast ganz umzuarbeiten. Ich hoffe daher, daß diese neue Auflage sich demgemäß einer um so günstigeren Aufnahme zu erfreuen haben werde.

Görlitz, im Frühjahr 1865.

Robert Oettel.

Inhaltsverzeichniß.

III. Ziergeflügel.

Anhang.

I.

Vom Hofgeflügel im Allgemeinen.

Wie bereits in der Vorrede erwähnt, würde es entschieden gegen jeden zeitgemäßen Fortschritt sein, nur am Althergebrachten fest zu halten, und sich auf diejenigen Geflügelsorten zu beschränken, welche man früher in Deutschland ohne besondere Aufmerksamkeit züchtete, ohne irgend einen wesentlichen Nutzen von ihnen zu erlangen, ja sogar nicht einmal zu beanspruchen.

Wenn nun dennoch im folgenden Kapitel des Haushuhns, und im weitern Verlauf auch der übrigen zahmen längst bekannten Geflügelsorten gedacht wird, so geschieht dies nur mehr im Allgemeinen, und finden die weiter eingehenden Betrachtungen über zweckmäßige Einrichtungen, wie über die ganze Behandlung, ihre Anwendung eben so wohl auf die alten früheren Sorten, als auf neuere und bessere, seit längerer oder kürzerer Zeit bei uns eingeführt. Dagegen werden die sogenannten, ursprünglich wirklich ausländischen Gattungen, theilweise schon acclimatisirt und einheimisch geworden, ausführlicher beschrieben und ihre Eigenthümlichkeiten genauer geschildert.

A. Das Haushuhn.

Geschichtliches.

Es leidet wohl kaum noch einen Zweifel, daß Ostindien oder die angrenzenden Länder als die ursprüngliche Heimath unseres Haushuhns anzusehen ist, obgleich man es, allen etwaigen Veränderungen durch klimatische Verhältnisse, Kreuzungen ꝛc. übrigens gehörige Rechnung tragend, im wilden Zustande dort schon lange nirgends mehr angetroffen hat.

Schon in den ältesten Zeiten der Geschichte war die Hühnerzucht in vielen damals bereits mit den indischen und andern ostasiatischen Völkern in Handelsbeziehungen stehenden Ländern mehr oder weniger ein Zweig

der Landwirthschaft, namentlich in Aegypten, wo es zu jener Zeit schon Brütöfen, wie noch jetzt, zum künstlichen Ausbrüten der Hühnereier gab, ebenso auch in Karthago und in Rom, in welcher letzteren Stadt besonders, nach Aussage der damaligen landwirthschaftlichen Schriftsteller, die Zucht alles Federviehs und, der dortigen zahlreichen Apiciusse wegen, auch dessen Mästung damals bereits in dem höchsten Flor und Ansehen stand, übrigens aber die großen Vogelhäuser (ornithones) ihren reichen Besitzern auch in Beziehung auf Hühner schon das Vergnügen einer eben so schönen als mannichfaltigen Augenwaide bieten mochten.

Aus Italien sollen dann sowohl Hühner als Gänse zuerst im 4. Jahrhundert durch den Bischof Martin nach Frankreich und Deutschland gekommen sein, und es müssen sich beide Geflügelarten auch den Verordnungen Karl's des Großen nach zu schließen, in welchen die auf den kaiserlichen Domänen zu haltende Zahl Hühner und Gänse genau angegeben war, in diesen Ländern gar bald verbreitet haben. Später im Mittelalter spielten dann die Abgaben an Fasten-, Zins-, Rauchhühnern und an Eiern, welche an die Klöster entrichtet werden mußten, eine nicht unbedeutende Rolle in den Einahmebudgets dieser geistlichen Anstalten.

Naturgeschichte und Lebensweise der Hühner.

Als Hauptkennzeichen des Huhns, das zur siebenten Ordnung der Vögel, den Gallinaceen oder Hühnerartigen gehört, dienen der rothe Kamm auf seinem Kopfe, sowie die am untern Schnabel hängenden Kehllappen, auch wohl Glöckchen genannt, die beim gewöhnlichen Hahn oft zwei Zoll lang, bei manchen Gattungen aber kaum bemerklich und nur ein rother Strich sind.

Der Kamm ist ungemein verschieden geformt, er ist einfach, doppelt, ein sogenannter Rosenkamm, bestehend aus einer breiten, mit kleinen hervorstehenden Spitzen besetzten Fleischmasse, er besteht zuweilen auch nur aus einigen mehr oder weniger hervorragenden, stärkeren oder schwächeren Spitzen. Immer jedoch ist er beim Hahn umfangreicher als bei der Henne.

Die Röthe des Kammes zeugt von Gesundheit und verkündet bei der Henne, daß sie legt, oder bald legen wird, während ein blasser, welker, ins Gelbliche fallender Kamm einen kränkelnden Zustand verräth. In kalten Ställen erfrieren seine Spitzen, so daß sie weiß werden und, so weit abgestorben, abfallen; heilt zwar dann die Natur ohne menschliches Zuthun den Verlust, so wächst doch das Fehlende nicht wieder zu, was besonders der Schönheit des Hahnes vielen Eintrag thut.

Man nimmt zwar im allgemeinen an, daß ein breites, stark befiedertes Hintertheil auf eine gute Legehenne schließen lasse, indessen eignen sich doch mehr einzelne Raçen vorzugsweise zur Empfehlung als gute Legerinnen.

Die Gattungen der Hühner variiren ihrer Größe und äußeren Bildung nach sehr. Es giebt sehr große, sowie sehr kleine Arten, mit langen oder kurzen, nackten und auch mit befiederten Füßen. Von den vier Zehen an jedem Fuße ist die hintere bisweilen gespalten, auch wohl dreifach getheilt, und Manche freuen sich dieses Naturspiels, indem sie glauben, daß diese Fünf- oder Sechszeher besser legen, sowie man hingegen aus gleichem Vorurtheil Hühner mit gelben Füßen, statt der gewöhnlichen grauen oder

weißen, nicht gerne hält. Man hat ferner geschwänzte und ungeschwänzte Hühner, und zwar sind jene mit vierzehn langen, aufwärts gerichteten Federn, von jeder Seite sieben, versehen; beim Hahne finden sie sich zuweilen so lang und schön gerundet, daß sie, besonders die weißen und schwarzen, von den Federschmückern gesucht und gut bezahlt werden. Die ungeschwänzten, hinten wachtelartig abgerundet, indem ihnen die Verlängerung des Steißbeins abgeht, werden Klüter, Kluthühner oder Kaulhühner genannt. Man hat früher behauptet, ungeschwänzte Hühner seien nicht fortpflanzungsfähig, und ein Theil, Hahn oder Henne, müßten geschwänzt sein, allein es haben wiederholte Versuche ergeben, daß dem nicht also sei, wogegen aber auch wieder feststeht, daß eben durch die eigenthümliche Bauart die Begattung erschwert wird, und in Folge dessen nicht alle Eier befruchtet sind.

Das Gefieder der Haushühner zeigt sich von allen Farben, sowohl einfarbig, als schattirt oder getigert, und mitunter sehr schön gezeichnet. Die Federn liegen, außer bei den sog. Strupphühnern, bei welchen sie nach außen gekrümmt sind, glatt am Leibe an. Den Kopf mancher Gattungen ziert ein Federbusch von ansehnlicher Größe, gemeiniglich Haube genannt. Diese haben auch gewöhnlich unter dem Schnabel einen gegen den Hals liegenden großen Bart von Federn; bei noch andern stehen einige Reihen Federn, von den Ohren nach dem untern Schnabel erhöht, gleich einem Backenbart hervor. Uebrigens läßt sich die Schönheit des Gefieders bis zur Mauserzeit leicht dadurch in ihrer vollen Lebhaftigkeit erhalten, daß man die Hühner gut füttert, ihnen ein geräumiges, reinliches Nachtlager giebt, sie auch frei ihrer Nahrung nach Würmern, Käfern 2c. auf Grasplätzen nachgehen läßt; daher zeichnen sich denn auch diese zweibeinigen Dorfbewohner vor den in engen, gepflasterten Höfen der Städte gehaltenen stets durch ein lebhafteres, gefälligeres Ansehen aus.

Die Mauserzeit, auch Rauhe genannt, beginnt gegen den Herbst und dauert sechs bis acht Wochen; die alten Federn sterben dann ab, fallen nach und nach aus und werden durch andere ersetzt. In dieser Zeit befinden sich die Hühner fast insgesammt unwohl, hören auf zu legen und wühlen fortwährend mit dem Schnabel in den Federn, um deren Entfaltung zu befördern; bei kalter oder nasser Witterung verlassen sie dann selten den Stall, besonders die, welche durch schnelles Ausfallen der Federn theilweise ganz entblößt sind; sie in dieser Zeit besonders gut zu füttern, darf nicht versäumt werden.

Der Hahn zeichnet sich durch Größe, Bau, stolzen Gang, schöneres Gefieder, sowie durch Sporen an den Füßen, welche mit dem Alter sich verlängern, vor der Henne aus. Er ist durch seine Wachsamkeit die Uhr des Landmannes und, da er durch ungewöhnliches Krähen Nachts auch die Veränderung des Wetters andeutet, auch dessen Barometer.

Wie sehr der Hahn seine Hühner liebt, sieht man theils an der Sorge für die Nahrung, indem er sie, wenn er etwas dergleichen findet, zusammenlockt, theils an den possierlich anzuschauenden Liebkosungen, welche er der Henne ertheilt. Auch warnt er seine Familie stets durch gewisse Töne, sobald sich ein Raubvogel oder sonst etwas Gefahrdrohendes blicken läßt, und vertheidiget sie mit Schnabel und Sporen muthigst und nach besten Kräften; besonders dulden es die alten Hähne selten, daß eines ihrer Hühner ergriffen werde.

Die Hähne sind aber auch bekanntlich höchst eifersüchtige Thiere, indem sie in ihrem Bezirk keinen Nebenbuhler leiden, welchen Umstand man zu den, namentlich in England, beliebten Hahnenkämpfen benutzt hat. In einem großen Hofe, wo mehrere Hähne gehalten werden, obgleich ein einziger für 12 bis 15 Hennen ausreicht, behauptet jeder seinen Kreis, und während er sich nicht selten darüber hinauswagt, duldet er doch keinen Eindringling in seinem Bereich.

Die Erfahrung, welche man bei den Menschen gemacht hat, daß Heirathen unter nahen Verwandten häufig schwächliche, an mancherlei Gebrechen leidende Nachkommen zur Folge haben, bestätigt sich gleichfalls unter den Thieren. Ein Stamm Hühner, fortwährend aus sich selbst weiter gezüchtet, was man Inzucht nennt, wird nach einer Reihe von Jahren auffallend in Größe und Fruchtbarkeit zurückgehen, weshalb man in neuerer Zeit auf Blutwechsel sieht, welcher am geeignetsten durch Einbringung fremder Hähne, und zwar, wo auf Race gehalten wird, durch Hähne gleicher Race, aber von einem andern Stamme, zu bewerkstelligen ist.

Fruchtbarkeit und Eierlegen.

Unter dem Federvieh ist kein Weibchen so fruchtbar, als die Henne, welche außer der Mauserzeit und der Brutperioden bei angemessener, nicht übermäßiger Fütterung fast das ganze Jahr hindurch legt. Es findet jedoch hierin eine ungemeine Verschiedenheit statt: manche Hennen legen mehrere Tage hinter einander, andere drei bis vier Tage, wieder andere einen Tag, und pausiren den nächsten.

Zu den vielfach verbreiteten Fabeln gehört auch diejenige, es gebe Hühner, welche zwei Eier täglich legten. Dies ist jedoch effektiv unmöglich, da die Ausbildung oder Calcination der Schale nicht so schnell von Statten geht, und ziemlich einen Tag erfordert. Man hat indessen Beispiele, daß zuweilen eine Henne an demselben Tage ein vollständig ausgebildetes Ei und ein zweites mit weicher Schale gelegt hat, was seinen Grund entweder in einem Schreck, oder wenn die Henne stark gejagt worden, oder endlich in einem Ueberreiz durch zu häufige Begattung des Hahns haben kann, wovon die zuweilen vorkommenden kleinen sogenannten Noth- oder Windeier, ohne Dotter, ebenfalls herrühren. Keinenfalls aber wird eine Henne, wenn sie ein reifes und ein unreifes Ei an demselben Tage gelegt, den darauf folgenden Tag wieder legen.

Die Naturgesetze bestimmen die Henne zum Legen, nicht um Stoff zu Eierspeisen zu liefern, sondern um ihr Geschlecht fortzupflanzen; wenn demnach eine Henne eine gewisse, größere oder kleinere Anzahl Eier gelegt hat, liegt es in der Natur der Sache, daß sie sich zum Brüten anschickt. Während dieser Funktion ruht die Thätigkeit des Eierstockes gänzlich, und erst nachdem sie sich von dem angreifenden Geschäft des Brütens wieder erholt hat, fängt eine neue Serie der kleinen am Eierstock befindlichen Eierchen an, sich wachsend heranzubilden, was bei jüngeren Hennen selbstredend schneller erfolgt als bei älteren, weshalb auch letztere ihre Küchlein weit länger zu führen pflegen. Nun giebt es Hühner-Gattungen, bei denen die Neigung zum Brüten bedeutend stärker als bei andern hervortritt, wie z. B. bei den Indischen Hühnern, als Cochin China, Brahma Pootra u. s. w., welche darin des Guten oft mehr als gewünscht wird,

thun, während viele andere Gattungen weit seltener, zuweilen gar nicht zum Brüten incliniren. Auch diejenigen, welche nicht brüten wollen, pausiren, nachdem sie eine Portion Eier gelegt haben, da der Körper Zeit zu seiner Erholung und zur Kräftigung bedarf, um eine neue Reihe Eier heranzubilden. Allerdings dauern bei nicht brütenden Hühnern jene Pausen nicht so lange, weil ihr Körper weniger angegriffen ist. Behufs des Eierlegens ist die Befruchtung seitens des Hahns nicht erforderlich, übrigens genügt eine einzige Befruchtung für eine Menge Eier. Gewöhnlich läßt sich durch die scharlachrothe Färbung des Kammes auf baldiges Legen schließen. Junge Hennen beginnen damit eher im Jahre als ältere, und legen zuweilen schon im Herbst, wenn sie selbst zeitig ausgebrütet worden sind. An dem ersten Ei, welches junge Hennen legen, pflegt sich meistens auf der Schale ein blutiger Streifen zu befinden, welcher durch das Zerreißen kleiner Membrane beim Herauspressen entsteht. Mitunter entwickeln sich sog. Zwillingseier von ungewöhnlicher Größe, zwei Dotter enthaltend, es kann dann die Henne sich des Eies oft trotz allem Drängen nicht entledigen, und wenn ihnen dann nicht bald Hülfe gewährt wird, tritt leicht eine tödtliche Entzündung ein. Man möge daher, wenn ein solches Ei unbeweglich vor der Oeffnung des Legedarms liegt und man demselben nicht durch Einschmieren der Theile mit Butter oder Baumöl freien Paß verschaffen kann, nicht zu lange zögern, das Ei mit einem spitzen Werkzeuge zu durchstoßen und, nachdem die Schale sich entleert hat, selbige durch Einführung eines Fingers herauszubringen.

Die Eier bilden sich am Eierstocke in Form einer Traube, wie Hirse, lösen sich nach und nach ab, wachsen, während sie den Eiergang durchlaufen, bis zur gewöhnlichen Größe, werden, nachdem sie vom Weißen umhüllt, mit einer kalkartigen Schale überzogen und, nach Erlangung der gehörigen Reife, herausgepreßt. So findet man denn beim Ausnehmen geschlachteter Hennen, nach der bezeichneten Reihenfolge, im Legedarm das vollendete Ei, entweder schon hart, oder mit noch weicher Schale, welche an der Luft jedoch bald erhärtet; nächstdem im Eiergange die abgelösten Eierchen von verschiedener Größe, je nachdem sie dem Eierstocke näher oder entfernter sind. Das zergliederte Ei zeigt:

1) die kalkartige Schale, welche bei jungen Hühnern sehr dünn und daher leicht zerbrechlich ist;

2) ein weißes, feines, pergamentartiges Häutchen am Innern der Schale, welches, an der breitern Spitze abstehend, eine Luftblase bildet, die bei faulen oder bebrüteten Eiern, gegen das Licht gehalten, sich als eine weiße, flach gerundete Höhlung darstellt;

3) das theils flüssige, theils gallertartige Eiweiß;

4) die in einer zweiten Haut eingeschlossene gelbe Kugel oder den Dotter, welcher während des Ausbrütens des Küchleins demselben zur Nahrung dient, und

5) den Hahnentritt, oder das Samenbläschen, den Keim des künftigen Jungen. Er ist, wie eine kleine Linse, von Häuten umgeben und mit weichen Bändern am Dotter befestigt.

Eier mit 2 Dottern sind zur Brut untauglich, indem die darin entstehenden Küchlein, obgleich völlig ausgewachsen, selten auskommen; auch bilden sie, in Eins verschmolzen, eine Monstrosität oder Mißgeburt. Manche Hühner legen auch mitunter mangelhafte Eier, die sogenannten

Windeier, bestehend aus einem bloßen Eiweiß, so daß Dotter und kalkartige Schale fehlen; die Hühner verlieren sie oft im Gehen oder Nachts von der Sitzstange. Wenn die sie umgebende Haut beim Abgehen, wie es wohl auch geschieht, zerreißt, werden sie, weil auseinanderfließend, Fließeier genannt und dann von den Hühnern verzehrt. Die Ursachen dieses Fehllegens bestehen in großer Fettigkeit durch zu nahrhaftes Futter, vorzüglich aber im Mangel an Kalk, Sand und Grünem; denn bei denen im Freien gehaltenen kommt es nur selten vor. Man hilft daher dem Uebel dadurch ab, daß man die betreffenden Hühner auf einen grünen Platz setzt, ihnen wenig Futter, hingegen Sand und gröblich zerdrückten Mauerkalk giebt. Das Darbieten von kleingestoßenen Eierschalen hat sich zur Abwendung solcher Fließ- oder Windeier, neben der weniger reichlichen Fütterung, ebenfalls probat gezeigt. Beim Verbrauche findet sich mitunter auch wohl ein sogenanntes Hexenei, das statt des Dotters ein loses Gewebe oder Knäuel starker weißer Fäden enthält, aus dem der Aberglaube sonst eine Schlange ausbrüten ließ, während es doch nichts als ein Gebilde des zu stark angehäuften Eiweißes ist.

Wenn sich mitunter, jedoch Gottlob! nur selten Hennen finden, welche das soeben gelegte Ei mit dem Schnabel aufpicken und dann aussaufen, was, nach der irrigen Behauptung Vieler, von dem Genusse weggeworfener Eierschalen herrühren soll, aber bei der ihnen dazu dargebotenen Gelegenheit dann doch jedenfalls öfter vorkommen müßte, als es der Fall ist — so lasse man sich nicht einfallen, ihnen diese Untugend abzugewöhnen, da es entweder vergeblich oder doch zu mühsam sein würde, sondern mache vielmehr kurzen Proceß mit ihnen und schlachte sie ab.

Bei einem Huhn ohne großen Werth ist dies Verfahren unbedingt das einfachste, da solche Hühner mehr Schaden als Nutzen bringen, allein es können auch Fälle eintreten, wo werthvolle Hühner in diesen Fehler verfallen, und man vielleicht nur ein einziges Exemplar einer seltenen Race besitzt, die man fortzupflanzen wünscht. Für solchen Fall hat man Vorrichtungen erfunden, bestehend in einem Kasten, derartig eingerichtet, daß die Henne das Ei durch ein Netz fallen lassen muß, welches seinerseits auf eine weiche Unterlage zu liegen kommt, doch so tief, daß die Henne sich desselben nicht bemächtigen kann.

Wenn nun im ferneren Verlauf dieses Werkes dem ausländischen Geflügel, unbestritten zur Verbesserung der sich nicht gehobenen, sondern eher verschlechterten einheimischen Racen vom größten Nutzen, Rechnung getragen werden soll, so scheint es vollkommen überflüssig, den alten, gewöhnlichen Landhühnern eine eingehendere Beachtung zu widmen, da solche nicht nur hinlänglich bekannt sind, sondern auch durch Inzucht, Kreuzungen aller Art und Mangel an Aufmerksamkeit sich so vermischt haben, daß wohl nur in seltenen Fällen man einen besonders hervortretenden Typus zu erkennen vermag.

Der Hühnerhof.

Man kann, wie es auch auf vielen Bauernhöfen der Fall ist, das Federvieh frei mitten unter den andern Hausthieren sich umhertreiben lassen, damit sie sich die den Krippen entfallenen oder mit dem Koth abgegangenen Körner aus den Miststätten und Streuhaufen aufsuchen können.

Dieses Verfahren hat einen doppelten Vortheil: die Hühner nähren sich auf eine fast gar keine Kosten verursachende Weise und entledigen die Miststätten einer Menge Körner, welche sonst späterhin, zum großen Nachtheil der andern Kultur, im Ackerfelde mit aufgehen würden.

Es ist dies ohne Zweifel die allerbilligste und einfachste Art Hühner zu halten, und bei nur einiger Aufsicht gedeihen sie auf diese Weise am besten und naturgemäßesten. Geräumige Viehställe gewähren ihnen dann zugleich im Winter einen schützenden und warmen Aufenthalt. Dies Verfahren schließt inzwischen durchaus nicht die Möglichkeit aus, dasselbe auf eine rentable Gattung anzuwenden, die Bedürfnisse und Neigungen der Hühner sind die nämlichen, möge man ein kleines unansehnliches Landhuhn oder eine der seltensten, theuersten ausländischen Racen halten. Nur wird hierbei vorausgesetzt, daß man blos eine einzige Gattung unterhalte, welche diejenigen Anlagen besitzt, auf deren Benutzung und Verwerthung man das größte Gewicht legt, sei es, um gute Legehühner, sei es, um Exemplare zu ziehen, die leicht mästen, daher schnell Fleisch und Fett ansetzen. Beide vorherrschende Eigenschaften können sich aber selbstverständlich nicht vereint vorfinden, da eine starke Fruchtbarkeit die Säfte absorbirt, und für den Fettansatz kein Stoff vorhanden ist. Wollte man Hühner verschiedener Gattungen sich auf gleichem, wenn auch noch so großem Raume frei bewegen lassen, so würden meistens ganz unzweckmäßige Kreuzungen daraus hervorgehen.

Ganz anders verhält sich die Sache, wenn man verschiedene Gattungen nebeneinander, und eine jede derselben in ihrer Reinheit züchten will. Dies kann sowohl aus Liebhaberei, aus Interesse an der Verbreitung nützlicher Raçen, aus Spekulation oder sonstigen Beweggründen geschehen. Dann ist es erforderlich, daß eine jede Gattung streng von der andern geschieden werde, was am zweckmäßigsten durch Absperrung mittelst Drahtgittern erfolgt, vermöge welcher die einzelnen Abtheilungen von einander geschieden werden. Man nimmt hierzu einfache Holzrahmen von etwa 7 Fuß Höhe und gleicher Länge, die mit schwachem Draht ausgeflochten werden; die Maschen 3 bis 4 Zoll weit, bis auf den untern Theil, der in der Höhe von 2 Fuß vom Boden mit Maschen von einem Zoll Weite geflochten wird, um die bei größerer Weite unvermeidlichen Kämpfe der an einander gränzenden Hähne zu verhüten. Diese Drahtgitter haben den wesentlichen Vortheil, Luft und Sonne ungehindert allen Abtheilungen zu Gute kommen zu lassen, wogegen alle andern Auskunftsmittel, als Bretwände, Mauern, Hecken, Bohnenstangen u. s. w. theils wenig billiger sind, theils Schatten werfen.

Werden nun Hühner in beschränkteren Räumen gehalten, in engeren Stadthöfen oder im Freien, aber in Umzäunungen, so muß ihnen durch aufmerksame Pflege alles möglichst ersetzt werden, was sie bei vollkommener Freiheit sich selbst zu suchen bemüht sein würden. Sie bedürfen genügendes Futter, worüber später ein Mehreres, Grünes, Kalkschutt oder klein zerbrochene Eierschalen, frisches Wasser und einen geschützten Platz, um sich bei ungünstiger Witterung dahin zurückziehen und sich in trockener Erde federn zu können, um sich des Ungeziefers zu entledigen. Nächstdem sind ihnen Bäume und Sträucher willkommen, und gewähren ihnen einen wohlthuenden Schatten bei großer Hitze.

Das Hühnerhaus.

Die zweckmäßige Anlage eines Hühnerhauses, insofern man dasselbe nicht in einem bereits vorhandenen Stall, Schuppen oder Scheune anbringen kann, ist nicht unberücksichtigt zu lassen. Ein trockener Platz in der Richtung nach Mittag, um besonders im Winter den Hühnern die Sonnenwärme durch die Fenster zuzuführen, ist sehr wünschenswerth. Sowohl wegen der Trockenheit als auch um den zum Federn nöthigen Raum herzustellen, wird der Fußboden einige Fuß hoch über der Erde angebracht, was zugleich den Vortheil gewährt, in sehr kalten Gegenden oder bei ganz strengen Wintern einen doppelten Boden, mit Dünger oder Stroh auszufüllen, anbringen zu können. Die das Haus erhellenden Fenster sind von Drahtgitter, außerhalb derselben sind jedoch Glasfenster im Winter zu befestigen. Der Fußboden, am besten gedielt, wird im Sommer mit Sand, im Winter mit Stroh bestreut, und möglichst oft gereinigt. Ein großer Hühnerzüchter in England äußert sich über das Reinigen der Ställe wie folgt: es genügt nicht, zu sagen, es möchte, nein, es muß alle Tage die gehörige Reinigung stattfinden, und in der That, diese Empfehlung kann nicht warm genug beherzigt werden. Die Größe des Hühnerhauses oder Stalles hat sich nach der Anzahl der darin unterzubringenden Bewohner zu richten, und ist lieber etwas geräumiger als zu enge zu bemessen. Die Höhe desselben ist am richtigsten so anzunehmen, daß eine Person aufrecht darin umhergehen kann. Zu diesem Behuf wird eine Eingangsthüre an der hintern Seite angebracht, und an der vordern Seite ein kleineres, Abends durch einen Schieber sorgfältig zu verschließendes Thürchen, um den Hühnern die Passage zu gestatten, etwa 7 Zoll breit und 10 Zoll hoch.

Die Sitzstangen werden in einer Entfernung von 12 bis 15 Zoll von einander angebracht, sind von Holz, unten etwa 3 Zoll breit, und oben abgerundet, welche Form dem Bau der Krallen am besten entspricht; sie können entweder terrassenförmig, mit 2 Fuß Höhe anfangend und allmälig aufsteigend, oder auch in gleicher Höhe befestigt werden, denn die Hühner streben stets auf die höchste Stufe zu gelangen, ohne Zweifel, um dem übeln Geruch von den herabfallenden Excrementen zu entgehen.

Zu den Nestern werden am zweckmäßigsten leichte viereckige Holzkästen verwendet, von 6 Zoll Höhe und 14 Zoll lichter Weite, worin die legende oder brütende Henne jede beliebige Stellung einnehmen kann. Diese Nester werden in einiger Entfernung von einander auf eine Bank gestellt, welche an der einen Seite des Stalles sich befindet, und sowohl, weil die Hühner zum Legen oder Brüten stets einen etwas dunkeln Ort vorziehen, als auch, um zu verhüten, daß von den Sitzstangen herab, falls diese über die ganze Breite gehen, nicht Schmuz in die Nester falle, ein sämmtliche Nester in geringer Höhe deckendes Bret befestigt. In jedes Nest, welches mit Heu oder Stroh ausgefüttert ist, wird ein sogenanntes Nestei gelegt, welches von Gyps, Kreide oder ein natürliches Ei sein kann, das am besten ausgeblasen, mit Sand gefüllt und an den Oeffnungen wieder verklebt wird.

Wenn bei großer Kälte, starkem Schneefall oder anhaltendem Regenwetter die Hühner im Stall gefüttert werden müssen, so bedient man sich hierzu eines Fütterungs-Apparates, einer Art bedeckten Krippe, mit Sprof-

sen versehen, und beweglicher Decke, um das Futter von oben einschütten zu können, wodurch der Verunreinigung des letztern vorgebeugt wird.

Gesundheitsmaßregeln.

Die Erneuerung der Luft in einem Hühnerhause ist von äußerster Nothwendigkeit. Nach dem Herausgehen der Hühner darf nicht unterlassen werden, die Thüren und Fenster des Hauses zu öffnen, um die Luft stets zu erneuern, und auch von Zeit zu Zeit den Fußboden mit durch Essig angesäuertem Wasser abzuwaschen. Die Hühner müssen dem Einfluß ihres eigenen Schmuzes entzogen werden, indem man ihren Aufenthalt geräumig macht, denselben inwendig weiß anstreicht, die Streu häufig erneuert, und das Haus muß überhaupt, wie oben erwähnt, fleißig gereinigt werden. Für den Fall, daß das Haus zu sehr inficirt und ungesund geworden sein sollte, muß man, um alle Ansteckungsstoffe zu entfernen, zum Kalkchlorür seine Zuflucht nehmen. Doch darf man es überhaupt so weit nicht kommen lassen, und regelmäßig alljährlich muß das Innere, mit scharfer Kalklauge geweißt werden.

Uebrigens ist es nicht genügend, daß man die Wohnung der Hühner säubere, man muß auch die Nester, die Stangen, die Tröge reinigen und zuweilen selbst mit heißem Wasser abwaschen; es ist auch oft nöthig, das Heu oder das Stroh, womit sie ausgefüttert sind, zu erneuern, weil sonst der Unrath bald Ungeziefer erzeugt, welches sowohl Mutter als Junge heimsucht.

Hat man diese so einfachen und leichten Vorkehrungen getroffen, so werden die Hühner fast das ganze Jahr hindurch legen. Auch wird die Reinlichkeit zu ihrer Gesundheit und demgemäß zur Verbesserung ihres Fleisches, das dadurch an Festigkeit und Wohlgeschmack gewinnt, Vieles beitragen.

Erforderliche Eigenschaften an den zur Zucht bestimmten Hähnen und Hennen.

Es bedarf eigentlich kaum der Erläuterung, daß man von unansehnlichen und schwächlichen Exemplaren keine kräftige Nachzucht erwarten darf, und daher sein Hauptaugenmerk darauf zu richten hat, Hahn und Hennen sorgfältig auszuwählen, wenn man Freude an ihren Nachkommen erleben will. Hierzu gehört außer den bei bestimmten Racen feststehenden Kennzeichen eine kräftige Figur in richtigen Verhältnissen, gut proportionirt gebaut, und besonders sind die Eigenschaften des Hahns von entschiedenem Einfluß, weshalb man darauf zu sehen hat, daß derselbe an keinem wesentlichen Fehler leide. Zu den einzeln oder vereint oft vorkommenden Fehlern gehören namentlich: verbogenes Brustbein, Kreuzschnabel, Schiefschwanz, einseitiger Rücken oder Buckel, und mangelnde Nägel an den Zehen. Theils sind dies bloße Schönheitsfehler, theils erbliche, und die gewöhnlich in Folge von erfrornen Füßen fehlenden Zehnägel hindern den Hahn an der Erfüllung seiner Berufspflichten.

Manche Hähne beginnen leider sehr früh zu treten, was man möglichst verhindern muß, da es sie vor vollendetem Wachsthum entkräftet. Ein Hahn von guter Konstitution kann bei guter Pflege, und wenn ihm

nicht allzuviele Hennen beigegeben werden, 6 bis 8 Jahre thätig wirken, indessen wird man besser thun, ihn nur bis zum dritten oder vierten Jahre gehen zu lassen, wo er am kräftigsten ist.

Längere Erfahrungen haben ergeben, daß von einem jungen, im ersten Lebensjahr befindlichen Hahn bei der Nachzucht eine überwiegend große Zahl Hähne fallen, wogegen von einem ältern Hahn mehr Hennen in Aussicht stehen. Da nun in der Regel stets mehr Hennen als Hähne gewünscht werden, so wird man wohl thun, einem zweijährigen Hahn den Vorzug zu geben.

Was die Hennen anlangt, so leiden solche theilweise an den nämlichen Fehlern als die Hähne, und wenn auch sonst gute Legerinnen, sind nur ganz fehlerfrei, stark und kräftig gebaute Exemplare zur Nachzucht geeignet.

Das Eierlegen.

Um von den Hennen möglichst Nutzen zu ziehen, dürfen sie weder zu gut, noch zu kärglich gefüttert werden: es ist dies eine Sache von nicht geringer Wichtigkeit. Eine gute Henne legt jährlich 120 bis 150 Eier*). Gemeiniglich legen sie fast das ganze Jahr hindurch, außer in und um die Monate November und December, worin sie mausern, und während der Brutperioden.

Während des Herannahens, der Dauer und in der nächsten Folgezeit der Mauser hört das Eierlegen auf; sie ist überhaupt eine kritische Periode für die Vögel in der ganzen Zeit, bis zu welcher die verlornen Federn durch andere, völlig ausgewachsene, sich ersetzt haben. Der Verbrauch an Nahrungssaft behufs der Entwickelung und des Wachsthums der Federn ist bedeutend, und wahrscheinlich bleibt davon dann im Innern der Henne nichts mehr übrig, um zur Erzeugung von Eiern zu dienen. Nicht also eigentlich die Kälte des Winters ist es, welche die Hennen am Eierlegen hindert, was auch schon daraus hervorgeht, daß es Hennen giebt, welche in den Monaten Januar und Februar legen, die doch gewöhnlich viel kälter sind als die Monate October, November und December, in welchen sie nicht gelegt hatten. Wahr ist es jedoch, daß beim Eintreten bedeutender Fröste mit dem Eierlegen eingehalten oder doch nachgelassen wird, so daß die Henne, welche bisher täglich ihr Ei gab, dann nur alle 2 oder 3 Tage legt. Diejenigen Hennen, welche bei Zeiten wieder zu legen beginnen, sind stets auch die, welche früh gemausert haben und also auch früher wiederhergestellt sind. Wenn man im Hühnerhause stets eine gehörig milde Temperatur unterhält und die Hühner während der Mauserzeit gut füttert, so können sie immerhin 3 bis 4 Eier wöchentlich liefern.

Das junge Huhn fängt zuweilen schon mit 10 Monaten an zu legen; seine Eier sind indeß kleiner und zur Brut weniger geeignet, als von zweijährigen und älteren Hennen.

Wiederholte sorgfältige Studien haben ergeben, daß der Eierstock einer Henne ungefähr 600 Bläschen oder Eierkeime enthalte, mithin dieselbe während ihres ganzen Lebens auch nicht mehr Eier zu liefern im Stande ist, weil sich der Eierstock nicht wieder erneuert, sondern nur die Keime

*) Mit der ersteren Anzahl (120) ist man in Deutschland schon sehr zufrieden.

zur Entwickelung successive heranreifen. Wenn man nun das Alter einer Henne mit 8 bis 10 Jahren annimmt, was beiläufig gesagt, wenige erreichen dürften, und zwar aus dem Grunde, weil in den ersten Jahren der größte Theil der Eier abgelegt wird, und die Fruchtbarkeit sich natürlich später um so mehr verringert, so kann man aus einem ungefähren Ueberschlage sehr leicht berechnen, daß obige Ermittelung zutrifft. Im zweiten und dritten Jahr wird die Zahl der gelieferten Eier den Höhepunkt erreichen, mit dem vierten Jahr schon abnehmen und sich von Jahr zu Jahr verringern. Allerdings läßt sich durch gute Pflege und angemessenes Futter auf die raschere Entwickelung der Eierkeime hinwirken, der vorhandene Stoff wird dann aber auch um so früher erschöpft werden.

Die Bebrütung auf natürlichem Wege.

Wahl der Eier dazu. Zur Brut wähle man Eier von älteren, mindestens zweijährigen Hennen, da solche stärker, ausgebildeter sind, und daher auch größere Eier legen als junge Hennen, aus größeren Eiern aber auch größere Küchlein zu erwarten sind. Die Eier dürfen nicht älter als 21 Tage höchstens sein, dieselbe Zeitperiode, welche das Hühnchen im Ei zu seiner Ausbildung bedarf; sie dürfen ferner nicht angebrütet sein, und gegen das Licht gehalten, durchsichtig scheinen, auch nicht schmuzig, und wenn dies der Fall ist, behutsam abgewaschen werden. Eier von Hennen, welche ohne Hahn leben, d. h. längere Zeit von ihm getrennt waren, sind selbstverständlich nicht fruchtbar, selbst Eier von Hennen, die eines Hahns nicht ermangeln, sind nicht immer fruchtbar Letzterer Umstand hat seinen Grund meistens darin, daß auf einem beschränkten Raum mehr als ein Hahn gehalten wird, und wenn sie auch sonst, obgleich es sehr selten vorkommt, in leidlicher Freundschaft leben, einander aus Eifersucht bei der Begattung stören, wodurch das Ei unfruchtbar bleibt. Mißgestaltete Eier sind gleichfalls zu verwerfen.

Das zukünftige Geschlecht aus dem Ei zu bestimmen ist unsicher, doch giebt es gewisse äußere Merkmale, welche so ziemlich zutreffen. Sind nämlich die Eier an dem einen Ende rund, am andern hingegen spitzig zulaufend, so kann man mit Zuversicht auf Hähne rechnen; sind solche an beiden Enden gleich geformt, so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit, indessen nicht mit eben so voller Gewißheit, auf Hennen rechnen.

Bau der Nester. Zum Brüten dienen am besten die bei Gelegenheit des Hühnerhauses beschriebenen viereckigen Holzkästen, welche mit weichem Stroh ausgefüttert und an einen ruhigen Ort gebracht werden, woselbst die Henne ganz ungestört brüten kann, ohne von andern Hühnern belästigt zu werden. Man wählt hierzu einen vakanten Stall oder ähnlichen Raum, der am Tage geöffnet, des Nachts aber verschlossen wird. Am vortheilhaftesten ist es, mehrere Brüterinnen zu gleicher Zeit zu setzen, um einige vielleicht nicht sehr zahlreiche Bruten vereinigen und sie einer einzigen Henne als Führerin zu übergeben.

Von der Bruthenne. Altere Hennen brüten in der Regel mit mehr Ausdauer als junge, und gewähren den Vortheil, die Küchlein länger zu führen, während junge Hennen oft schon nach 3 bis 4 Wochen sie wieder verlassen, und aufs neue zu legen beginnen, wodurch die armen hülflosen Wesen, zumal bei feuchter und rauher Witterung, häufig zu

Grunde gehen. — Man suchte früher wohl bisweilen Kapaune und selbst alte Hähne zum Brüten zu verwenden, indem man ihnen die Bauchfedern ausrupfte, und die kahlen Stellen mit Nesseln peitschte, indessen ist man hiervon ganz zurückgekommen, und braucht mehr Truthennen hierzu, welche füglich drei Bruten Hühner hinter einander auszubrüten geneigt sind, hierauf aber längere Zeit zu ihrer Erholung bedürfen. Seitdem man in vielen Gegenden sich mit künstlichen Bruten beschäftigt, worüber später ein Mehreres folgt, ist man bei geeigneten Apparaten der Sorge um Brüterinnen enthoben, wenngleich die künstliche Aufzucht schwieriger als die natürliche ist.

Abwartung der Bruthennen.

Eine brütende Henne verläßt gewöhnlich in den Vormittagsstunden ihr Nest auf 15 bis 30 Minuten, um zu fressen, zu saufen, und sich in trockener Erde zu federn, um sich von dem unausbleiblichen Ungeziefer zu befreien, wonach sie von selbst auf ihr Nest zurückkehrt. Man hat daher dafür zu sorgen, daß es ihr weder an Futter und Wasser, noch an Gelegenheit fehle, in der Erde scharren zu können. Befinden sich gleichzeitig mehrere Hennen in demselben Brutlokal, so kommt es wohl mitunter vor, daß sie ihre Nester verwechseln, was durchaus nichts zu sagen hat, nur muß man darauf sehen, daß sich nicht, was auch bisweilen passirt, zwei Hennen auf dasselbe Nest setzen, und ein zweites Nest unbesetzt lassen. Der an manchen Orten eingeführte Gebrauch, die Nester verschlossen zu halten, die Henne täglich einmal vom Neste zu heben, um sie zu füttern, und dann wieder auf das Nest zu bringen, ist deshalb nachtheilig, weil die Henne sich häufig ihrer Excremente während des Brütens auf den Eiern entledigt, was nicht geschehen wird, wenn sie zu diesem Behuf das Nest nach Belieben verlassen kann; auch wird auf diese Art leicht das Ungeziefer überhand nehmen, was oft die Brüterinnen ganz ermattet und dem Tode nahe führt.

Zu den alten Vorurtheilen gehört u. a., daß bebrütete Eier, einmal kalt geworden, als verloren zu betrachten seien. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, denn man hat zahlreiche Beweise, daß Eier, welche durch Erkrankung der Henne 1 bis 2 Tage unbebrütet geblieben und ganz kalt geworden sind, dennoch ausgebrütet wurden, wobei indessen zu bemerken, daß eine mehrstündige Erkältung nur in der zweiten Hälfte der Brutperiode keine nachtheiligen Folgen hat; tritt eine solche ein, nachdem die Eier erst einige Tage bebrütet sind, dann kann man sie als verloren betrachten, da der Embryo noch nicht so viel Lebenskraft besitzt, um der Kälte widerstehen zu können.

Das Ausschlüpfen aus dem Eie.

Soll eine Henne brüten, so bringt man sie an einem kühlen,*) dunkeln und ruhigen Ort unter und giebt ihr nicht mehr Eier, als sie füglich bedecken kann. Die mit Sorgfalt gesammelten Eier müssen aufbewahrt

*) Ein zu warmer Platz würde die Vermehrung des Ungeziefers begünstigen.

worden sein in einer kühlen Temperatur, weil Wärme den Keim bald beeinträchtigen würde. Im Winter lege man einer Henne ein Dutzend Eier unter, während des Sommers aber fünfzehn bis achtzehn, weil die Eier dann leichter zu erwärmen sind. Nach zwanzig bis zweiundzwanzig Tagen werden alle Küchlein ausgeschlüpft sein. Zu Anfang des einundzwanzigsten Tages beginnt das Junge mittelst seines Schnabels sich einen Weg durch die Schale zu bahnen. In diesem Augenblicke kann man den Küchlein, welche sonst dabei vielleicht ums Leben kommen würden, behülflich sein, sich aus ihrem Kerker zu befreien. Man kann in der That leicht mehr für sie thun, als die Henne selbst thut, denn diese leistet dann keineswegs, wie so viele Leute meinen, ihren Brütlingen sehr wesentliche Dienste. Diejenigen, welche glauben, sie sei es, welche die Schale durch Schnabelstöße zerbreche, schweben in großem Irrthum. Zwar giebt die Henne, wenn sie ihre Brut in der Schale piepen hört, Zeichen von Zufriedenheit zu erkennen, aber sie arbeitet durchaus nicht mit ihrem Schnabel an der Oeffnung der fraglichen Gefängnisse; das zu thun ist ihr keineswegs gelehrt worden. Die Hennen bedienen sich ihres Schnabels nur zur Umkehrung und Anderslegung der Eier.

Mit der Spitze seines Schnäbelchens also ertheilt das Junge seinem Kerker wiederholte Stöße, deren erste Wirkung sich nur als ein kleiner Sprung darstellt, der bald einfach, bald zusammengesetzt ist, d. h., es ist oft nur ein einziger Riß, oft aber sind es mehrere Sprünge von ungleicher Länge, welche von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehen. Dieser erste Riß ist gewöhnlich zwischen der Mitte des Eies und seinem dicken Ende, d. h. näher diesem als dem andern. Ist der Sprung sehr bemerklich, so ist das Ei geöffnet, und es wird dies mehr und mehr, je öfter die Stöße sich erneuern. Zuweilen werden dadurch sogar kleine Schalenstücke losgesprengt, welche die sie auskleidende Haut bloßlegen, und es werden diese Stückchen mitunter ziemlich weit vom Eie fortgestoßen. Die Membran unterhalb dieser ersten sich lösenden Schalenstücke ist übrigens in der Regel noch völlig ganz geblieben, so daß selbst mit der Loupe keine Zerreißung sich wahrnehmen ließe, und es begreift sich auch in der That leicht, daß die biegsame und an der Schale festsitzende Membran den Stößen, welche einen harten Stoff sprengen, ihrerseits unschwer widersteht. Fortgesetzte Stöße verlängern nun allmälig die ersten Sprünge, so daß neue Fragmente der Schale springen, und zwar findet dies an verschiedenen Stellen, aber fast immer in gleicher Höhe, statt. Die Stöße haben fast beinahe den ganzen Umfang eines den beiden Enden parallelen Kreises zu durchlaufen, und thun dies auch in der That. Während derselben hält das Junge den Schnabel stets in derselben Lage unter den Flügel. Ein merkwürdiger Umstand ist es übrigens, daß, weil das Thierchen die Schale nach und nach in einem beinahe vollen Umkreise bepickt, es sich nothwendigerweise fast um sich selbst herumdrehen muß.

Die Jungen kommen mit ihrer großen Operation nicht alle in einer und derselben Zeit zu Ende; manche entledigen sich ihrer Schale noch im Verlaufe derselben Stunde, wo sie zu picken begannen; andere entschlüpfen ihr erst nach zwei oder drei Stunden; in ziemlich gewöhnlichen Fällen geht auch ein halber Tag darauf hin; ja es verstreichen mitunter selbst vierundzwanzig Stunden von den ersten anscheinenden Geburtsanstrengungen an. Nicht alle Jungen sind gleich stark, von gleich guter Leibeskonstitution; auch

giebt es deren, welche, wie voller Ungeduld, das Tageslicht zu schauen, ihre Schale schon frühzeitig zu bepicken anfangen. Uebrigens haben sie vor ihrer Geburt einen Vorrath von Nahrung bei sich, der sie der Nothwendigkeit überhebt, deren während länger als vierundzwanzig Stunden nach ihrem Ausschlüpfen zu sich zu nehmen, und zwar besteht dieser Vorrath in einer beträchtlichen Portion Eigelb, das bisher übrig geblieben und nun durch den Nabel in den Körper getreten ist. Das Hühnchen, welches aus seiner Schale hervorgeht, bevor das Eigelb in seinen Körper völlig übergegangen ist, verkümmert und stirbt in der Regel schon wenige Tage nach seiner Geburt.

Das in dem Ei eingeschlossene Küchlein hat ganz allein die Anstrengungen auf sich zu nehmen, welche seine Befreiung aus demselben bedingt, eine Anstrengung, welche man für seine Kräfte weit übersteigend halten würde, wenn die täglichen Beobachtungen nicht lehrten, welche Kräfte es besitzt, und wie es sich ihrer nur zu bedienen hat, wenn sein dermaliger Zustand es das Bedürfniß, geboren zu werden und ein thätiges Leben, so ganz verschieden von dem seiner bisherigen vollkommenen Ruhe, zu beginnen, empfinden läßt. Die Art und Weise, wie seine äußern Körpertheile gelagert sind, läßt es kaum möglich erscheinen, daß es in seiner Macht stehe, die Hindernisse zu beseitigen, welche sich dem Austritt aus seiner ihm zum Kerker gewordenen Wohnung widersetzen. Es liegt nämlich alsdann wie zu einer Kugel geformt; sein Hals hat sich nach der Seite des Bauches hin gekrümmt, in dessen Mitte etwa der Kopf sich befindet; der Schnabel steckt unter einem der Flügel, wie man es bei schlafenden Vögeln sieht, und zwar stets unter dem rechten; die Klauen sind unter dem Bauche gelagert, sowie man es zuweilen bei den Hühnern und Tauben beobachtet, wenn sie nämlich an dem Spieß stecken; die alsdann nach hinten gekrümmten Zehen berühren mit ihrer konvexen Seite fast den Kopf. Der vordere Theil des Jungen liegt gewöhnlich an dem dicken Ende des Eies, wo sich stets ein leerer Raum befindet; in dieser Stellung, welche den Bewegungen, die es zu machen hat, so wenig günstig zu sein scheint, wird es durch eine dicke und starke Membran erhalten; nichtsdestoweniger und ohne irgend seine Stellung zu verändern, führt es das so schwierige Vorhaben aus, seine Schale zu zerbrechen und die starke Membran, worin es eingehüllt ist, und die seinen Anstrengungen nicht minder als die harte, aber zerbrechliche Schale widersteht, zu zerreißen. Die Schnabelstöße, welche das Junge der Schale versetzt, sind oft kräftig genug, um selbst gehört zu werden, und wenn man die rechten Augenblicke erspäht, sieht man sie auch sogar stoßen: der Kopf verbleibt dabei unabänderlich unter dem Flügel. Wenn ich übrigens vorhin sagte, der Kopf des Jungen liege wie bei einem schlafenden Vogel, so habe ich mich nicht ganz richtig ausgedrückt, denn er liegt noch weiter vor, so daß der Schnabel unterhalb des Flügels nach dem Rücken zu hervorragt; indem nun so der Kopf abwechselnd von hinten nach vorn und von vorn nach hinten oder, richtiger, vom Bauche nach dem Rücken und vom Rücken nach dem Bauche hin sich bewegt, stößt er, je nach der Schnelligkeit dieser seiner Bewegungen, mehr oder weniger kräftig an die Schale; er wird hierbei einigermaßen durch den Flügel und den Leib, zwischen denen er steckt und die ihn so am Ausweichen hindern, unterstützt; derselbe hat übrigens ein sehr plumpes Aussehen, da die Größe des Kopfs beim ausschlüpfen wollenden Küchlein im Verhältniß zum übrigen Körper sehr be-

deutend ist, und vereint sich mit dem Halse zu einer so schweren Last für das Thierchen, daß es in der ersten Zeit nach der Geburt sogar noch außer Stande ist, ihn zu tragen. Dagegen macht die Art und Weise, wie alle Theile desselben im Eie geordnet liegen, ihm das Gewicht der fraglichen Theile weniger schwer, in welcher Lage das Ei sich auch immer befinden möge. Je beträchtlicher übrigens die Masse des Kopfes ist, um so stärker fallen natürlich auch die Stöße aus, welche das Hühnchen damit macht. *)

Indeß würde wohl fast jede bedeutende Ausbrütung einige Jungen mehr ergeben, wenn eine helfende Hand diesem oder jenem, dessen Arbeit nicht genug vorrückt, darin beistände; es giebt darunter Schwächlinge oder auch solche, welche, wenn auch hinlänglich stark, auf zu großen Widerstand, sei es nun von Seiten der Schale oder der Membran, stoßen und so der Hülfe bedürfen; und noch andere finden sich, welche, obgleich ebenfalls so kräftig, als es der Geburt nahe Küchlein nur immer sein können, und obgleich auch die sie einschließende Membran und Schale nur von ganz gewöhnlicher Dicke und Konsistenz sind, doch durchaus in der Unmöglichkeit verharren, sich eine zum Auskriechen hinlänglich große Oeffnung zu bahnen, und wäre sie auch gemacht, dennoch sich außer Stande befinden, davon den erwünschten Gebrauch zu machen; in der That, ganz besondere Umstände sind daran Schuld, daß es dem Thierchen nicht möglich ist, sich um sich selbst zu wenden und die dabei nothwendige Art Pirouette, wie wir sie vorhin angegeben haben, auszuführen, damit die Schnabelstöße wenigstens nach und nach einen sehr großen Theil des Umfangs der Schale in Angriff nehmen können; denn sein Körper kann die Lage, worin es sich befindet, nicht verlassen, kurz, es klebet fest. Um einzusehen, wie ein Hühnchen in seiner Schale festkleben kann, bedarf es nichts weiter, als zu wissen, daß zwischen der Membran und seinem Körper noch ein Rest von einer dicken Flüssigkeit, welche nichts anderes als Eiweiß ist, sich vorfindet, daß, sobald diese Flüssigkeit trocken wird, sie ein wirkliches Klebemittel abgiebt, gar sehr im Stande, die Federn, welche mit der Membran in Berührung kommen, daran festzukleben. Das Küchlein nun in einem Eie, worin die Flüssigkeit sich durch die Wärme am meisten verdickt hat, läuft auch um

---

*) Der Irländer Hr. Nolan giebt über die einzelnen Umstände der Entwickelung des Küchleins im Eie während der Bebrütung folgenden interessanten Bericht:

Am 3. Tage wird die embryonale Organisation des Schädels, des Gehirns, des Herzens und des Blutes mittelst eines Vergrößerungsglases sichtbar.

Am 4. Tage läßt sich die Pulsation des Herzens mit bloßem Auge unterscheiden.

Am 6. Tage sind die hauptsächlichsten Gefäße und Organe in ihren ersten Anfängen gebildet; die Pulsation und der Umlauf des Blutes wird wahrnehmbar.

Am 9. Tage haben sich die Eingeweide und Adern gebildet, und die Ablagerung von Fleisch- und Knochen-Substanz beginnt; der Schnabel öffnet sich zum ersten Male.

Am 12. Tage kommen die Federn zum Vorschein; die Hirnschale ist knorplig geworden, und das Küchlein macht seine erste freiwillige Bewegung.

Am 15. Tage sind die Organe, Gefäße, Knochen, Federn dem äußern Ansehen nach bis nahe zum natürlichen Zustande gediehen.

Am 18. Tage hat sich der Lebens-Mechanismus fast ganz entwickelt, und die ersten Lebenszeichen des piependen Küchleins werden hörbar.

Am 20. Tage sieht das Küchlein aus, wie in der Fig. 1.

Am 21. Tage durchbricht das Junge die Schale und ist dann schon nach zwei oder drei Stunden voller Leben und Thätigkeit.

so größere Gefahr, durch seine Federn festzukleben. Gewöhnlich kommt dieser schlimme Zufall jedoch nur dann vor, wenn, nachdem das Küchlein einen ziemlich großen Sprung an der zuerst angegriffenen Stelle zuwege gebracht, es zugleich die Membran eben daselbst zerrissen und sich alsdann einige Zeit lang ruhig verhalten hat; die Luft, welche durch den Ritz ins Innere der Schale gedrungen ist, hat nun anfangs die den Rändern des Spaltes zunächst befindliche Flüssigkeit und dann auch die an einigen Stellen des Innern in einen trocknen und harten Kleister umgewandelt. Will nun das Küchlein seine Arbeit wieder beginnen, so vermag es zwar wohl, mit seinem Schnabel zu agiren, aber es ist ihm nicht möglich, seinen Körper von der Stelle zu rücken; die Anstrengungen, die es zu diesem Behufe macht, sind ihm schmerzhaft, sie entreißen ihm Federn und zwingen es zum Schreien; die Lust, diese Anstrengungen zu erneuern, ist ihm nun entweder genommen, oder wenn es sie wiederholt, so geschieht es nur unter neuen Schmerzensäußerungen und mit nicht besserm Erfolg.

Es sind ziemlich gewisse Zeichen vorhanden, woran sich erkennen läßt, daß ein Küchlein sich in solcher Gefahr befinde, worin es, wenn ihm nicht geholfen wird, nothwendig umkommen muß. Sobald man nämlich wahrnimmt, daß ein ziemlich großer Sprung, der mit Zerreißung der Membran in einer Schale verursacht worden, nach fünf oder sechs Stunden sich noch immer gleich geblieben ist, daß er sich nicht verlängert hat, so läßt sich daraus schließen, daß das Küchlein im Innern des Eies festklebe. Man betrachte nur aufmerksam die Ränder des in dem Häutchen befindlichen Loches, und man wird sehen, daß sie trocken sind, daß keine Flüssigkeit sie anfeuchtet; zuweilen sieht man auch wohl Federn daran kleben. Es ist dann keine Zeit zu verlieren, um für das Küchlein das zu thun, was es selbst gern thäte, wenn ihm die Freiheit dazu nicht genommen wäre. Um ihm nun aus seiner mißlichen Lage zu helfen, klopfe man mit einem harten Gegenstand, z. B. mit dem einen oder andern Ende eines Schlüssels, zu wiederholten Malen, aber nicht zu heftig, an die Schale, bis sich der Sprung zum vollen Umfange derselben verlängert hat, und zerreiße dann das Häutchen unter dem Risse, was leicht mit einer Nadel oder einer feinen Scheere geschehen kann, wobei man sich aber wohl in Acht zu nehmen hat, nicht weiter ins Ei einzudringen, als es die beabsichtigte Zerreißung nöthig macht. Oft läßt sich sogar, ohne Gefahr für das Junge, das Häutchen im ganzen Umfange des Eies schon mit den Fingernägeln, ja mit den Fingern selbst, zerreißen, indem man nämlich, freilich unter Anwendung großer Behutsamkeit, den vordern Schalentheil, welcher durch den Riß von dem andern Theile getrennt ist, abhebt, wobei dann die daran befestigte Membran mit zerrissen wird; in den meisten Fällen darf man indeß nicht versuchen, die ganze vordere Schalenportion auf einmal zu beseitigen, man wird an dem Widerstande, den man empfindet, dann leicht merken, bis wie weit darin zu gehen ist, ohne dem Küchlein zu wehe zu thun. Zeigt sich dieser Widerstand zu groß, so zerbreche man jene vordere Portion der Schale in mehrere Stücke, welche alsdann behutsam getrennt werden, um das Küchlein bloßzulegen; unter diesen Stücken sind namentlich einige, welche eine besondere Schonung erheischen, und zwar die, welche, an den Federn des Gefangenen festklebend, nicht ohne Wehklagen desselben abgerissen werden können. Findet dieses Anhaften nicht in großem Umfange statt, so mag man sich durch die Schmerzenslaute des Thierchens in

seinem weitern Vornehmen nicht irre machen lassen. Allerdings reißt man dem Thierchen dadurch zuweilen Federn aus, häufiger aber wird der den Federn anhängende Membrantheil von der Schale getrennt, und es bleiben so an dem betreffenden Körper, nach seiner Befreiung aus der Schale, einige mehr oder weniger große Hautreste haften, die jedoch nach drei oder vier Tagen stets von selbst abfallen, wenn, wie es mitunter auch vorkommt, das Küchlein nicht blos durch den vordern Theil der Schale, sondern auch durch den hintern hie und da festgehalten wird, so muß natürlich die Ablösung auch hier stattfinden.

So schmerzhaft übrigens diese Operation auch für das Junge ist, so zieht sie doch niemals den Tod desselben nach sich, und sobald sie vollendet ist, erscheint das Thierchen so kräftig, wie nur immer ein Neugebornes sein kann. Auch hängt es von dem, der ihm das Leben rettet, ganz ab, ihm einen Theil Schmerzen zu ersparen, indem er nämlich mit einem in warmes Wasser getauchten linnenen Läppchen die Stellen des Schalenhäutchens, welche mit den Federn zusammenkleben, anfeuchtet, worauf sich dann der Zusammenhang unschwer löst.

Die also festklebenden Jungen sind es indeß nicht allein, welchen man behufs des Ausschlüpfens das Leben zu retten im Stande ist; denn es können auch manche, wie bereits angegeben, nicht zum Auskriechen gelangen, weil sie zu schwach sind, oder auf zu schwer überwindliche Hindernisse stoßen. Es läßt sich dieser Fall leicht denken da, wo das Junge in dem angepickten Eie länger als einen halben bis ganzen Tag zubringt, ohne daß der Sprung sich nach rechts hin erweitert, ohne daß die Membran zerreißt, oder bloßgelegt wird; es fehlen ihm eben die nöthigen Kräfte zur Vollendung seines Werkes, und man leistet ihm daher einen wesentlichen Dienst, wenn ihm zur Geburt, und zwar ohne längere Wehen, verholfen wird; nachdem man die Schale in ihrem ganzen Umfange zum Bersten gebracht, auch die Membran zerrissen hat, ist alle Schwierigkeit, die vordere Portion derselben abzuheben, beseitigt. Sowie nun das Küchlein ans Tageslicht gelangt ist, falls nämlich die Hülfe nicht zu spät kam, zieht es den Kopf aus dem deckenden Flügel hervor, streckt den Hals und säumt gewöhnlich nicht, die nothwendigen Anstrengungen zu machen, um auch den Theil der Schale, in welchem es sich noch befindet, zu verlassen.

Dieser gar vielen Küchlein so wesentliche Beistand würde jedoch für andere wieder nur unheilbringend sein können; ich meine daher auch nicht, daß man sich damit allzusehr zu beeilen habe. Ich rathe vielmehr nur, solche, welche nahe an 24 Stunden zugebracht haben, ohne daß sie zum Ausschlüpfen gelangen, darin zu unterstützen. Ich habe bereits angeführt, daß manche Küchlein zu große Ungeduld an den Tag legen, ihre Schale zu bepicken, noch ehe das übrige Eigelb in ihren Körper ganz übergegangen ist; diese würden sich nun eben nicht wohl dabei befinden, wenn man ihnen schon einige Stunden, nachdem sie in fraglicher Weise zu picken begonnen haben, zur Geburt verhülfe.

Sobald bei menschlicher Nachhülfe, möge sie selbst noch so vorsichtig bewerkstelligt werden, Blut fließt, kann man das Hühnchen als verloren betrachten, denn es beweist, daß noch nicht die vollständige Reife vorhanden ist, und der Zutritt der Luft wirkt tödtend. Im Allgemeinen verräth die sich lange verzögernde Geburt eine gewisse Schwäche, und Küchlein, die

sich nicht selbst aus der Schale vollständig zu befreien vermögen, erreichen meistens nur ein Alter von wenigen Tagen.

Das Aufziehen der Küchlein.

Nachdem sämmtliche Jungen ausgeschlüpft sind, versetze man sie mit der Glucke vom Neste an einen warmen Ort, wo sie ohne Gefahr sich ergehen können. In der That darf dem Küchlein am ersten Tage nach seiner Geburt noch nichts geboten werden, weil es kein Bedürfniß hat, eher als zu Ende der ersten vierundzwanzig Stunden und selbst später etwas in seinen Kropf aufzunehmen. Man reizt und bestimmt es zwar wohl, schon eher nach Nahrung zu picken, wenn sie ihm nach zehn oder zwölf Stunden geboten wird, aber ohne noch eigentlich Hunger zu haben. Eine beträchtliche Portion Eigelb ist, wie schon angegeben, von dem Thierchen in seiner Schale nicht konsumirt worden; erst kurz vor seiner Geburt kommt auch sie seinem Magen zu Gute, sie ist verdaut und dient ihm folglich zur Nahrung: man wundere sich daher nicht, wenn das Küchlein trotz seines langen Fastens dennoch stärker wird.

Für die ersten fünf oder sechs Tage ist gestampfter Hirse und mit ganz fein gehackten Eiern gemischte Brodkrume zur Nahrung zu reichen; später giebt man Abgänge von Weizen oder andere feine Körper, sobald nämlich ihr Schnabel zu erhärten beginnt. Dieses Futter streue man in einen Käfig, dessen Stangen nicht weit genug aus einander stehen, um dem erwachsenen Federvieh Zugang zu gewähren, wohl aber, um die Küchlein zwischen sich eindringen zu lassen. Das Bedürfniß zu saufen findet sich fast zugleich mit dem des Fressens ein: man darf daher nicht vergessen, sie bei Zeiten mit einem Näpfchen voll Wasser zu versehen, das man übrigens in der Weise befestigt, daß sie es nicht umwerfen können. Dasselbe darf auch weder zu groß noch zu tief sein, damit sie, wenn sie etwa hineintreten, weder darin ersaufen, noch sich weiter als die Beinchen naß machen können; gewöhnlich aber halten sie sich außerhalb des Gefäßes, wenn sie mit ihrem Schnabel Wassertropfen einnehmen und sie, unter Hebung des Halses und Kopfes in ihre Kehle fließen lassen. Bei kaltem oder feuchtem Wetter darf man sich nicht beeilen, sie aus ihrem Brutkorbe herauszulassen; ist jedoch nach Verlauf von acht Tagen die Witterung schön, dann bringt es keinen Nachtheil, wenn die Küchlein ins Freie kommen.

Vor Allem ist sorgfältig darüber zu wachen, daß die jungen Hühnchen, solange sie noch im Flaum herumwandeln, keinen Regenschauer erhalten, weil dies sofortige Erkältung und ihren Tod unausbleiblich nach sich ziehen würde; sind sie vollständig befiedert, schadet ihnen der Regen weniger. Gutes Futter in der ersten Lebensperiode fördert wesentlich das Wachsthum; sie fressen mit vieler Begierde Würmer, klein gehacktes Fleisch, Ameiseneier und dergleichen, auch darf es ihnen nicht am Grünen fehlen, überhaupt häufige Abwechselung sagt ihnen am besten zu.

Um Ersatz zu haben für Glucken, welche möglicherweise, sei es durch Krankheit, sei es durch einen unglücklichen Zufall, einige Tage nach der Geburt der Küchlein darauf gehen, ist es gerathen, ein brutlustige Henne in Reserve zu halten, dergestalt, daß man eine derartige Henne auf einigen verdorbenen oder nachgeahmten Eiern sitzen läßt. Tritt der Fall des Bedarfs ein, so werden des Abends spät, wenn es ganz dunkel geworden,

die Eier hinweggenommen, und die kleinen Hühnchen eines nach dem andern der Henne untergeschoben, die den nächsten Morgen sich über ihre muthmaßlich selbst ausgebrütete Familie freuen und alle Mutterpflichten an ihr üben wird.

Fütterung der Hühner.

Während im freien Naturzustande lebende Hühner, die Winterzeit ausgenommen, fast keiner Pflege und keines Futters als gelegentlich einiger Hände voll geringer Körner bedürfen, da sie ihren Unterhalt in Grasgärten, vor den Scheunen und auf den Düngerstätten finden, so ist es ein anderes Verhältniß, wenn Hühner in geschlossenen Abtheilungen oder in sehr großer Menge gehalten werden. Das Huhn ist von Natur auf verschiedenartige Nahrung, sowohl vegetabilische als animalische hingewiesen, und auf der Vereinigung dieser Stoffe beruht ihr Gedeihen. Wollte man ein Huhn lediglich mit Körnern füttern, so würde dies, abgesehen von der größeren Kostspieligkeit, sehr bald zu Unverdaulichkeit und Abmagerung führen; wollte man es hingegen nur mit Fleisch füttern, so würde dies, einige Zeit fortgesetzt, andere nachtheilige Folgen haben, Ausschlagkrankheiten und ähnliche Uebelstände herbeiführen. Die Aufgabe bleibt daher, ein den Hühnern zusagendes, abwechselndes und möglichst billiges Futter zu verabfolgen. Was nun die Körner betrifft, so verschmähen die Hühner den Roggen, den sie nur in äußerster Noth verzehren, wogegen sie Hafer, Gerste, Waizen, Buchwaizen und Mais gern verzehren. — Mehrfache genaue Versuche haben ergeben, daß man eine nicht unbedeutende Ersparniß erzielt, wenn man die zum Futter bestimmte Gerste, sowie den Mais bis zum Aufspringen kocht, bei den übrigen oben erwähnten Fruchtsorten aber durch das Kochen nichts gewinnt, da sie, des bedeutenden Aufschwellens ungeachtet, eine um so größere Quantität verzehren. Nächstdem sind gekochte, klein zerdrückte, mit Kleie vermischte Kartoffeln ein gutes und nahrhaftes Futter. Als grüne Nahrung sind junger Klee, Gras, Salat, später Runkelrübenblätter, im Herbst Akazienblätter, und im Winter Kohl zu empfehlen, dergestalt, daß sie zu jeder Jahreszeit keinen Mangel an Grünem leiden. Um ihnen animalische Nahrung zu verschaffen, ist man auf die Idee der Maden-Erzeugung gekommen, worüber eine nähere Beschreibung in dem folgenden Artikel: „Würmereien“ enthalten ist. Vermögen sich die Hühner im Freien Regenwürmer und allerhand Insekten selbst zu suchen, so hat man auch keine Würmereien nöthig; übrigens verzehren die Hühner allerlei Abgänge von Fleisch, Gedärme u. s. w. im rohen wie im gekochten Zustande. Geflissentlich verbreitete Erzählungen, wie in Paris z. B. Tausende von Hühnern ausschließlich mit dem Fleisch gefallener Pferde gefüttert werden, gehören in das Reich der Fabeln, denn nicht allein, daß es höchst gefährlich wäre, Fleisch von kranken Thieren zu verfüttern, namentlich in rohem Zustande, würden die Hühner selbst nicht blos allerhand krankhafte Zufälle davon tragen, sondern das Fleisch derselben und der von ihnen gelegten Eier würde einen abscheulichen Geschmack annehmen, wie mehrfache Versuche sattsam erwiesen haben.

Als ein billiges und zugleich nahrhaftes Futter dient eine breiartige Mischung von Kartoffeln, allerhand Abgängen von Gemüse, Rüben aller

Art, Kürbis, Kohlrabi, u. s. w., welche Gegenstände gekocht, da im rohen Zustande die Hühner sie nicht fressen würden, mit Futtermehl oder Kleie vermischt zu einem dichten Brei geknetet und kalt vorgesetzt werden. Ueberhaupt darf man nie irgend ein Futter warm, sondern nur ganz abgekühlt verabreichen.

Würmereien.

Um die Hühner gesund zu erhalten, ihren Appetit zu schärfen, das Eierlegen zu beschleunigen und zugleich an Körnerfutter zu sparen, hat man auch daran gedacht, den Hühnern reichlich Würmer, wonach sie sehr begierig sind, zu verschaffen, indem man Würmereien anlegte. Dies geschieht nun auf folgende Art: Man gräbt eine Grube, deren Boden in der Höhe von 15 Centimeter (6 Zoll) mit sehr fein gehacktem Waizenstroh bedeckt wird; darauf kommt dann eine Lage Pferdemist und darüber eine Schicht Erde, worauf man die Grube weiter mit Blut, Weinträbern, Hafer, Kleie, thierischen Eingewaiden und Aesern 2c. füllt. Damit das Federvieh nicht darin herumscharre, bedecke man Alles sorgsam mit großen Steinen und Strauchwerk. Der Inhalt der Grube wird nun bald in Fäulniß übergehen und zur Entstehung von Tausenden von Würmern oder eigentlich Maden Veranlassung geben. Jeden Morgen wird dann mit drei oder vier Spatenstichen die tägliche Portion Würmer herbeigeschafft und diese auf dem Hühnerhofe gehörig vertheilt, denn es würde gefährlich sein, wenn man das Federvieh ganz nach Belieben davon fressen lassen wollte.

Das Kapaunen.

Das Kapaunen, oder das Kastriren der Hähne bezweckt, das Fleisch derselben fetter und zarter zu machen. Man nimmt diese Operation im Frühjahr oder Herbst vor, weil im Sommer die Wunde gar oft brandig wird. Sind die Hähne etwa vier Monate alt, so haben sie das zum Kastriren geeignete Alter. Zur Verrichtung dieser Operation versieht man sich mit einem sehr scharfen Messer und einer Nadel, in welche ein wohlgewichster Zwirnsfaden gefädelt ist, und geht alsdann in folgender Weise ans Werk.

Ein Gehülfe legt und hält das Thier auf den Rücken, den Kopf nach unten, damit die Eingewaide, nach der Brust hin geneigt, nicht so leicht der Gefahr ausgesetzt seien, von dem Instrumente, womit man den Bauch öffnet, verwundet zu werden; der Bürzel wird gegen den Operateur gewendet, das rechte Bein an den Leib gehalten, das linke dagegen hinterwärts, um die linke Weiche, worauf der Einschnitt gemacht wird, bloßzulegen. Unterhalb dieser Körpergegend macht dann der Operateur, nachdem er daselbst die Federn ausgerupft hat, einen Einschnitt bis in die Bauchhöhle, und so groß, daß man den Finger einführen kann. Der Vorsicht gemäß, hebt man in dem Augenblicke, wo dieser Einschnitt gemacht wird, die Wände der einzuschneidenden Bauchgegend etwas ab, um sie von den Eingewaiden zu entfernen und um so sicherer zu sein, daß letztere nicht mit dem Instrumente in Berührung kommen. Sollten einige Eingewaide durch die Wunde entweichen wollen, so hält der Operateur sie zurück, und indem er sodann den Zeigefinger in die Bauchhöhle einführt, nimmt er

damit die Richtung nach der Nierengegend, etwas links von der Mittellinie, hin. Dort fühlt er einen Körper mit glatter Oberfläche, von der Größe einer kleinen Bohne und wenig anhängend: er reißt denselben ab und bringt ihn durch die Oeffnung der Wunde nach außen. Auf dieselbe Weise verfährt man hinsichtlich des zweiten Testikels, der sich zur Seite des ersten rechts von der Mittellinie befindet. Die Lippen der Wunde werden dann einander genähert und durch einige Nadelstiche in Berührung gehalten, womit nun die Operation beendet ist. Die dem Thiere nach der Operation zu widmende Sorgfalt besteht nur darin, es einige Tage an einem mildtemperirten Orte zu halten, und wo es auch keine Anstrengungen zum Auffliegen machen kann, ihm auch ein kräftiges Futter zu reichen, z. B. gute Körner, in fettem Wasser gebrüht, Brod, in rothem Wein, Cider oder Bier gekocht, jedoch so, daß es nicht berausche, oder auch Mehl und Kleie, mit Wasser eingerührt.

Noch werden den kastrirten jungen Hähnen Kämme und Glocken abgeschnitten Die Operation an und für sich ist auch deshalb schwierig, weil bei manchen Gattungen sich die Testikel sehr spät entwickeln, und in dem Alter von 3 bis 4 Monaten oft noch so klein sind, daß sie kaum aufgefunden werden. Ein richtig operirter Kapaun zeigt an der Stelle, wo ihm der Kamm abgeschnitten worden, eine ganz blaße Röthe; erscheint diese Stelle lebhaft roth, so kann man daraus schließen, daß die Operation nicht gelungen ist.

Das Mästen der Kapaune, Poularden und jungen Hühner.

Hühner können auf verschiedene Art gemästet oder reicher an Fleisch und Fett gestaltet werden: 1) bei freier Bewegung und gutem Futter, 2) eingesperrt bei entsprechendem Futter, wovon sie selbst nach Belieben zu sich nehmen können, und 3) bei unfreiwilliger Fütterung. Sämmtliche drei Arten unterliegen Modifikationen, und besonders die letzte derselben wird auf mannichfache Weise gehandhabt, wobei die Beschaffenheit der zu mästenden Vögel und das aufzuwendende Futter von Einfluß sind. Mehrere der akklimatisirten ausländischen Raçen, wie z. B. die Cochinchina und ihnen verwandte Sorten, neigen vermöge ihres phlegmatischen Temperaments bei einigermaßen reichlichem Futter von selbst zum Ansatz von Fleisch und Fett hin, besonders im zweiten und dritten Jahre ihres Lebens, sie werden sich daher häufig sehr wohl auf die Tafel eignen, ohne daß eine besondere Absperrung oder eigentliche Mast erforderlich wäre. Allein, wenn man einen saftigen Braten erzielen will, so sind hierzu ganz natürlich jüngere Vögel geeigneter. Man wird zwar auch ältere Hennen durch künstliche Mast in einen starken Fettansatz bringen können, das Fleisch derselben wird aber jederzeit härter und zäher als dasjenige jüngerer Exemplar bleiben. Am allerwenigsten eignen sich Hähne in reiferem Alter zur Mast, da schon ihr hitziges Temperament sie hindert, sich gelassen einer ruhigen Einsperrung zu unterwerfen. Größere Aufmerksamkeit werden dagegen Kapaune verdienen, da sie jeder schädlichen Aufregung fern bleiben, wobei sich von selbst versteht, daß die unumgängliche Operation nur an jungen Hähnen vorzunehmen ist, weil sie bei älteren, welche bereits zur Zucht gedient haben, eben so gefährlich als nutzlos sein würde, indem deren Fleisch bereits eine zu große Zähigkeit erlangt hat.

Bei dieser Gelegenheit möge nicht unerwähnt bleiben, wie mehrseitig eingezogene Erkundigungen, durch das aufrichtige Geständniß verschiedener größerer französischer Hühnerzüchter bestätigt, das Ergebniß geliefert haben, daß die unter dem Namen Poularden auf den Markt gebrachten und ziemlich theuer verkauften Vögel nichts anderes sind, als junge erwachsene Hennen, gemästet, bevor sie angefangen haben, zu legen. Nach dem übereinstimmenden Urtheil mehrerer Anatomen ist es eben so schwierig als gefährlich, und theilweise unausführbar, die Operation bei Hennen vorzunehmen, welche, richtig vollzogen, in der Beseitigung des Eierstocks bestehen müßte, und daß die in manchen Werken zu diesem Behuf empfohlene einfache Hinwegnahme der beiden kleinen ovalen Körper unter dem Bürzel zu gar nichts führe, weil dies nur Fettdrüsen, keineswegs aber die vermeintlichen Eierstöcke sind. Daher möge man sich versichert halten, daß Poularden nur junge gemästete Hennen sind, welche durch besondere Sorgfalt zu dem hohen Grade von Vollkommenheit gelangten. Wie so vielseitig in Werken über Hühnerzucht durch gegenseitiges Abschreiben irrige Ansichten und häufig entschiedene Unwahrheiten zu lesen sind, so ist es auch u. a. mit der Behauptung der Fall, Hennen mit gelben Füßen eigneten sich nicht zur Mast. Bekanntlich haben aber fast alle Cochinchina gelbe Füße, und doch werden sie beinahe ohne Mast ziemlich schwer.

Wenn es nun auch nicht erforderlich ist, die jungen Hennen einer gefährlichen und schwierigen Operation zu unterwerfen, so ist es doch mit den jungen Hähnen ein anderer Fall, und von sachkundiger Hand vorsichtig unternommen, wird selten der Verlust eines Hahnes zu beklagen sein. Allerdings eignen sich einige Racen vorzugsweise hierzu, und man kann im Allgemeinen annehmen, daß diejenigen jungen Hähne, bei denen schon in halberwachsenem Zustande Kamm und Glocken ziemlich groß sind, auch bereits Neigung zum Treten bezeigen, auf eine hinreichende Entwickelung der Testikeln schließen lassen, während andere Racen, die erst später nach beinahe vollständig beendetem Wachsthum als Hähne aufzutreten pflegen, sich weit weniger dazu eignen, indem namentlich bei den Cochinchina, Brahma-Pootra u. s. w. jene Theile im Alter von einigen Monaten noch so unausgebildet sind, daß man sie schwer finden und erfassen kann, die Operation bei erlangter Größe aber gefährlicher und überhaupt der erforderlichen Manipulation wegen nicht mehr ausführbar ist. Solche sich erst später entwickelnde Gattungen werden daher als junge Hähne mit gutem Erfolg gemästet werden können.

Dies vorangeschickt, dürfte es sich nur darum handeln, auf die verschiedenen Arten der Mast überzugehen. Durch gutes, reichliches und abwechselndes Futter wird man bei jungen kräftigen Hähnen, namentlich bei solchen von ruhigerem Temperament, auch im Zustande der Freiheit eine wesentliche Zunahme, vielleicht weniger an Fett, aber mehr an Fleisch zu bewirken im Stande sein, doch wird das gewünschte Resultat nicht so schnell und auch nicht so vollständig erreicht werden können, als wenn man zu einer engern Haft schreitet. Auch diese Maßregel unterliegt verschiedenartiger Anwendung. Man sperrt die zur Mast bestimmten Exemplare einzeln oder mehrere zusammen ein, man verabfolgt ihnen das Futter zum beliebigen eigenen Gebrauch oder man zwingt ihnen eine Quantität desselben wider ihren Willen ein. Schwierig, wenn nicht unmöglich bleibt es, ein noch im Wachsthum begriffenes Hühnchen vollständig fett zu machen, allein

man vermag sehr wohl, auf besseren Fleischansatz und selbst auf etwas Fett hinzuwirken. In diesem Zustande giebt es einen herrlichen Braten, welcher gewissermaßen einen pikanteren Geschmack hat, als ein vollkommen ausgemästetes Exemplar. Um ein Hühnchen dahin zu bringen, darf man es nicht enge einsperren, sondern man muß ihm seine Freiheit lassen, und ihm täglich dreimal zu bestimmten Stunden Buchwaizen oder Heidekorn geben, sowie einen Teig von gekochten zerquetschten Kartoffeln mit Kleie, oder noch besser mit ungesiebtem Mehl angerührt. Es versteht sich, daß man diese Hühnchen von den andern frei herumlaufenden Hühnern absondern muß. Auf ähnliche Weise kann man auch erwachsene Exemplare mästen, allein es würde mehr Zeit erfordern und nicht so vollständig als in engerer Haft gelingen. Auf alle Fälle aber wird man wohl thun, auch mit ihnen auf gleiche Weise zu beginnen, so zu sagen, eine Vormast, dergestalt, daß alsdann etwa 14 Tage Einzelnhaft hinreichen werden, um sie ganz fett zu machen, während in dürrem Zustande eingesperrt, 30 bis 40 Tage erforderlich sind, um sie so weit zu bringen, überdies in den meisten Fällen sie wohl fett, aber weniger fleischig sein werden.

Ein anderes Verfahren ist folgendes: man nimmt die jungen Hühnchen im Alter von reichlich 2 Monaten, und bringt ein jedes derselben einzeln in einen Käfig, dessen Beschreibung weiter unten folgt. Gekochte Kartoffeln mit Kleie, zu gleichen Theilen gemischt und einen Teig davon geknetet, wirken am schnellsten und vortheilhaftesten in jeder Hinsicht. Dieser Teig muß jedoch jeden Tag frisch bereitet und dreimal täglich davon gefüttert werden, früh um 6 Uhr, Mittags und Abends zwischen 5 und 6 Uhr. Diese Methode ist indessen nur bei jungen Hühnern von 2 bis 4 Monaten anwendbar; in 4 bis 6 Wochen ist der Zweck erreicht. Nachdem die beiden ersten Mahlzeiten eingenommen, werden die Hühnchen in Dunkelheit versetzt, und nach der Abendmahlzeit bleiben sie bis zum andern Morgen im Dunkeln; sie dürfen jedoch früh erst eine Stunde nach der Erhellung ihres Lokals, welches weder feucht noch kalt sein darf, gefüttert werden. Die zu benutzenden Käfige werden von Fichtenholz oder auch einer andern Holzart angefertigt, auf 40 Centimeter hohe Säulen gestellt, der Boden aus glatten Latten von 1 Zoll Breite, und ebenso 1 Zoll von einander entfernt. Die Zwischenabtheilungen der einzelnen Käfige unter sich sind von Bretern, damit jedes Hühnchen vollkommen isolirt sei, die Decke besteht aus grober dünner Leinwand oder einem andern leichten, Luft durchlassenden Stoff. Vorn und hinten sind zwar ebenfalls Latten, allein zugleich an beiden Stellen Klappen von Holz oder anderem dichten Stoff, um die erforderliche Dunkelheit herbeiführen zu können. Im vordern Theil muß eine Oeffnung sich befinden, von hinlänglicher Weite, damit das Hühnchen den Kopf durchzustecken vermöge. Ein jeder solcher Käfig, für ein Hühnchen bestimmt, ist 22 Centimeter breit, 33 Centimeter hoch und 50 Centimeter tief. Unter der Oeffnung, durch welche das Hühnchen den Kopf steckt, wird längs der ganzen Reihe der Käfige ein kleiner Freßtrog angebracht, in zwei Theile zerfallend, der eine etwas größere zur Aufnahme des Futters, der andere kleinere für das täglich frisch zu gebende Wasser. In einer Entfernung von 25 Centimeter unter dem Boden der Käfige ist ein Bret anzubringen, um die durch die Sprossen fallenden Ausleerungen aufzunehmen. Dieses Bret muß jeden Morgen,

und das Innere der Käfige mehrmals wöchentlich gereinigt werden, um den übeln Geruch und die schädlichen Ausdünstungen zu beseitigen.

In Belgien, vorzugsweise in der Kampine, wird sehr viel Geflügel gemästet, und zwar lediglich mit ungebeuteltem Mehl von Heidekorn oder Buchwaizen, welches mit Hülfe von abgenommener Milch oder Buttermilch zu einem festen Teig verarbeitet wird. Hiermit wird zweimal täglich, früh und Abends gefüttert. Man bedient sich in dieser Gegend Belgiens seltener der einzelnen Käfige, sondern größerer aus Latten verfertigter Kästen oder Körbe, in welche 6 bis 8 junge Hähne oder Hennen nach Maßgabe des Raumes zusammengesperrt werden. Diese größeren Käfige werden auf den stark mit Stroh bedeckten Fußboden gestellt, und das Stroh öfter erneuert, um mehrseitigen Folgen der Unreinlichkeit vorzubeugen, nächstdem ein dunkler ruhiger Aufenthaltsort gewählt.

Auch hierin findet Verschiedenheit statt; in einigen Gegenden wird das Futter zum beliebigen Gebrauch vorgesetzt, in andern dagegen werden sie mit Nudeln, aus dem nämlichen Teig bereitet, gestopft. Um nun bei einer größeren Anzahl auf der Mast befindlichen Hühner keins derselben zu übergehen, pflegt man einen der größern Körbe leer zu halten, in den die gestopften Hühner gesperrt werden. Diese in der Kampine befolgte Methode gewährt ganz gute Resultate und ist nicht schwierig in der Ausführung.

Wenn nun aber die sogenannten Poularden und Kapaune von Mans einen viel verbreiteten Ruf erlangt haben, so ist damit durchaus nicht bewiesen, daß solche sämmtlich von Mans selbst stammen, vielmehr werden deren in vielen Orten der Normandie gezogen, und nur unter diesem Namen verkauft. Es ist indessen interessant, zu untersuchen, in wiefern die im nördlichen Frankreich angewandte Methode von der in Belgien üblichen mehr oder weniger abweicht. Man nimmt an, daß im Ganzen etwa 6 Wochen erforderlich sind, um ein Huhn zum höchst möglichen Grad von Fettheit zu bringen. Sie werden zu diesem Zweck in einen etwas dunkeln Ort gebracht, und erhalten als Vorbereitung einen Teig, von Heidekornmehl, zur Hälfte mit Kleie vermischt, um davon nach Belieben zu fressen, und hinlänglich Wasser zum Saufen. Nach ungefähr 8 Tagen dieser Vorbereitung bringt man sie in einzelne Abtheilungen, ebenfalls in ein dunkles, ruhiges Gemach, damit das Huhn in der Verdauung auf keine Weise gestört werde. Zweimal täglich begiebt sich der Stopfer in das dunkle Gemach, begleitet von einer, nur ein ganz schwaches Licht werfenden Lampe, und steckt jedem Huhn eine Nudel von Gersten- und Heidekorn geknetet und in Milch eingeweicht in den Hals. Eine solche Nudel ist $1\frac{1}{2}$ Centimeter im Durchschnitt dick und 6 Centimeter lang. Der Stopfer taucht sie in Milch, um sie besser hineingleiten zu lassen, und befördert sie in den Kropf, indem er am Halse des Huhns herunterstreicht. Von diesem Zeitpunkt an säuft das Huhn nur noch einige Tropfen dünner Milch nach eingenommener Mahlzeit. Nach und nach wird mit der Anzahl dieser Nudeln bis auf 12 und selbst 15 Stück für jedes Huhn und jede Mahlzeit gestiegen. Bevor man jedoch mit diesem Stopfen vorgeht, muß man sich zuvor überzeugen, ob die frühere Mahlzeit gehörig verdaut ist. Wäre dies nicht der Fall, so muß man einige Löffel gute Milch einflößen. Gegen das Ende der Mast giebt man sogar zur Nacht noch eine Mahlzeit. In dieser Periode muß man den Kapaun oder die Poularde, wenn man sie wieder in ihren Käfig bringt, jedesmal auf eine andere Seite setzen,

denn sie können sich dann weder mehr auf den Beinen erhalten, noch überhaupt sich bewegen. In den letzten Tagen der Mast mischt man den Nudeln noch etwas Fett bei, welche Zugabe außerordentliche Früchte trägt. Die vollständige Mast eines Exemplars erfordert durchschnittlich 20 bis 28 Pfund Mehl von Gersten- und Heidekorn, was durch Anfeuchtung bis 30 Pfund betragen kann.

Noch wird in Frankreich häufig die Zusammensetzung in folgender Art gemacht: ein Drittel fein gesiebtes Heidekornmehl, ein Drittel Gerstenmehl und ein Drittel Hafermehl, auch zur Mischung des Teiges nur gute Milch, wie die Kuh sie giebt, genommen, was sämmtlich sehr gut nährende Stoffe sind.

Man will ferner sowohl in der Normandie als auch in England die Beobachtung gemacht haben, daß beim Geflügel wie bei den Säugethieren stets die Nachkommen einer Zucht, wo der männliche Theil noch jung gewesen, sich weit besser zum Mästen eignen, als wenn solche von ältern Vätern herrühren. Diesem Grundsatz entsprechend pflegt man in der Normandie, an Orten, wo es hauptsächlich auf Mästung abgesehen ist, vorzüglich nur Hähne vom vergangenen Jahr zur Zucht gehen zu lassen, während, wie früher erwähnt, allerdings von jungen Hühnern auch wieder mehr Hähne als Hennen in der Nachzucht fallen.

Erfahrene Züchter wollen ferner durch langjährige Versuche die Ueberzeugung erlangt haben, daß zwar alle mehlhaltigen Produkte zur Federviehzucht dienen können, jedoch nicht mit gleich günstigem Erfolge. Man hat z. B. beobachtet, daß trockene Gemüse, wie Erbsen, Bohnen, Wicken ꝛc. mehr zur Mast der Vierfüßler beitragen, als Getreidesorten, z. B. Roggen, Gerste, Hafer, Heidekorn, gerade im Gegentheil aber letztere mit größerem Nutzen für das Geflügel in Anwendung zu bringen sind. Indessen findet auch hierin ein Unterschied statt: Roggen, den das Geflügel überhaupt in rohem Zustande verschmäht, und sogar Weizen, tragen nicht so viel zur Fleischerzeugung bei als Heidekorn; Hafer und Gerste wirken wieder weniger auf den Fettansatz als Heidekorn, während Bohnen und Erbsen, in welcher Form und Zubereitung man sie auch füttern möge, weder auf Fleisch noch auf Fett von günstigem Einfluß sind. In der Normandie und Belgien wird daher Heidekorn als ein Hauptfaktor für die Mast anerkannt, entweder mit Kartoffeln oder Getreidegattungen in Mehlform vermischt. Es unterliegt indessen keinem Zweifel, daß Mais sich ebenfalls vortrefflich für Mast eignet, und wenn er in den genannten Gegenden hierzu keine Verwendung findet, so liegt es nur darin, daß er daselbst überhaupt wenig angebaut wird; im südlichen Frankreich, Italien ꝛc. hingegen wird er allgemein gebaut und findet seine gute Verwendung. Auch in Deutschland wird der Anbau des Mais immer stärker und mit gutem Erfolge zur Mast aller Arten Geflügels betrieben; nur darf man nicht unsichere spätreifende, sondern kleinere frühreifende Sorten wählen.

Aufbewahrung der Eier und Federn.

Um Eier lange frisch zu erhalten, muß man sie an trockne Orte legen, in welchen jedoch keine zu hohe Temperatur herrschen darf. Weil aber die äußere Luft durch die Poren der Schale eindringt, sich also der in ihrem Innern enthaltenen Luft mittheilt und dadurch eine allmälige Zer-

setzung und Verflüchtigung des Eierstoffes bewirkt, so muß diese Mittheilung verhindert werden, indem man der Schale einen gehörig deckenden Ueberzug giebt. Sie halten sich auch in gesiebte Holzasche oder Kleie gelegt. Alle sonst empfohlenen Ueberzüge von Oel, Firniß, Fett u. s. w. sind theils mühsam, theils kostspielig; das einfachste und zweckdienlichste Mittel ist unter allen Umständen Kalkwasser, welches von den meisten Personen, die sich mit Eierhandel beschäftigen, sowie von Zuckerbäckern, Köchen u. s. w. angewendet wird. Man bereitet es, indem man Wasser kocht, damit es seine Kohlensäure und atmosphärische Luft abgebe, löst dann frisch gebrannten Kalk darin auf, rührt die Mischung einigemal um, gießt das Wasser ab und auf die in Töpfe gelegten Eier, wodurch sich ein Ueberzug von kohlensaurem Kalk um die Schale bildet, welcher die Einwirkung der Luft abhält. Dieses Kalkwasser muß die Eier nicht nur vollständig bedecken, sondern sie sogar noch einige Zoll hoch überragen. Hierbei ist sorgfältig darauf zu sehen, daß die einzulegenden Eier sowohl von Schmutz ganz befreit, als auch keine Verletzung der Schale an sich tragen, indem defekte Eier zuerst in Fäulniß übergehen und das Verderben des übrigen Inhalts herbeiführen würden. Da die Preise der Eier im Winter oft diejenigen des Sommers um das Doppelte übersteigen, so gewährt der Handel mit Eiern in der Regel einen recht anständigen Nutzen.

Was die Aufbewahrung der Federn betrifft, so müssen sie sogleich nach dem Tode des Thieres, während es noch warm ist, ausgerupft werden; sie könnten sonst verderben und die Elasticität verlieren. Man trocknet sie in einem Backofen und bewahrt sie an einem trockenen Orte gleich andern Federn. Uebrigens sind Hühnerfedern zum Gebrauch wenig beliebt und werden meistens nur für ordinäre Betten verwendet.

Die Krankheiten der Hühner.

Die Thierheilkunde läßt bekanntlich der Forschung noch ein weites Feld offen, denn die äußern Symptome täuschen oft und gewähren keinen ganz sichern Anhalt. Dies trifft bei den Hühnern ebenfalls zu; ein krankes Huhn zu heilen, bleibt in sehr vielen Fällen mißlich, und man hat daher um so mehr Sorge zu tragen, durch geeignete, dem Naturzustande entsprechende Maßregeln dem Krankwerden möglichst vorzubeugen. Es existiren eine Menge Schriften mit Recepten gegen Hühnerkrankheiten; wenn nun auch nachstehend mehrere derselben angeführt werden sollen, so ist doch Niemand im Stande, irgend eine Garantie dafür zu übernehmen; es geht damit ungefähr wie mit den Zahnschmerzen: man hat Hunderte von Mitteln, und oft hilft kein einziges. Ein sehr einfaches, jedenfalls unschädliches und oft helfendes Mittel ist, wenn ein Huhn ohne sonst wesentliche Erscheinungen nicht recht heiter scheint und wenig Appetit zeigt, ihm ein paarmal des Tages eine Knoblauchzehe einzugeben; oder auch einen kleinen Löffel voll Provencer Oel. Ferner, wenn sich mehrere Hühner eines Stammes matt zeigen, besonders während der Mauser, legt man mit dem besten Erfolg verrostetes Eisen oder Hammerschlag in das zum Saufen bestimmte Wasser, wodurch eine Art schwacher, die innern Theile stärkender Mineralbrunnen erzeugt wird.

Im Allgemeinen erkennt man, daß ein Huhn krank ist, an folgenden Merkmalen: Sein Kamm wird bleich, seine Federn verlieren den Glanz

und sträuben sich; sein Gang wird langsam, sein Aussehen traurig, und da es von den gesunden Hühnern gebissen wird, sondert es sich von denselben ab, und frißt nicht. Uebrigens charakterisirt sich jede Krankheit noch durch besondere Kennzeichen, welche ebenfalls möglichst genau angegeben werden sollen. Die Krankheiten sind:

Die Augenkrankheit, welche in manchen Jahren unter den Hühnern grassirt, giebt sich durch Schwären und Triefigwerden der Augen zu erkennen; auch bilden sich zuletzt Eiterstöcke, welche fast unabwendbar den Tod herbeiführen. Zuweilen hilft jedoch noch, recht zeitig angewendet, folgendes Mittel: Zu dem ausgepreßten Saft von Schollkraut (Chelidonium majus), Ephen und Bauernwundkraut (Sideritis hirsuta) mische man etwas leichten Wein und bestreiche damit Morgens und Abends vermittelst eines Pinsels die entzündeten Augen.

Diese Krankheit ist neueren Ursprungs, und magert die Patienten schnell ab, da alle Säfte des Körpers sich nach dem leidenden Theil ziehen. In vielen Fällen hat, besonders im ersten Stadium, das Waschen der Augen mit einer ganz schwachen Auflösung von weißem Vitriol gute Dienste geleistet, verbunden mit mehrmaligem täglichen Eingeben eines Theelöffels voll Leberthran. Bei homöopathischer Behandlung ist Aconit vom besten Erfolg gewesen.

Der Beinbruch, der bei Hühnern nicht eben selten vorkommt, heilt schon von Natur, ohne sonderliche Beihülfe, falls man nur den gebrochenen Knochen in seiner natürlichen Lage befestigt, was leicht mittelst einer Spielkarte geschieht, welche behufs der erforderlichen Beugung um einen Stock aufgerollt, mit lockerem Werg gefüttert, um den gehörig eingerichteten Fuß gewickelt und mit einer Binde lose befestigt wird; oder man bedient sich zweier Schienen aus Fliederholz, woraus das Mark geschabt wird, füttert sie mit Werg und umhüllt damit den eingerichteten Fuß. Nach drei Wochen ist der Bruch unter solchem Verbande in der Regel vollkommen geheilt. Einen Schenkelbruch, bei welchem sich nicht leicht ein Verband anbringen läßt, kann man auch allenfalls ganz der Natur überlassen, und man hat weiter nichts dabei zu thun, als daß man das Thier, damit es nicht gebissen oder überlaufen werde, allein setzt, und zwar auf eine nahe der Erde angebrachte Sprosse, so daß es seinen kranken Fuß herabhängen lassen kann, oder noch besser in einen Korb mit Stroh oder Heu.

Der Bruch ist ein bei den großen Hühnerarten zuweilen vorkommendes Uebel, welches darin besteht, daß der Legedarm beim Eierlegen so herausgepreßt wird, daß er nicht wieder zurückgeht und sonach ein Bruch entsteht, der zwar wieder zurückgebracht werden kann, aber beim jedesmaligen Misten auch wieder heraustritt.

In den meisten Fällen rührt das Heraustreten des Legedarms davon her, daß die Henne ein ungewöhnlich großes Ei, zwei Dotter enthaltend, legen will, und damit nicht zu Stande kommen kann. Bemerkt man, daß eine Henne mehrere Stunden auf dem Nest ohne Erfolg zubringt, und ergiebt eine nähere Untersuchung das Vorhandensein eines besonders großen Eies, so ist es am einfachsten, das Ei stark anzubohren, damit der Inhalt ausläuft, wo dann die Schale bald nachfolgt. Ist hingegen das Uebel schon geschehen, so ist allerdings Schlachten der kürzeste Proceß, wenn man keinen großen Werth auf die Erhaltung des Huhns legt. Indessen kann

es eine werthvolle Henne sein, und wenn sich keine Blutspuren vom Biß anderer Hühner herrührend zeigen, was den Brand zur Folge haben könnte, so sucht man das Huhn zu erhalten. Man wäscht dann die Umgegend mit lauem Wasser, drückt den mit Oel bestrichenen Darm behutsam wieder hinein und beobachtet die Henne bei fernerem Legen. Der Darm wird zwar noch einigemal heraustreten, jedoch jedesmal weniger, und endlich wird das normale Verhältniß hergestellt sein, kehrt jedoch oft wieder.

Die Darre, Darrsucht, besteht in einer Entzündung der Federdrüsen oben auf dem Bürzel, aus welchem sich eine ölige Fettigkeit absondert, womit sich die gesunden Thiere, indem sie dieselbe mit dem Schnabel ausdrücken, das Gefieder einschmieren und es geschmeidig erhalten, auch wahrscheinlich so zugleich das Ungeziefer tödten. Verstopfen sich nun diese Drüsen, so erfolgt Entzündung, Schmerz, Fieber, Hitze und Verstopfung des Leibes; die also Erkrankten fressen wenig, scharren nicht mehr, sitzen traurig da und suchen die Drüsen mit dem Schnabel wieder zu öffnen; hilft die Natur nicht, so magern sie ab und sterben. Um dies zu verhindern, wird die fragliche Gegend öfters mit erweichenden Mitteln, z. B. Althee-Salbe bestrichen und, wenn erweicht, geöffnet, ausgedrückt und täglich bis zur Heilung mit Branntwein und Wasser oder mit Weinessig gewaschen; man füttert dabei Brunnenkresse oder Salat mit Kleie und giebt dasselbe Getränk wie beim Pips. Da übrigens durch die Operation jene ölige Absonderung größtentheils aufgehört hat, so thut man wohl, das genesene Huhn sofort für die Küche zu bestimmen.

Der Durchfall wird durch naßkalte Witterung, mangelnde Wärme, sowie durch den Genuß zu vielen Gewürms, oder durch Mangel an dem den Hühnern zur Verdauung dienenden Sand oder Kalk herbeigeführt. Die Kranken misten dann flüssig, magern ab und legen nicht mehr. Die dagegen anzuwendenden Mittel sind: Tormentillwurzel in Wein gekocht, täglich zu einigen Theelöffeln voll, Butter mit pulverisirter Pimpinell- oder Bibernellwurzel geknetet, in der Größe einer Bohne täglich ein Paar Mal; geschrotene Erbsen oder Linsen mit Gerstenmehl, auch weißer Pfeffer mit Butter.

Die Hühnerseuche ist eine Art Milzbrand, charakterisirt durch eine widernatürliche Röthe des Kammes, sowie durch fahle schwarze Färbung am After und rafft die Kranken, besonders wenn nicht zeitig genug dagegen eingeschritten wird, rasch dahin. Man gebe daher gleich beim Eintritt des Uebels allen Hühnern des Hofes in Wein eingeweichtes Brod mit Knoblauch und versetze das Saufwasser mit Buchenasche und Kochsalz, oder noch besser mit verrostetem Eisen; man gebe ihnen Morgens, Mittags und Abends einen Theelöffel voll Baumöl ein und füttere in Milch geweichtes Gerstenschrot, gehackte Farrenkrautwurzel und Brennesseln. Vorzüglich bewährt hat sich bei homöopathischer Behandlung Nux vomica.

Der weiße Kamm, eine Krankheit, welche sich vorzugsweise bei den Cochinchina-Hühnern findet, ist eine Art Räude, indem sich zuerst der Kamm mit einem feinen weißen Staube bedeckt und, wenn man nicht alsbald heilwirkend eingreift, sich also weiter über den ganzen Körper verbreitet und dabei sehr ansteckend ist. Das Einreiben mit Schwefelsalbe und die Beimischung von etwas Schwefelblüthe ins Gesöff hilft jedoch dem Uebel binnen kurzer Zeit ab.

Der Katarrh oder Schnupfen ist eine Folge der Erkältung bei anhaltend nasser Witterung im Sommer. Die so erkrankten Hühner niesen, röcheln, die Augen triefen, und aus der Nase fließt eine schleimige Feuchtigkeit, wie beim Pips, mit dem diese Krankheit jedoch schon aus dem Grunde nicht zu verwechseln ist, weil hier nicht, wie bei den Pipsigen wegen gehinderter Freßlust, die Kröpfe leer sind. Solange die Krankheit sich noch im Anfangs-Stadium befindet, wird ihr durch einen Theelöffel Rothwein Morgens und Abends, oder Brod in Branntwein geweicht, durch Warmhalten und verschlagenes Wasser zum Getränk in der Regel bald abgeholfen. Tritt der Schleimfluß aus der Nase dazu, so reibe man den Schnabel mit Baumöl, in welchem Knoblauchschnittchen gelegen, ein und bringe dem Kranken bohnengroße Pillen, aus kleingeschnittenem Knoblauch, Spießglanzpulver und frischer Butter zusammengesetzt, bei. Im Grunde genommen ist der Schnupfen und die Augenkrankheit dasselbe, denn der Schnupfen wirft sich stets auf die Augen.

Die Kropfgeschwulst, welche zuweilen nach dem Genuß von feuchtem, dumpfigem Futter sich einstellt, wird durch Einreiben der Zunge mit Salz und durch Einstecken von Knoblauchschnittchen unschwer gehoben.

Die Krätze macht das damit behaftete Huhn seine sämmtlichen Federn verlieren, und sein Leib zeigt sich mit krätzigen Auftreibungen mehr oder weniger dicht besetzt. Man sperre das Thier ab, blase auf die Krätzpüstelchen gewärmten Weinessig und lasse die nassen Stellen an der Sonne oder am Feuer abtrocknen.

Die Kropf-Verhärtung oder Zerreißung. Manche Hühner überfressen sich, wenn sie über Getreidevorräthe kommen, dermaßen, daß der Kropf, nachdem die Körner gequollen, steinhart wird oder zerreißt; mitunter erfolgt Ersteres auch aus Verdauungsschwäche, oder aus andern Ursachen. Alle Stunden ein Theelöffel Baumöl hilft gewöhnlich; bei geborstenem Kropf aber, wo man die Körner unter der Haut liegen sieht, bleibt nichts übrig, als diese aufzuschneiden und einen bedeutenden Theil des Inhaltes herauszunehmen. Die Oeffnung wird dann mit einem Seidenfaden zugenäht und mit Essig und Wasser oder mit Collodium angefeuchtet. Während der Krankheit gebe man dem Huhne nichts zu fressen und nachher Anfangs nur Kartoffeln, eingeweichtes Brod und Grünfutter.

Die Läusekranheit befällt ebenfalls mitunter die Hühner, wenn die Ställe nicht gehörig reinlich gehalten werden, und sie keine Gelegenheit haben, sich in trockener Erde zu federn. Sie magern dabei ab und sterben, wenn ihnen nicht geholfen wird an Entkräftung. Ein lausiges Huhn muß, um des Uebels Verbreitung zu hindern, vor allen Dingen von den andern Hühnern abgesondert werden. Das sodannige Auftröpfeln von einigen Tropfen Terpentinöl oder, besser noch, Fenchelöl auf Kopf und Hals des Huhns vertreibt die Läuse radikal; desgleichen auch eine Einreibung mit grauer Quecksilbersalbe. Aus einem Stalle verscheucht man die Läuse durch Bestreichen seiner Wände mit Wasserglas oder Chlorkalk, auch durch öfteres Ausweißen.

Der Pips oder Ziep. Diese Krankheit ist eine der häufigst vorkommenden, und zwar befällt sie vornehmlich das jüngere Hühnervieh; sie entsteht durch Erkältung, besonders der Beine, beim Mangel frischen, reinen Wassers, das öfter gereicht werden muß, aber auch vom Genusse hitziger Nahrungsmittel, z. B. des Roggens, besonders auch, wenn Kartoffeln und

ähnliches gekochtes Futter ihnen noch heiß vorgesetzt wird; ist auch seltener bei denen, welche auf Grasplätzen waiden können, als bei den auf Höfe beschränkten. Es zeigt sich eine hornartige Verhärtung der Zungenhaut, welche sie am Fressen hindert und von Fieber begleitet ist. Die Kranken sitzen da mit aufgesperrtem Schnabel, traurig, mit gesträubten Federn, sind aufgeblasen, röcheln und geben von Zeit zu Zeit einen wie „Ziep" klingenden Ton von sich; dabei machen sie zuweilen eine Bewegung wie zum Niesen, und in der That fließt ihnen dann nachher eine schleimige Flüssigkeit aus der Nase; der Kamm wird welk, und der Tod folgt, wenn nicht bald geholfen wird. Diese Hülfe besteht altem Gebrauch zufolge darin, daß man die Kehle des Kranken mit dem Zeigefinger sanft nach innen drückt und, nachdem die Zunge seitwärts herausgezogen, die weiße verhärtete untere Haut derselben mit einem Federmesser von hinten nach vorne löst und abzieht.

Dieser Gebrauch aber, der sich von Generation zu Generation fortgepflanzt hat, und erst seitdem die Hühnerzucht überhaupt rationeller betrieben wird als ehedem, in Wegfall gekommen ist, wenigstens bei vielen aufgeklärten Züchtern, beruht auf einer ganz irrigen Voraussetzung. Man nimmt nämlich an, die verhärtete Zunge sei eine Krankheit, während sie nur das Sympton einer Krankheit, eines innerlichen Leidens ist, welches, wenn das Leiden gehoben, ebenfalls wieder verschwindet. Vom Ablösen der untern Zungenhaut allein wird kein krankes Huhn genesen, und noch weniger dadurch bequemer fressen können; im Gegentheil muß es beim Fressen durch den Druck auf die wunde Stelle Schmerzen empfinden. Der veraltete Mißbrauch mit dem Hautablösen wird von manchen Personen so oft wiederholt, als ein Huhn nicht rechte Freßlust zeigt, wodurch endlich, da bei jeder dieser Operationen ein Stückchen Zunge verloren geht, dieselbe endlich ganz kurz wird, und das Fressen ungemein erschwert. Es verhält sich ungefähr eben so wie mit der belegten Zunge bei den Menschen, wo Niemand vernünftigerweise behaupten wird, die Krankheit sitze in der Zunge. Der sogenannte Pips, dessen Entstehungsursachen im Eingange angedeutet worden, wird am besten durch einige Tage Absonderung von den übrigen Hühnern bei weichem Futter, Brod in Milch geweicht, Grünem, Kartoffeln 2c. geheilt, auch kann zuweilen ein Theelöffel voll Leberthrau gegeben werden. Läßt man es zu lange anstehen, so erstickt das Huhn, jedoch nicht an der Zungenhaut, sondern an einer Anschwellung des Halses. Homöopathisch behandelt ist der Patient meistens durch die erste Gabe einiger Streukügelchen Spongia und ohne Operation hergestellt.

Die Pocken oder Blattern befallen die Hühner häufig, indem sie sich am Bauche und innern Schenkel, sowie unter den Flügeln zeigen, wobei sie sehr krank sind. Der Ansteckbarkeit dieser Krankheit wegen müssen die davon Befallnen sofort abgesperrt werden. Man badet sie in lauwarmer Milch und bestreicht die Pocken mit einer aus gleichen Theilen geschmolzenen Harzes, Pechs und Talgs zusammengesetzten Salbe.

Die Verstopfung oder Verdauungsschwäche entsteht von hitzigem Futter, Mangel an reinem Wasser und wenn die Thiere nichts Grünes erhalten. Man findet diese Krankheit daher auch nur bei Hühnern, die in Höfen gehalten werden, und gewöhnlich leidet dann die ganze Herde daran. Man giebt ihnen Klee, Salat, ein Paar Theelöffel voll Oel, oder, wenn

dies nicht hilft, etwas Schwefel in Butter, und keine Körner, bis sie wieder hergestellt sind.

Die Wassersucht kommt in der Regel nur bei sehr alten Hühnern vor, und namentlich bei solchen, welche nicht mehr legen, aber sehr fett geworden sind, wo sich dann das Fett zuletzt in wässerige Bestandtheile auflöst. Da hiermit eine allgemeine Zersetzung der ganzen Körpersäfte in Verbindung steht, so giebt es kein Mittel dagegen, und derartige Exemplare sind selbst nicht genießbar, weil sie nichts als Knochen, Haut und Wasser enthalten.

Der Hängebauch ist eigentlich keine Krankheit, sondern ein organischer Fehler. Er kommt nie bei Hähnen, sondern gewöhnlich bei älteren Hennen vor. Die Veranlassung dazu ist die Erschlaffung der Magenmuskeln, deren Bestimmung es ist, den Magen im gesunden Zustande unterhalb der Brust, dicht am Ende des Brustbeins zu halten; sie vermögen dies jedoch nicht mehr, und lassen ihn in den Unterleib herabsinken, der sich in Folge davon bedeutend ausdehnt. Eine Henne kann unter solchen Umständen noch legen, indessen nur in seltenen Fällen, und da sich meistens nebenher noch andere Desorganisationen im Körper entwickeln, so ist es am gerathensten, eine mit diesem Fehler behaftete Henne zu schlachten.

Vergiftungen sind ebenfalls nicht als Krankheit zu bezeichnen, wohl aber als die Ursache plötzlicher Todesfälle. Zwar wird in den meisten Fällen der natürliche Instinkt die Hühner abhalten, giftige, ihnen schädliche Pflanzen und Kräuter zu verzehren, allein nicht durchgängig; sie fressen z. B. bittere Mandeln, die ihnen absolut tödtlich sind, was jedoch leicht vermieden werden kann. Sehr gefährlich ist es nächstdem, Kehricht aus Räumen, worin Gift gegen Ratten und Mäuse ausgelegt gewesen, auf die Düngerstätten zu werfen, und gleich unvorsichtig, Zündhölzchen, an denen sich noch Phosphor befindet, auf Plätzen zu verstreuen, wo Hühner verkehren. — In allen diesen und ähnlichen Fällen sind nur Vorsichtsmaßregeln zu empfehlen, weil derartige Gifte schnell und rettungslos wirken.

Wunden an Hühnern wäscht man mit Essig aus, näht sie, wenn irgend bedeutend, zu und bestreicht sie schließlich mit Collodion.

Das Zipperlein, mitunter entstehend nach großer Kälte, durch Unreinlichkeit und durch das Gehen auf einem gepflasterten Hofe, kündet sich durch Anschwellen und Steifigkeit der Füße an und weicht nur einem reinlichen, trockenen Verhalten in möglichster Wärme.

Wohl werden in sehr vielen über Hühnerzucht handelnden Büchern noch eine Menge Krankheiten, sowie Mittel dagegen angezeigt, da indessen leider die meisten dieser Bücher nicht mit praktischer Sachkenntniß verfaßt, sondern nur gegenseitig abgeschrieben sind, so finden sich darin auch häufig Krankheiten geschildert, von denen man gar keine Idee hat, und die leicht möglich nur in der Einbildung der ersten Verfasser beruhen, da sie in der Wirklichkeit nicht existiren.

B. Die Truthühner.

Naturgeschichte derselben. — Das Truthuhn, Gallus indicus, Gallus pavo oder Meleagris, in manchen Gegenden Deutschlands auch Trute, Pute, Kurre, Kuhne, kalikutisches Huhn oder indisches Huhn genannt, soll noch heutzutage in Südamerika heerdenweise in wildem Zustande, und zwar auffallend groß und bis zu 60 Pfund schwer, aber mit rothem Fleische, vorkommen. Außer diesen wilden Truthühnern fanden die Spanier bei der Entdeckung von Amerika aber auch schon gezähmte vor. Ob übrigens dieser neue Welttheil ihre ursprüngliche Heimath, oder ob es Ostindien ist, wie der Franzose Jacques Coeur, Kaufmann aus Bourges, der diesen Vogel 1432 aus der Levante zuerst in Frankreich eingeführt hat, behauptet, läßt sich um so weniger mit Gewißheit ermitteln, als es auch noch in andern Theilen der Welt in wildem Zustande angetroffen worden ist.

Zur siebenten Ordnung der Vögel, den Hühnerarten (Gallinaceae) und zur Familie der Fasanen (Phasiani) gehörend, sind seine Gattungskennzeichen folgende: Ein kurzer, starker Schnabel, der Oberkiefer gekrümmt, gewölbt, von einer Fleischdrüse überragt; von Kopf und Hals fällt eine faltige drüsige Wamme auf die Brust herab; der verhältnißmäßig sehr kleine Kopf, sowie die Hälfte des Halses mit einer nackten bläulichen Haut überzogen, auf welcher sich viele theils rothe, theils weißliche warzige Erhabenheiten befinden. Die lange Fußwurzel der kräftigen Beine ist mit einem schwachen Sporn bewaffnet. Die drei ersten Schwungfedern liegen abgestuft, die vierte ist die längste. Die 18 Federn des Schwanzes können sich sowohl aufrichten als radförmig ausbreiten.

Es giebt in Frankreich zwei Species oder vielmehr Varietäten des Truthuhns, die schwarzgraue und die weiße, aus deren Kreuzung aber noch viele graue, aschfarbige und gelbröthliche Abarten hervorgegangen sind.

Die männlichen Truthühner, bis etwa zwanzig Tage nach der Geburt selbst kleiner als die Weibchen, werden diesen alsdann schnell an Größe gleich, von der Zeit an aber, wo die Fleischdrüse bei ihnen sich roth färbt, das Zeichen der beginnenden Mannbarkeit, zusehends größer, auch ihre Klauen höher und stärker, und es kommen an ihrer inneren und untern Seite Sporen zum Vorschein. Der dann fast noch ganz von Federn entblößte Kopf ist aber, gleichwie theilweise der Hals, schon mit der faltigen Haut bedeckt, welche vorn am Halse bläulich und mit röthlichen, hinten am Kopfe mit weißlichen Wärzchen besetzt ist; diese weißlichen Wärzchen sind mit einigen schwarzen Punkten und eben so gefärbten Haaren vermischt. Von der Schnabelbasis des Unterkiefers hängt eine rothgefärbte Fleischdrüse bis zum dritten Theile des Halses herab. Eine andere konische Fleischdrüse, welche ausdehnbar, mit zunehmendem Alter diesen schönen Vogel besonders kennzeichnet, entspringt vom Oberkiefer des Schnabels. Vom Ende des ersten Jahres an oder zu Anfang des zweiten beginnt aus der weißlichen Fleischdrüse, welche das Männchen auf der Brust trägt, sich ebenfalls ein Haarbüschel zu bilden. Diese Haare werden bis zu 4 Zoll lang und mit der Zeit überaus hart. Die den Rücken und die Unterseite der Flügel bedeckenden Federn sind an ihren freien Enden vier

eckig geformt und einige derselben je nach dem auf sie fallenden Lichte verschiedentlich schillernd.

Der Truthahn hat gewissermaßen zwei Schwänze, deren oberer, wie schon gesagt, aus 18 Federn besteht zum beliebigen Aufrichten und Ausdehnen, der untere dagegen, zwar mehr, aber kleinere Federn enthaltend, dieser prahlenden Eigenschaft ermangelt.

Das weibliche Truthuhn unterscheidet sich vom Hahne hauptsächlich durch das Fehlen der Sporen an den Klauen und des Haarbüschels an der Brust; auch ist die fleischige Drüse am obern Schnabeltheile nicht so dunkel gefärbt und weniger lang, auch gar nicht ausdehnbar; die andern fleischig-drüsigen Theile des Kopfes sind ebenfalls von blässerer Färbung und treten auch weniger hervor. Es wird auch, wie schon erwähnt, von der Zeit des mannbaren Alters an kleiner, zierlicher, was namentlich auch von den Beinen gilt. Zwar ebenfalls mit einem Doppelschwanze versehen, vermag es ihn doch weder theilweise aufzurichten noch auszudehnen.

Bei den beiden Geschlechtern befinden sich übrigens die Nasenlöcher am Oberkiefer des Schnabels; die Ohren sind hinter den Augen angesetzt und mit einer Menge, nach verschiedenen Richtungen hinstehender, seidenartiger Federn bedeckt.

b. Lebensweise. Die so auffallende Gewohnheit des Truthahnes, den Schwanz radförmig auszuschweifen, giebt sich nicht in der Ruhe, sondern nur in Augenblicken des Affektes kund und macht diesen schönen stolzen Vogel zu einer wahren Zierde, sowie zum imponirenden Beherrscher eines Hühnerhofes. Sie entwickelt sich im Frühling des zweiten Lebensjahres mit der vollendeten Körperbildung und der erlangten Geschlechtsreife. Von der Liebe, dem Zorn oder der Eifersucht gestachelt, prustet er dann stolz die Kehle auf; auch der Kopf und der übrige Hals schwellen an; die fleischigen Theile färben sich lebhaft und glänzendroth; die kegelförmige Fleischdrüse am Oberkiefer des Schnabels entfaltet und verlängert sich bis zu etwa 2 Zoll, die Rückenfedern sträuben empor, der Schwanz erhebt sich fächerartig, während die ausgebreiteten Flügel bis auf den Boden herabhängen; zugleich bewegen sich ihre Federn mittelst der Muskelzusammenziehung, und die dadurch bewirkte Aneinanderreibung bringt einen dumpfrauschenden Ton hervor. Auch bekundet dann jede Körperbewegung die Gluth, welche ihn innerlich verzehrt. Um das Weibchen mit stolzem, gravitätischem Gange herum kokettirend, fordert er dasselbe durch ein langes, dumpfes Gurren zur Liebe auf. Von Zeit zu Zeit lassen diese Prachthähne sich auch in einem, sei es nun aus Haß oder Liebe ausgestoßenen, stets gleich, wenn auch nichts weniger als angenehm tönenden Gekoller, aus kurz abgebrochenem, gellendem Schreien bestehend, vernehmen. Die Truthenne ist nicht nur viel weniger laut, sondern überhaupt weit ruhigeren Temperaments, denn sie bewegt sich nur von der Stelle, um Nahrung zu suchen, ihre Jungen zu führen, oder um einer Gefahr zu entfliehen.

Für so bösartig die Truthühner, und namentlich die männlichen auch gelten, so sind sie es doch eigentlich nur dann, wenn sie durch Neckereien oder durch den Anblick rother Farben, gegen welche sie eine angeborne Antipathie hegen, zum Zorn und zur Wuth gereizt werden; in diesem Falle geben diese Thiere, welche sonst ziemlich dumm sind, von ihrem guten Ge-

dächtnisse dadurch Zeugniß, daß sie gegen Personen, welche es durch Nekken, oder weil sie zufällig etwas Rothes an sich trugen, einmal mit ihnen verdorben haben, auch ferner leicht zu Feindseligkeiten schreiten, indem sie gegen dieselben wüthend anspringen und ihnen mit dem Schnabel besonders gern nach dem Gesichte hacken; auch sind sie sich ihrer Ueberlegenheit gegen Kinder gar wohl bewußt, daher sich diese namentlich vor ihnen dadurch in Acht zu nehmen haben, daß sie die Thiere in keiner der angegebenen Weisen zum Zorne reizen.

c. Nutzen der Truthühnerzucht. Ueber diesen Nutzen walteten lange gar vielseitige Zweifel ob. Doch hat der berühmte französische Agronom Parmentier bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts bejahend darüber entschieden, und es hat die Truthühnerzucht seit länger als 30 Jahren auch schon bedeutende Fortschritte gemacht.

Um dieselbe Zeit schrieb ein ausgezeichneter Hühnerzüchter, Herr Chalumeau, daß, wenn die bisher in der Truthühnerzucht angestellten Versuche nicht mit einem günstigen Erfolge gekrönt wurden, die Schuld der Ungeschicklichkeit oder Unerfahrenheit derjenigen, welchen man die Sorge dafür anvertraut hatte, beizumessen sei. „Nicht vieler Arbeit,“ sagt er mit Recht, „bedarf es hier, sondern nur der Sorgfalt und einer mäßigen Portion Geduld,“ und, wie hier noch hinzuzusetzen ist, einer gehörigen Bekanntschaft mit der Naturgeschichte und der Physiologie dieser Vögel. „Es leidet keinen Zweifel,“ sagt Parmentier, „daß, solange man hartnäckig dabei beharrt, den Weibchen während ihrer Brütezeit Störungen zu verursachen, die Schalen der Eier zu Gunsten der im Ausschlüpfen säumigen Jungen zu öffnen und die junge Brut gleich nach dem Ausschlüpfen zum Fressen zu nöthigen, sie auch der vollen Sonnenhitze oder der schädlichen Einwirkung kalter Feuchtigkeit auszusetzen, man ihren Tod herbeiführen werde, bevor sie noch einen Monat alt geworden sind; es kostet dann allerdings weniger Mühe, zu sagen, daß dieser Vogel schwierig zu züchten sei, als sich selbst der Ungeschicklichkeit zu zeihen.“

„Indeß muß man,“ fährt Parmentier fort, „zugeben, daß, wenn man den Truthühnern nur Körner zu fressen giebt, diese Vögel, unersättlich, wie sie sind, den Namen „lebende Haferscheuern“ (greniers à avoine), welcher ihnen von Bélon zur Zeit ihrer Einführung in Frankreich beigelegt worden, mit Recht verdienen, ein höchst übler Name, der ihre Vermehrung im Großen in mehreren Gegenden Frankreichs um Jahrhunderte verzögert hat.

„Giebt es denn aber nicht wohlfeilere Substanzen zu ihrer Ernährung? wie viele Stoffe auf den Feldern und im Haushalte würden alles und jedes Nutzens entbehren, wenn sie nicht von diesen Vögeln verzehrt würden. Ist es denn überhaupt nöthig, selbst sie satt zu füttern, bevor die Zeit kommt, wo es sich darum handelt, sie für den Verkauf fett zu machen. Man würde sich auch nur irren in der Meinung, daß die ihnen zu widmende Sorgfalt, vor der man sich fürchtet, so überaus groß und lästig sei, wie man vorgegeben hat; dieselbe beschränkt sich lediglich darauf, daß man den Vogel in seinen ersten Lebenstagen vor den plötzlichen Wechseln der Wärme und der Kälte, vor zu großer Trockenheit und Feuchtigkeit schützt, ihm eine geeignete und wohlfeile Nahrung zukommen lasse und ihn nicht aus den Augen verliere, bis die rothe Färbung der Fleischläppchen sich einstellt. Dann erst hat sich sein Temperament vollkommen ausgebildet,

dann erst vermag er der Strenge der Jahreszeit, sowie allen örtlichen Einflüssen Trotz zu bieten."

Mit Hülfe von Nahrungsmitteln, die denen, welche die wilden Truthühner in ihrem Heimathslande finden, annähernd gewürzt werden, und unter Anwendung einiger gesundheitlichen Pflege lassen sich, wie gezeigt werden wird, die Truthühner bis zu jenem von den Züchtern so sehr gefürchteten Zeitpunkt der Schnabelfärbung gar wohl aufbringen. Ein neues System von gesunder und ökonomischer Waidefütterung und die Benutzung von Nahrungsstoffen, welche bisher wenig oder gar nicht angewendet worden, sowie die Ausmittelung neuer Absatzwege sind eben so viele Mittel, um die Truthühnerzucht möglichst gewinnreich zu machen und in Aufnahme zu bringen.

Dazu gehört auch mit die Züchtung weißer Truthühner Behufs des Verkaufs ihrer Federn. Die Zucht solcher Hühner blieb lange ein Geheimniß, und andererseits hielt man einen Landmann in Frankreich, der in einer ungeheuren Scheune nichts als weiße Truthühner aufzog, für einen Sonderling, bis man dahinter kam, daß er seine Vögel jährlich ein Paarmal rupfte, die Federn, und zwar nur die vom Bauche, theils an die sogenannten Federschmücker in Paris mit bedeutendem Vortheil absetzte, theils auch selbst zur Anfertigung der unter dem Namen Marabout bekannten schönen Zierrathen der Damenhüte benutzte und so einen Gewinn erzielte, der von den Federn eines weißen Truthuhns, je nach den Launen der Mode, zwischen 4 bis 8½ Thlr. schwankte. Die Ausrupfung dieser Hühner wird übrigens, wie gesagt, zweimal im Jahre, und zwar im Juni vor der Mauser und im November oder December vorgenommen, jedoch nur noch ausnahmsweise, da die Federn einen so hohen Preis nicht mehr haben, und das Wachsthum des Vogels, behufs Ersatz der ihm entzogenen Federn, jedenfalls leidet. Wären die weißen Federn noch sehr gesucht, so würden in Frankreich nur wenige Züchter andersfarbige Truthühner halten. In Deutschland findet man weiße Truthühner ziemlich häufig, doch denkt man daselbst nicht an das Verkaufen.

d. Auswahl der Zuchtvögel. Wie bei andern Thieren hat man es auch bei den Truthühnern durch aufeinanderfolgende Kreuzungen zu einer bedeutenden Vervollkommnung der Race gebracht und auserlesene Herden geschaffen, deren einzelne Stücke in einem bestimmten Alter oft den doppelten Werth erlangen, ohne doch irgend mehr Aufwand verursacht zu haben.

Auswahl und Fruchtbarkeit des Männchens. Eine gehörige Entwickelung und eine lebhafte Röthe der Fleischlappen verrathen vor Allem ein kräftiges, feuriges Temperament; doch müssen die vorzüglichsten Hähne zugleich in den Gliedern stark, am Bürzel und an den Schultern breit sein; kräftig entwickelte Brustmuskeln deuten auch im Voraus darauf hin, daß sie sich besonders gut zum Fettwerden eignen. Während ihrer Wachsthumsperiode, d. h. bis sie ein Jahr alt geworden, muß für reichlichere und nahrhaftere Fütterung bei ihnen gesorgt werden.

Daß die Truthähne nichts weniger als hitzig seien, wie vielfach von Naturforschern behauptet worden, beruht auf großem Irrthum. Herr Cazaux, der über diesen Punkt schon vor längerer Zeit eine eigene Schrift herausgegeben hat, versichert vielmehr, er habe Truthähne gesehen, welche ihren Hennen alle Tage wacker zu Dienste gestanden und so die ihnen von

Stubengelehrten gemachte übele Nachrede thatsächlichst widerlegt hätten. Auch reiche ein einmaliges Treten eines solchen Hahnes bei einer Truthenne hin, um ihre sämmtlichen Eier von einer Legezeit zu befruchten.

Auswahl und Fruchtbarkeit der Weibchen. Vor Allem hat man solche zu Zuchthennen zu wählen, welche sanften Temperaments sind und auch nicht unter zwei bis drei Jahre alt; denn die in dieser Lebensperiode gelegten Eier sind stets größer und geben schönere und kräftigere Junge.

Die Legezeit der Truthennen beginnt mit dem Ausgange des Winters, und ihre Fruchtbarkeit hängt davon ab, je nach dem sie mager oder wohlbeleibt sind. Sie legen gewöhnlich einen um den andern Tag, mitunter aber auch alle Tage, im Ganzen jede 15 bis 20 Eier. Zum zweiten Male im Jahre legen sie im August; doch trifft es sich, daß diese Legezeit von minderer Ergiebigkeit ist, wenn sie nicht etwa sogar ganz ausfällt. Nach dem Legen gehen die Hennen sofort ans Brüten.

Man macht es unseren Weibchen übrigens zum Vorwurfe, daß sie sogar List anwenden, um ihre Eier Aller Blicken zu entziehen, jedoch mit Unrecht; denn so wahr die Thatsache auch an sich ist, so geschieht es doch nur aus vermeinter Sorglichkeit für ihre Nachkommenschaft, wie sie dies in der mütterlichen Liebe beim Aufziehen ihrer Familien aufs Deutlichste bekunden.

Die Truthenne legt ihr Ei des Morgens und kündigt das dringende Bedürfniß dazu durch einen leisen Schrei, ähnlich wie das Glucken der Haushennen lautend, an. Zu dieser Zeit sieht man sie hin und wieder, sowie im Kreise herumgehen, anscheinend, um über ihre Absicht irre zu zu führen und ihr Nest zu verbergen. Weiß sie sich trotz aller List den lästigen Blicken durchaus nicht zu entziehen, so legt sie ihr Ei zwar wohl auch da, wo sie sich eben befindet, meist aber gelingt es ihr, sich ihrer bezüglichen Nothdurft in den nahen Hecken, Gebüschen, im hohen Grase, besonders gern in den Nesseln von Urtica dioica, und zwar ohne alles Geräusch und mit aller sonstigen Vorsicht zu entledigen. Diese Heimlichthuerei ist den Dorffrauen ein Gräuel, und die diebischen Iltisse, Wiesel ꝛc. müssen in solchen Fällen derb herhalten, selbst dann, wenn die Mägde nur deshalb die Eier nicht gefunden haben oder, vielmehr, nicht nach Hause bringen, weil sie sich an dem leckern Inhalt selbst eine Güte gethan haben. —

Weil die Puteneier noch viel zu selten sind, um sie, ungeachtet ihres Wohlgeschmacks, zum eigenen Verspeisen oder für den Markt zu bestimmen, sie vielmehr fast ausschließlich nur zur Bebrütung dienen, so sucht man das Unterschlagen derselben möglichst zu hindern, und erreicht es unschwer dadurch, daß man während der Legezeit jeden Morgen die Mündung des Legedarms untersucht; wird sothanerweise ein Ei gefühlt, dann hält man die Henne zeitweilig eingeschlossen, und sie ist nun wohl oder übel genöthigt, ihr Ei in einen passenderweise unter altes Gerümpel gestellten Korb zu legen; am besten aber wäre es, in den Hühnerhöfen kleine Gebüsche anzubringen, oder sonstige Verstecke, und zwar in genügender Anzahl, um ihrem Hange, in den Legörtern zu wechseln, möglichst Vorschub zu leisten. Jedes Versteck muß übrigens ein von Gyps oder weißem Gestein nachgeahmtes Ei enthalten, damit die Neigung zum Legen durch das stete Wegnehmen der Eier nicht etwa abnehme. Das Männchen muß auch stets

davon entfernt gehalten werden, weil es zuweilen die üble Gewohnheit an sich hat, die Legerinnen zu stören, sie vom Neste zu vertreiben und die Eier zu fressen.

Zeigt die Truthenne einmal ausnahmsweise keine Lust zum Brüten, so fällt ihre zweite Legezeit in der Regel um so reichlicher aus; werden ihr übrigens die Eier nach und nach weggenommen, so äußert sich ihre Neigung zum Brüten auch weniger schnell.

Die Eier der Truthenne sind groß, länglich und fahlroth gefleckt und lassen sich behufs ihrer späteren Bebrütung an einem trockenen und luftig gelegenen Orte einen Monat lang aufbewahren, ohne daß der befruchtete Keim irgend Schaden leidet. Für die Aufzucht nur auf die Ergebnisse der ersten Legezeit zu rechnen, ist übrigens um so räthlicher, als die zweite sich fast immer zu sehr verspätet, um die Jungen aus diesen Eiern noch mit gutem Erfolg aufbringen zu können, es sei denn der Herbst noch lange warm oder die Pflege der Jungen eine sehr sorgfältige.

e. Das Brüten und das Ausschlüpfen. Die Neigung der Truthennen zum Brüten ist in der Regel dermaßen groß, daß sie sich zu jeder Zeit, und wäre es im Monat Januar, dazu bereit finden lassen, und zwar nicht nur auf den eigenen Eiern, sondern auch eben so willig auf den von andern Puten gelegten oder sonstigen Eier.

Die Truthennen brüten füglich zwei bis dreimal hinter einander ohne andern Nachtheil, als daß sie etwas magerer werden; man läßt sie gewöhnlich Hühner oder Enten ausbrüten. Sie führen sogar ihre Stiefkinder sehr sorgsam, und werden am Tage gewiß keins derselben treten oder selbst beschädigen, allein des Nachts kommt es oft vor, daß sie, dessen unbewußt, vermöge ihrer Schwere, einige Hühnchen erdrücken, was bei ihren eigenen Nachkommen der Fall nicht ist.

Man hat die Begierde der eierlegenden Weibchen zu brüten mit der periodisch eintretenden Brunst der lebendige Junge gebärenden Weibchen verglichen, und mit Recht, denn auch bei den betreffenden Vögeln stellt sich durch die vermehrte Blutströmung nach der Brust hin in diesen Theilen eine erhöhte Wärme ein. Bei der Truthenne entfedert sich dann zugleich dieser Körpertheil und nimmt eine lebhaftere, röthere Farbe an. Um sich nun dieses Uebermaßes von Hitze zu entledigen, geben sich unsere Weibchen dem Brütgeschäft mit solcher Lust hin, daß sie darüber oft die Befriedigung der anderen Bedürfnisse schier zu vergessen scheinen; es sind in der That Fälle vorgekommen, daß Truthennen dabei sogar Hungers gestorben sind; andere leiden durch das stete Sitzen wenigstens an Verstopfung, so daß es, um diesen aufopfernden Trieb nicht gefährlich werden zu sehen, zuweilen dringend nöthig wird, sie von Zeit zu Zeit vom Neste zu treiben, damit sie sich den Magen entleeren und einige Nahrung zu sich nehmen.

Sowie es überall Ausnahmen von der Regel giebt, so widmen sich auch wohl manche Truthennen dem Brütgeschäft nicht mit genügendem Eifer, der aber, nachdem man sie von den Andern abgesondert und an einen wenig hellen Ort mit einem guten Neste und darin befindlichen Eiern gebracht, auch wohl auf letztere gesetzt hat, sich bald einzustellen pflegt. Für Wasser und Futter in der Nähe muß stets gehörig gesorgt; Ersteres oft erneuert und zu Ende jeder Brütung mit ein wenig Salz versetzt werden; auch dürfen nicht allzuviel Bruthennen an einem und demselben Orte

untergebracht werden, weil sie sich sonst gegenseitig beunruhigen würden. Uebrigens muß das Brutlokal gesund, trocken, luftig und eher etwas zu dunkel als zu hell sein.

Das Nest der Truthenne werde unmittelbar auf dem Fußboden angebracht, und zwar vorzugsweise auf trockenem Sande; man höhlt es leicht aus und füttert es mit unganzem Roggenstroh. Zur Sicherung vor den Milben bestreut man den Sand mit gepülverter Aloe, wovon 10 Gramm für jedes Nest hinreichen. Auch das Stroh für dasselbe möge man mit einer Aloelösung befeuchten, es aber, bevor es ins Nest gelegt wird, erst gehörig wieder trocknen; ein Gramm gepülverter Aloe in einem Liter Wasser genügt zur Anfeuchtung des Strohes mehrerer Nester. Statt der Aloe könnte man auch Krapp anwenden. Insektenpulver ist noch einfacher. Sollte die Truthenne im Laufe mehrerer aufeinander folgenden Brütungen dennoch von Milben heimgesucht werden, so reibe man sie nach jeder Brütung an der Unterseite der Flügel, am Bürzel und am Halse mit Hanföl ein und hülle sie dann sofort in ein weißes Leinentuch. Der Geruch dieses Oels verscheucht die Milben, so daß sie schon nach wenigen Minuten sämmtlich an der Innenseite der Leinwand haften, welche man dann zur Tödtung des Ungeziefers nur in heißes Wasser zu werfen braucht.

Das gewöhnliche Futter bestehe in einem Gemenge verschiedener Körner, mit etwas angenäßter Kleie, deren Genuß der Truthenne den Leib offen hält; auch etwas Grünes zur Erfrischung wird ihr gutthun.

Gegen das Ende der Brütezeit setzt man der Kleie, zu mehrerer Anregung der Verdauungsorgane etwas Salz zu oder läßt die Körner eine Stunde lang in Salzwasser weichen.

Die Brütezeit der Truthenne dauert, wenn sie Eier ihrer eigenen Race unter sich hat, in der Regel 30 Tage, je nach der Temperatur auch wohl einen oder zwei Tage länger. Man hat sich übrigens den ersten Tag der Brütezeit wohl zu merken, um danach zu Ende derselben seine Aufmerksamkeit verdoppeln zu können, weil manche Truthennen sich sonst damit begnügen, nur einigen Jungen zur Geburt verholfen zu haben, und die andern Eier in Stiche lassen; es müssen daher die ausgeschlüpften Jungen der Mutter so lange entzogen und derweilen an einen warmen Ort gelegt werden, bis das Brütgeschäft vollendet ist. Wenn man einen 6 bis 8 Zoll hohen Rand um das Nest herum anbringt, so ist diese Vorsicht unnöthig, da die brütende Henne die Eier nur verläßt, wenn einige Jungen aus dem Nest gefallen sind, und ängstlich nach der Mutter schreien. Für die Ernährung der Jungen in den ersten 24 Stunden hat die Natur schon selbst gesorgt durch das Eigelb, das einen oder zwei Tage vor der Geburt ihren Eingewaiden durch den Nabelstrang zugegangen ist.

Noch bevor das Junge aus seinem Kerker ausgebrochen ist, läßt es bereits seine Stimme hören. Hat es dann mit seinem Schnäbelchen am dicken Ende des Eies einen Spalt hervorgebracht, so füllt sich der Luftbehälter im Ei noch mehr mit Luft und demnach auch das Junge, so daß sein Umfang zunimmt und es so die Schale zuweilen in zwei Stücken auseinandersprengt. Die Jungen, welche beim Ausschlüpfen der Hülfe bedürfen, sind in der Regel nach der Geburt so schwächlich, daß es kaum der Mühe sich lohnen wird, ihnen geholfen zu haben, indem sie fast immer bald drauf gehen. Wie bei allen Vögeln, trägt auch hier das Junge vorn am Oberkiefer des Schnabels ein hornartiges Höckerchen, das ihm

gleichsam als Hammer dient, um damit seine Zelle zu durchbrechen. Dieses Höckerchen ist übrigens selbst so zerbrechlicher Art, daß es einige Tage nach der Geburt von freien Stücken abfällt, daher es unnütz ist, dasselbe sofort wegzuschneiden, wie Viele, dem albernen Rathe mancher Autoren zufolge, es thun.

Das Ausschlüpfen aus der Schale geht je nach deren Beschaffenheit — bei den von fetten Hennen gelegten Eiern ist sie gewöhnlich dünner und mürber — mehr oder weniger leicht und schnell von Statten, so daß es oft schon das Werk weniger Stunden ist, mitunter aber selbst bis 30 Stunden dauert; manche Junge hört man dabei fortwährend picken, andere sind weniger emsig, weil auch vielleicht minder kräftig.

Der Züchter darf dennoch nicht die Geduld verlieren, wenn sich einige Junge in dem Akte des Ausschlüpfens verspäten; da jedoch die Truthennen, gleich allen Vogelweibchen, in den Fall kommen, helle, d. h. unbefruchtete Eier zu legen, so ist es rathsam, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob man die Truthennen noch länger auf den übrigen Eiern sitzen lassen soll. Ein unbefruchtetes Ei wird nach dem Bebrüten, den Augenlidern nahe gehalten, stets weit weniger Wärme ausströmen, als ein befruchtetes, so daß man sich danach über den bezüglichen Werth der Eier nicht leicht täuschen kann, auch wird ein leises Schütteln bald Gewißheit darüber verschaffen.

Nach vollendetem Ausschlüpfen giebt man der Mutter ihre sämmtlichen Jungen zurück; sie widmet ihnen sofort eine ganz besondere Sorgsamkeit, und es beginnt nun für sie ein Leben voller Thätigkeit und Unruhe.

Ueber das Brüten der Truthühner im Freien enthält die französische landwirthschaftliche Presse ein Schreiben aus Civray, vom 29. Januar 1782 datirt, das ein eigenthümliches, erprobtes, aber leider nur für besondere Oertlichkeiten passendes bezügliches Verfahren angiebt und, wie folgt, lautet:

„Alle Welt weiß, welche Sorgfalt, welche Mühe man bei der Aufziehung der Truthühner anwendet; schon die Art, sie zu ernähren, giebt kund, wie sehr man der Ueberzeugung lebt, daß diese Thiere von ihrer Geburt an schwach und zärtlich seien.

„Ein Edelmann aus der Nähe dieser Stadt, ein Mann, der niemals Etwas thut, ohne es vorher gehörig bedacht zu haben, allem Schlendrian abhold ist und sich folglich immer eines weisen Fortschreitens befleißigt, ist seinerseits auf den Gedanken gekommen, daß die Schwäche, welche wir an den Hausthieren und selbst an den Menschen gewahren, eben nur eine Folge der vielen und zu ängstlichen Mühewaltung bei denselben sei, und daß, wenn man sie so aufzöge, wie die Natur es thue, sie keinesweges in ihrer Jugend so zärtlich sein würden, wie man sich denke, und daß sie in der Folge die Stärke und das Wohlbefinden erlangen würden, deren sich die wilden Thiere erfreuen. Er hat demnach im Allgemeinen das Verfahren der Natur hinsichtlich seiner Truthühner angenommen, und zwar mit einem vollständigen Erfolge.

„Dieser Edelmann hat vier Truthennen und einem Truthahn in einem weiten und wohlbefriedigten Kaninchengehege, worin er von Zeit zu Zeit Körner auswerfen ließ, völlige Freiheit gestattet; die Weibchen haben Eier gelegt und ungestört ausgebrütet, haben allein ihre Jungen, ja 18 an der Zahl aufgezogen; die Jungen haben stets im Freien um oder unter der

Mutter geschlafen und keine andere Nahrung zu sich genommen, als welche ihre Mutter oder der Erdboden ihnen darbot.

„Sie sind sichtlich gediehen, frei von Krankheiten und Gebrechen, und man hat sie nur erst in den Hühnerhof eingelassen, als sie groß genug geworden waren, um auf der Tafel ihres Herrn zu erscheinen. Dieses Jahr ist bereits das vierte seines Versuchs, und da der Erfolg stets ein glücklicher gewesen, so kann diese gemachte Erfahrung denjenigen, welche sich geneigt fühlen, diese leichte und wenig kostspielige Methode der Aufziehung zu befolgen, nur Vertrauen einflößen."

Wie gesagt, der obige Vorschlag ist ganz praktisch, aber nur für Solche, welche schon weite und wohleingefriedigte Kaninchengehege besitzen oder deren noch anzulegen geneigt sind*).

Sollte vorstehende Mittheilung, allerdings etwas alten Ursprungs, auf Wahrheit begründet sein, so würde der Erfolg den Beweis liefern, daß ursprünglich wilde Vögel, seit unvordenklichen Zeiten gezähmt und an den menschlichen Umgang gewöhnt, leicht in ihren früheren Naturzustand zurückgeführt werden könnten; auch würde es in diesem Fall nicht gerade eines Kaninchengeheges bedürfen, sondern ein Wald ganz geeignete Gelegenheit hierzu darbieten. Es wurde vor mehreren Jahren in verschiedenen Gegenden Versuche gemacht, Hühner in Wäldern wild werden zu lassen, um ein neues Wildpret dadurch zu schaffen, allein sie mißglückten, weil Füchse und ähnliche Raubthiere den Hühnern und den Eiern zu sehr nachstellten. Im Sommer werden sich Hühner und Truthühner in einem Walde selbst ernähren, im Winter aber in bewohnte Gegenden zurückkehren, da sie nicht so wie Auer- und Birkhühner Fichtenknospen und dergleichen zu sich nehmen. Beweis hierfür liefert die Baumeyer'sche Brütanstalt an der Prießnitz bei Dresden, woselbst wöchentlich große Massen junger Hühner künstlich ausgebrütet und nach wenigen Tagen in den angrenzenden Forst getrieben werden, wo sie sich fast ganz allein im Walde ernähren.

f. Wartung und Fütterung der jungen Truthühner. Das Junge des Truthuhns vertauscht diesen Namen mit dem eines Truthühnchens von der Zeit an, da seine Schnabelläppchen sich röthen, was etwa mit dem zweiten Monat eintritt, bis zum vollendeten ersten Jahre, da es, mannbar geworden, dann als Truthuhn gilt.

Um nun die Jungen während der für sie höchst kritischen Zeit der ersten zwei Monate mit gutem Erfolg aufzuziehen, macht es sich nöthig, die klimatischen Verhältnisse der natürlichen tropischen Heimath dieser Vögel, wo sie noch im wilden Zustande leben, sowie ihre dortige Ernährungsweise möglichst nachzuahmen. Zu noch sicherer Erreichung unseres Zweckes theilen wir jene Zeitperiode in 4 Abschnitte je von 14 Tagen.

Erster Zeitabschnitt. Mit der Mutter vereint, müssen die Jungen vor Allem ein trocknes Lager, das auch mehr warm als kalt ist, erhalten. Ein frisch bereiteter Fußboden taugt nicht, ein gedielter ist am besten; wenn von Erde, Stein oder Ziegeln, muß er mit etwas feinem, trocknem Sand und darüber mit Hafer- oder Waizenspreu bedeckt werden.

---

*) Man findet zu solcher gar großen Nutzen bringenden Anlegung eine überaus reichhaltige Anleitung in dem neuerlichst bei dem Verleger dieses Buches in dritter vermehrter Auflage erschienenen Werkchen: Die Kaninchen- und Seidenhasenzucht von M. Redares, deutsch bearbeitet von Heinrich Hamberger.

Während der ersten acht Tage gebe man den Jungen wenig auf einmal, aber oft, etwa alle Stunden und besonders bei Tagesanbruch zu fressen. Die erste Nahrung bestehe in hartgekochten Eiern, fein gehackt. Mit gutem, aber ja nicht wässerigem oder gar saurem Wein angefeuchtete Brodkrume ist ebenfalls sehr gut. Im wilden Zustande sorgt die Alte stets dafür, ihre Jungen an Orte zu führen, wo es viele kleine Insekten giebt, und man kann sich dieser heimathlichen Nahrung wenigstens nähern, dadurch daß man den Jungen feingehacktes Fleisch bietet, am besten weißes; Frosch- und Kaninchenfleisch füttert sich hier vortrefflich, wenn man es mit gewürzhaften Pflanzen, namentlich Thymian und Quendel, zusammenkocht, wodurch es nicht nur kräftiger, sondern auch appetitanregender wird. Die mütterliche Truthenne, welche, nachdem sie sich während des Brütens so viel Entbehrungen auferlegt hat, sich nun wieder um so gefräßiger zeigt, muß, während die Jungen ihre Mahlzeiten halten, von denselben abgesperrt und besonders gefüttert werden.

Außer dem gehackten Fleische gebe man den Jungen auch noch Hirsenkörner und vor Allem Koriandersamen zu fressen, sowie einige Nudeln von ungebeuteltem Buchwaizenmehl; doch müssen die Nudeln zuvor etwas gähren und mit feingehackter Petersilie und einigen Schalotten-, oder Cipollen-, oder Lauch-, oder Zwiebelblättern gemengt werden.

Wie alle aus Asien stammenden Vögel, zieht auch das Truthuhn Insekten jedem andern Fraße vor. In dieser Ernährungsweise begründet sich auch der ganze Erfolg der freien Züchtung, wie in jenem Schreiben aus Civray dargethan wurde, als einfacher und weniger kostspielig.

Wenn nun auch ohne Zweifel die Anzahl und die Mannichfaltigkeit von Insekten, welche sich die Vögel instinktmäßig zum Fraße wählen, zu diesen Erfolgen Vieles beitragen, so wird man letztern doch jedenfalls nahe kommen, insofern man sich an die Insekten hält, welche sich bei uns zu Lande haufenweise darbieten, wie z. B. die Ameisen; nur Schade, daß man bisher noch kein Mittel ausfindig gemacht hat, sie an bestimmten Orten sich ansiedeln zu lassen, daher man genöthigt ist, sich nach Ameisenhaufen umzusehen, welche jedoch mit dem fortschreitenden Ackerbau immer seltner werden, auch nicht überall von der Art sind, wie sie sich zur Nahrung der Truthühner eignen. Da, wo diese Insekten noch häufiger vorkommen, dienen ihre Larven unseren Jungen zum gedeihlichsten Fraße, und sie trotzen, kann man sie in dieser Weise selbst nur halb sättigen, dann schon viel leichter allen Unbilden der Witterung. Auch Fliegenlarven thun hier vorzügliche Dienste wenn sie auch nicht ganz so aufregend wirken, wie die Larven der Ameisen. Und was das Beste dabei ist, diese Fliegenlarven lassen sich leicht und in beliebiger Menge erzeugen mittelst der sogenannten Würmereien.

Die zu einer Würmerei für Truthühner bestimmte Grube muß an einem trocknen, sonnigen und vor dem Winde geschützten Orte gegraben werden, auch des sich daraus verbreiteten Gestanks wegen von menschlichen Wohnungen möglichst entfernt sein. Die Tiefe derselben sei höchstens drei Fuß, die Breite sechs Fuß, während die Länge sich je nach den verschiedenen Bedürfnissen zu richten hat. Der Boden der Grube muß fest genug sein, um der Larve, welche zur Zeit ihrer Verwandlung in den Puppenzustand sonst gern dort eindringt, Widerstand zu leisten. Man nehme dazu mittelst Kalkmörtel oder wohl durchkneteter und geschlagener Thonerde ver-

bundene Steine und führe darauf auch eine Umfassungsmauer von nur einer Reihe Steine auf, um die Larven am Entfliehen zu hindern.

Die Grube fülle man dann

1) mit einer 4 Zoll hohen lockern Schicht feingehackten Roggenstrohs;

2) mit einer 1½ Zoll dicken lockern Schicht frischer Pferdeäpfel und

3) mit einer gleichen Schicht Pflanzenerde;

4) alle diese Stoffe begieße man dann mit Blut von geschlachtetem Vieh oder krepirten Thieren, nur nicht von an der Karbunkelkrankheit gefallenen, oder, besser noch, man bedecke sie mit Fleisch oder Eingewaide von solchen Thieren, und es kann dieses Schichtenweise auch je nach Erforderniß wiederholt werden. Alles muß übrigens möglichst locker liegen, damit die Luft überall leicht cirkuliren könne und so eine eher langsame als zu rasche Gährung in der Masse sich erzeuge, auch zugleich den Larven das Hervorkommen an die Oberfläche erleichtert werde. Vor dem Regen schütze man die Grube mit einem Strohdache.

Es werden sich in der Grube nun bald eine ungeheure Menge Larven erzeugen, und zwar aus den Eiern mehrerer Arten und Varietäten fleischfressender Fliegen, deren Mehrzahl blau oder grün gefärbt ist. Diese anfänglich kleinen Larven wachsen schnell heran bis zur Größe von Waizen- oder großen Gerstenkörnern und enthalten in diesem Zustande einen weißen, milchigen, würzigschmeckenden und sehr nahrhaften Saft, wonach die junge Hühnerbrut ebenso gierig ist, als sie bei dieser Nahrung ersichtlich bald an Größe, Stärke und Lebendigkeit zunimmt und ihr Gefieder ein glänzendes Ansehen gewinnt. In ihren ersten Lebenstagen füttert man ihnen übrigens nur die allerkleinsten Larven, welche, ihrerseits, nach acht Tagen schon ihre volle Entwickelung erreicht haben.

Sobald die Füllstoffe der Grube verbraucht, d. h. trocken und schwammig geworden sind, müssen sie, selbstverständlich, beseitigt und erneuert werden, weshalb man mehrere solcher Gruben anlegt.

Die Puppen, in welche sich die Larven nach zwölf Tagen umwandeln, enthalten den gleichen Saft, sind daher ebenso freßbeliebt und dem Gedeihen nicht minder förderlich.

Täglich fünf- oder sechsmal werden die kleinsten Larven unsern Jungen vorgelegt, und zwar nur auf einem harten, glatten Boden, damit die Larven nicht etwa sich in denselben verkriechen und der Gefahr entziehen können.

Für eine geringe Anzahl von Jungen lassen sich auch sehr einfache Würmerhecken mittelst alter Körbe, welche an einen Baum gehängt werden, herstellen, indem man in diese Körbe etwas Häcksel von Roggenstroh und Fleischstücke oder Abfall von geschlachteten oder krepirten Thieren legt. Die Larven fallen dann zu einer gewissen Zeit aus eigenem Antriebe nach und nach hinab auf den Boden, um dort nach den zu ihrer Verwandlung günstigen Bedingungen zu suchen, werden aber dabei von den gar gelehrigen Jungen, zur vollsten Zufriedenheit ihrer mütterlichen Lehrerin, augenblicklich weggeschnappt.

Frisches Malz wird ebenfalls bald in Gährung übergegangen sein und auf seiner Oberfläche dann eine große Menge Lärvchen einer andern Fliegenart hervorlocken zu nicht minder gedeihlicher Nahrung für unsere jungen Vögel.

Zweiter Zeitabschnitt. — Mit den ersten vierzehn Tagen sind unsere Jungen nun schon stark genug geworden, um sich selbst nach Insekten, Körnern und Gräsern auf dem Hühnerhofe nahen Waiden umzuthun, man darf sie jedoch nicht zu weit sich entfernen lassen, damit sie nicht leicht von Regen oder rauhem Wetter überrascht werden können. Aber auch eine zu lange Sonnenhitze würde ihnen zum Schaden gereichen, indem sie zu Blutanhäufungen im Gehirn und so zu plötzlichen Todesfällen Veranlassung giebt. Uebrigens dürfen sie auch nie vor dem Verschwinden des Thaues auf die Waide geführt werden.

Man füttert nebenbei noch fort auch Teig von Buchwaizenmehl mit untermengter Petersilie oder, besser noch, fein geschnittenen rohen Zwiebeln. Auch Fliegenlarven sind ihnen, trotz ihres Waideganges täglich vier- oder fünfmal fortzureichen. Der Hirt kann stets einen Vorrath davon in Kästen bei sich tragen, so wie auch Wasser, um seine Herde von Zeit zu Zeit aus zinkenen Trögen zu tränken.

Beim Waiden kleiner Herden, ziemlich weit aufs Feld hinaus, sobald die Jungen fünfzehn bis zwanzig Tage alt sind, verfährt man also: der Hirt mit einem tragbaren Zelt von starker Leinwand, nebst den dazu gehörigen Säulen und Pflöcken, so wie mit einem Hammer versehen, schlägt dasselbe an Ort und Stelle auf und die Truthenne wird sich mit ihren Kleinen bald an diese wandernde Stätte gewöhnen, deren Schatten während der schwülsten Tageszeit suchen und sich dort auch ein Uebriges von der für sie mitgebrachten Extra-Nahrung gar gerne gefallen lassen. Auch gegen den Regen und namentlich bei Gewittern erweist sich ein solches Zelt von großem Nutzen.

Die Truthenne muß am Halse eine Schelle tragen, deren Lärm viel weiter reicht, als ihre Stimme. Ein Glöckchen wäre noch besser für die auf das Geklingel sehr gut hörenden Jungen, besonders auf holzigen oder strauchbewachsenen Waideplätzen.

Die Holzungen und namentlich die Schläge können übrigens den Truthühnern ohne allen Nachtheil überlassen werden, ja sie dürften sich denselben durch das Wegfressen von Insekten vielmehr noch nützlich erweisen. Die Glöckchen müßten jedoch dann vermehrt, die Herde auch vor den Raubvögeln wohl in Acht genommen werden. Das Zelt würde sich, wenn nicht in den Holzungen und Haiden selbst, doch ganz in deren Nähe leicht aufrichten lassen.

Zum Waiden sehr zahlreicher Herden von jungen Truthühnern wäre natürlich auch ein größeres Zelt mitzunehmen, so wie ein hinlänglicher Vorrath Wasser in gehörig dichten Fässern; um das Wasser länger frisch zu erhalten, würden die in Spanien so gewöhnlichen alcarazas, welche nichts als, freilich eigends zu diesem Zwecke angefertigte, irdene Krüge sind, hier besonders praktisch sein.

Es lassen sich aber auch große Herden von ganz jungen und von schon erwachsenen Truthühnern mit geringem Kostenaufwande mittelst beweglicher Hühnerhäuser aufziehen. Diese Häuser bestehen aus einem vierrädrigen Wagen von sehr leichter Bauart. Dieses sehr niedrige Fuhrwerk ist mit dünnen und leichten Holzreifen, welche nahe beisammenstehen und sehr hohe Bogen bilden, versehen, das runde Dach mit getheertem Packpapier bedeckt: diese Bedachung, so leicht sie auch ist, läßt kein Wasser durch und dauert erfahrungsmäßig mehrere Jahre. In diesen Hühnerhäu-

sern, welche mehrere Abtheilungen, so wie auch Sitzstangen von weißem Holze haben, bergen sich die Herden vor der schwülen Tageshitze, bei Regenwetter, zu großer Kälte und während der Nacht.

Bei der Beweglichkeit dieser Häuser lassen sich die Truthühner, welche sich übrigens auch gleich den Gänsen dem Willen des Hirten sehr fügsam erweisen, selbst auf weitere Entfernung dahin treiben, wo sie reichlich Grünfutter, Körner und vor Allem Insekten finden.

In der Umgegend von Troyes (Departement der Aube) zieht jeder Landmann eine Anzahl Truthühner in obiger Weise auf, überläßt jedoch den Betrieb und den Gewinn aus dieser Zucht seinen Töchtern zur Bestreitung ihrer Toilettenausgaben, so wie zur Beschaffung ihrer Aussteuer, und es versteht sich hiernach von selbst, daß diese ebenso interessante als interessirende Betheiligung den gedeihlichsten Einfluß auf die Zucht dieser Vögel dort gehabt hat.

Dritter Zeitabschnitt. — So sehr die jungen nun auch schon herangewachsen sind, beanspruchen sie doch jetzt eine verdoppelte Sorgfalt und Aufmerksamkeit, denn sie sind noch immer weichlich, lymphatisch; die Federn entwickeln sich, die Kiele derselben sind mit Lymphe (Blutwasser) gefüllt, und es macht sich nun eine kräftigende Nahrung nöthiger als je. Außer Fiegenlarven streut man ihnen Koriander- oder Fenchelsamen, füttert sie mit Teig von Buchwaizenmehl, welchem gehackte Petersilie und Wermuthblätter beigemengt werden; auch reicht man ihnen kleingeschnittene Schalotten oder Knoblauch. Ins Tränkwasser gebe man für jedes Liter 10 Grammen schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol).

Die waidenden Truthühner finden jetzt schon selbst Insekten voll auf, als daß sie noch eines desfallsigen Zuschusses bedürften; dagegen mag man auch ihnen Morgens und Abends noch mit Zwiebeln, Schalotten und besonders Knoblauch, Alles feingeschnitten, aufwarten.

Vierter Zeitabschnitt. — In Verlaufe dieser Zeit erscheint der kritische Augenblick, da die Schnabelläppchen des Truthünchens sich röthen. Sein bisher nur lymphenartiges Blut hat nämlich jetzt eine größere Menge Faserstoffkügelchen in sich aufgenommen, fängt an gerinnbar zu werden und sein Körper gewinnt damit sowohl an Stärke, als an Selbständigkeit, so daß er schon allen Unregelmäßigkeit der Witterung Trotz zu bieten vermag, auch fast Alles frißt, was ihm vor den Schnabel kommt, und zwar außer dem bisherigen auch Obst, ja es ist sogar zum Sprichwort geworden, daß das Truthuhn selbst Eisen verdauen könne*).

*) Der Verdauungsapparat bei den Hühnerarten besteht aus drei verschiedenen Abtheilungen: dem Kropf, dem Nebenmagen und dem eigentlichen Magen, welchem letztern, dessen zwei dicke Wände mit zwei ungemein starken Muskeln, versehen sind, das Zerreiben und Zermalmen der Nahrungssubstanzen obliegt. Ueber dessen ungeheure Verdauungskraft, namentlich bei dem Truthuhne, haben Réaumur und Spallanzani vielfache Versuche angestellt. So gab Ersterer einem dieser Thiere sechs mit Körnern angefüllte Glaskugeln zu fressen, tödtete es des andern Tages und fand seinen Kropf leer, so wie auch in dem Magen keine Spur mehr von den Glaskugeln. Einem andern Truthahne ließ er Röhren von Eisenblech, welche, ohne sich zu verbiegen, ein Gewicht von 535 Pfd. zu tragen im Stande waren, verschlingen, und er fand diese Röhren nachher abgeplattet und voller Beulen wieder.

Spallanzani ging angeblich noch weiter. Eine mit zwölf Nadeln durch und durch gestochene Bleikugel wurde eingehüllt einem Truthahne beigebracht, und schon nach anderthalb Tagen waren die Nadeln zerbrochen, bis auf zwei, deren Spitzen sich

Vor dem schroffen Witterungswechsel und besonders vor den kalten Regen hat man die Truthühner aber noch immer wohl in Obhut zu nehmen. Zu fressen erhalten sie Buchwaizengrütze, in einer starken Wehrmuthabkochung eingeweicht, so wie dergleichen Mehl gemengt mit Enzianpulver, oder eingerührt mit einem Absude dieser bittern Pflanze. Werden diese bittern Teige, ihrem Gedeihen so dienlich, ihnen des Morgens nüchtern geboten, so lassen sie sich dieselben immerhin auch gefallen. Uebrigens fährt man fort, ihnen Fliegenlarven, rohe Zwiebeln, Knoblauch und Schalotten zu füttern und kann dem jetzt auch zuerst etwas ganzen Pfeffer beifügen, doch werden sechs bis acht Körner davon täglich für ein Truthühnchen genug sein. Statt des Pfeffers kann man auch allenfalls Wachholderbeeren oder Sonnenblumenkörner nehmen.

Den Truthühnchen auf der Waide giebt man nur etwas gehackten rohen Knoblauch nebst Pfefferkörnern oder Wachholderbeeren.

Von den Truthühnerhirten. — Kleine Herden können zwar recht wohl auch der Obhut von Kindern anvertraut werden, doch darf bei der Sorgfalt, welche man besonders den jungen Thieren zu widmen hat, das waltende Auge der Hausfrau dann auch nimmer ganz fehlen.

Waidende Herden dürfen aber durchaus nur unter der Aufsicht verständiger Personen stehen, und wird der so vermehrte Aufwand sich durch den alsdann zu erzielenden höheren Ertrag sicherlich reich verzinsen.

Der Hirt befestigt, nachdem er für sein Waidvieh eine besonders an Insekten reiche Oertlichkeit ausfindig gemacht hat, dort sein Zelt, unter welchem mindestens hundert Truthühnchen Obdach finden können, mittelst eines Centralpfostens, indem er von dessen Spitze aus die Leinwand ausspannt, und zwar mit Hülfe des an dessen untern Rand genäheten Stricks oder vielmehr der von demselben ausgehenden sechs Seilenden, welche ihrerseits an mit dem Hammer in den Boden eingeschlagenen Holzpflöcken befestigt sind. Als Eingang in das Zelt dient ein Spalt, der mittelst einiger Riemchen verschlossen werden kann. Im Innern des Zeltes befindet sich ein Fäßchen, das einige Liter Wasser enthält, sowie ein kleiner Zinktrog, 3 Fuß lang und 1 Fuß breit und tief. Dieses Tröglein steht auf Rädern, um mit dem daraufgelegten Zeltpfahl von einem Orte zum andern gefahren werden zu können. Alle Stunden werden die Truthühnchen entweder dem Zelte zugetrieben, zur Tränke aus dem Troge, oder dieser wird auch wohl in ihre Nähe gefahren, — ein Punkt von hoher Wichtigkeit in ihrer Gesundheitspflege. In dem Hirtenranzen darf auch ein Vorrath roher Zwiebeln nicht fehlen, um, feingeschnitten, bei jeder Fütterung gleichsam als Dessert zu dienen.

Die alte Truthenne wird sich bald der Vortheile bewußt, welche das Zelt bietet, entfernt sich daher nie zu weit von demselben und hält von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags Siesta in seinem Schatten. Ist ein Gewitter im Anzuge, so muß der Hirt seine Herde stets in des Zeltes Nähe behalten und in demselben so lange eingeschlossen, als die Waide vom Regen noch naß ist, während welcher Zeit selbstverständlich anderweitig

---

noch in dem übrigens anscheinend unverletzten Magen vorfanden. Zwölf an einer Kugel befestigte Lanzettspitzen hatten gleiches Schicksal, denn nach Verlauf von sechzehn Stunden waren sie zerbrochen, und nur drei derselben fanden sich im Magen wieder.

gefüttert werden muß. Uebrigens ließen sich in der Nähe von Gewässern auch, für alle Theile recht bequem und ersprießlich, bleibende Zelte aufrichten, um die Herde nicht täglich zu Hause treiben zu müssen. Der Hirte hätte dann nicht nur sein Zelt mit allen sonstigen Nothwendigkeiten zur Aufzucht seiner jungen Zöglinge zu versehen, sondern könnte, wäre die Insektenwaide etwa nicht ergiebig genug, in seiner Nähe auch eine Würmerei anlegen. Der Hühnerwagen könnte dann das Bett des Hirten enthalten, sowie einen Behälter für die verschiedenen Würzen und für das zur Reinerhaltung des Wagens und sonst erforderliche Geräthe. Dieses fahrbare Hühnerhaus wäre auch den Truthühnchen dienlich zur Nachtruhe, so wie zur Beschattung in der Tagesschwüle und als Zufluchtstätte vor Regen und Kälte.

Sind die Truthühnchen drei bis vier Monate alt, also zu Truthühnern avancirt, so kann man in der Nähe ihrer Ambulancen Gestelle zum Aufsitzen errichten, bestehend aus mehr oder weniger langen Stangen, welche, im Boden befestigt, in einer Höhe von 6 Fuß horizontale Stangen haben, auf welchen dann die größern Truthühner aufsitzend die Nächte zubringen können, da diese nun zu dem Alter gelangt sind, wo sie den Unbilden der Witterung zu trotzen vermögen.

In den Hühnerhöfen werden die Truthühner, wenn völlig erwachsen, gern zu Tyrannen des andern Geflügels; es ist daher stets vortheilhaft, ihnen, wenn es irgend möglich, einen besondern Aufenthaltsort einzuräumen. Ein mit Aufsitzgestellen, je nach der Anzahl der Truthühner versehener Schuppen entspricht ihrer Gesundheit und ihrer raschen Entwickelung aufs Beste. In die Hühnerhäuser mitgebannt, entnehmen sie dort nur zu leicht den Keim zu verschiedenen Krankheiten.

g) Die Ernährung der Truthühner überhaupt. 1) Auf der Trifft. So reiche Nahrung die Waiden den Truthühnern auch an Körnern, Früchten und Gräsern bieten, ziehen sie diesen doch Insekten, Raupen, Schnecken, Mäuse, Ratten, Eidechsen, Frösche, kleine Schlangen und selbst das Fleisch großer Thiere stets vor. Wenn aber auch ein wesentlich fleischfressendes Thier, verschmäht es doch, wie schon mehr gedacht, nicht leicht Etwas, nimmt daher auch gern mit Früchten, namentlich wilden Maulbeeren, Schlehen, Hollunderbeeren, Herlitzchen, Früchten des Hagedorns, mit Buchnüssen und Eicheln, welche es meisterlich zu enthülsen versteht, weniger gern schon mit Körnern und nur im Nothfalle auch mit Gräsern vorlieb. Zur Herbstzeit die Kornfelder von der Schneckenplage zu befreien, ist nichts geeigneter, als Truthühner auf dieselben zu treiben; da jedoch die Schnecken ihre Verheerungen nur des Nachts üben und sich bei Tage meistens verborgen halten, so muß oft eine etwas feuchte Witterung zu solcher Schneckenjagd gewählt werden. Zu dieser Jahreszeit empfehlen sich die Truthühner auch als überaus wohlfeile und von der Natur koncessionirte Mäusejäger.

Die Luzernefelder haben im südlichen Frankreich und wohl auch noch anderwärts keinen schlimmern Feind, als den dunkelfarbigen Eumolpus (Calopsis atra), welches Insekt im Larvenzustande oft gräuliche Verheerungen auf denselben anrichtet. Dadurch, daß man über die Kleefelder Federvieh und namentlich Truthühner getrieben hat, ist dem Schaden dort schon bedeutend Einhalt geschehen. Selbst bei der Vermehrung der Truthühnerzucht würde sich mittelst der Waidehütung überall nicht nur eine willkom-

mene Gelegenheit für diese Vögel ergeben, sich an den vielen Insekten, Mäusen rc. eine Güte zu thun und recht fett zu fressen, wenn man sie nach der Heumaht, Ernte, Weinlese über die Felder triebe, sondern es würde sich der Landmann und Winzer so zugleich von mancherlei Plagen leicht und wohlfeil, ja zu doppeltem Vortheils größtentheil befreit sehen.

2) In den Hühnerhöfen. Den zu Hause aufgezogenen Truthühnern bieten sich zur Nahrung:

a. Körner und Gräser, als Roggen, Gerste, Hafer, Buchwaizen, Bohnen, Wicken, Erbsen, Linsen; auch die verschiedenen Mehlarten, welche zur Bereitung von Teigen dienen und denen man zu diesem Zwecke auch gesottene Kartoffeln, sowie von der kleinen Brennnessel, Petersilie, Blätter vom Fenchel, der wilden Cichorie (Wegwart), Schafgarbe und anderen kräftigenden, magenstärkenden Pflanzen beimengt.

b. Trestern und Früchte. — Die Talggrieben gewähren eine treffliche Nahrung; man läßt sie in Wasser sieden, um sie aufzuweichen, und setzt gehackte Brennnesseln, Möhren, Pastinakenwurzeln, Dick-, Kohl-, Runkelrüben, Kartoffeln, Lindenblätter, Luzerne- und Kopfklee vom dritten Hiebe hinzu, sowie auch, je nach den Oertlichkeiten oder Mitteln, Gersten-, Mais-, Buchwaizenmehl, Waizenkleien. Aus diesem Allen bereitet man etwas dicke Teige, welche den Truthühnern zweimal täglich, Morgens und Nachmittags, gefüttert werden. Die Trestern vom Hanf, Lein, Rapps, süßen Mandeln, Nüssen, Buchecken, sowie auch faules Obst können hier ebenfalls mit gutem Erfolge angewendet werden.

c. Fleisch von krepirtem oder geschlachtetem Vieh ist, zerschnitten und die Knochen zerstoßen, nicht nur ganz nach ihrem Geschmacke sondern sie gedeihen bei dieser Nahrung so vorzüglich, wie bei keiner andern. Man kann sie ihnen zwar auch roh füttern, gekocht indeß und Mehlspeisen, Wurzeln und grünen Wurzeln zugesetzt, bilden sie überaus nahrhafte Gemengsel.

Auch an den Meeresküsten, wo es viele geringere Arten Fische giebt, welche von den Truthühnern gern gefressen werden, und wo die Insektenwaide auf den Dünen ebenfalls eine reiche zu sein pflegt, lassen sie sich, wenn man sich dort zeitweise mit diesen Thieren häuslich oder vielmehr zeltlich niederläßt, auch recht gut und wohlfeil durchbringen, bis zu der Zeit, wo sie sich zum Fettmachen eignen.

h) Das Fettmachen (Mästen) der Truthühner. — 1) Halbfette Truthühner. Mit dem Beginnen der kalten Jahreszeit stachelt sich der Appetit der Truthühner, sie werden dann freßbegieriger, als je, und es ist daher diese Zeit die geeigneteste zum Fettmachen. Man sperrt die dazu bestimmten Thiere in abgesonderte enge Höfe ein, welche ihnen wenig Bewegung gestatten, und reicht ihnen zweimal täglich nach ihrem Belieben viel Nudelteige, welche je nach den Oertlichkeiten verschieden zusammengesetzt werden können; so z. B. aus gekochten, zerdrückten Kartoffeln, mit Gersten-, Buchwaizen- oder Maismehl und gehackter Schafgarbe vermengt. Etwas Sauerampfer regt den Appetit noch mehr an. Anderwärts mästet man mit zerstampften Eicheln, Buchedern, Nüssen, Kastanien, Haselnüssen. Die Teige müssen aber stets frisch sein und die dazu gebrauchten Gefäße immer reinlich gehalten werden. Zum Getränk dient frisches, leichtgesalzenes Wasser. Diese Halbmast dauer etwa einen Monat.

2) Fette Truthühner. — Soll das Mästen weiter getrieben werden, so freckt man sie nach dieser Zeit mit in Milch geweichten Stopfnudeln von Gersten-, Buchwaizen- oder Maismehl, früh und Abends, wohl auch zur Beschleunigung des Fettwerdens, im einsamen dunkeln Stalle. Auch Mais in Körnern, wenn vorher 24 Stunden lang in lauwarmem Wasser eingeweicht, und ihnen dann mit den Fingern eingestopft, hat guten Erfolg; doch muß alles Einzwängen von Nahrung stets in allmälig zunehmender Dosis geschehen. Nach acht bis zehn Tagen dieser fortgesetzten Mast erreichen die Truthühner ein Gewicht von 20, 25, ja wohl 30 Pfd.

In einigen Gegenden Frankreichs und auch in Steiermark freckt man die Truthühner mit ganzen Nüssen, deren Niederwürgen bis in den Kropf dabei mit der Hand nachhelfend und von einer oder zwei Nüssen bis nach und nach zu vierzig steigend. Ebenso auch mit Haselnüssen in verhältnißmäßiger Anzahl. Doch steht diese Mästungsart mit Nüssen bei Feinschmeckern weniger in Ansehen.

i. Das Kastriren der Truthühner. In der Regel fällt der Truthahn der Konsumption schon eher anheim, als er das zeugungsfähige Alter erreicht hat. Will man jedoch einige durch sehr reichliches und besonders wohlschmeckendes Fleisch ausgezeichnete Exemplare beschaffen, so nimmt man die Operation an ihnen, wenn sechs Monate alt, nachdem man sie zuvor in einem trocknen, temperirten Raum 24 Stunden hat fasten lassen und ihnen nur zu saufen gegeben, an einem schönen Herbsttage vor, und zwar in derselben Weise wie bei den Hühnerkapaunen; der Einschnitt, an der rechten Seite gemacht, muß lang und auch den Rippen nahe genug sein, um den Hoden mit dem Finger fassen zu können. Ist die Operation gut ausgeführt und keine Luft in die Wunde eingedrungen, so vernarbt diese, gehörig zugeheftet, ziemlich rasch. Auch nach der Operation müssen die Thiere noch weitere 24 Stunden fasten und erhalten nur frisches, leicht gesalzenes Wasser. Uebrigens muß die Wunde erst ziemlich vollständig vernarbt sein, bevor man sie den Truthühnern wieder zugesellt, weil diese beim Gewahrwerden der Wunde sie arg zu mißhandeln pflegen.

Der kastrirte Truthahn oder der Trutkapaun verliert allmälig die schöne Röthe seiner Fleischlappen und pflegt auch bei weitem mehr als früher der Ruhe; indeß hat er doch jetzt eine Eigenschaft gewonnen, welche überaus schätzenswerth ist. Er nimmt sich nämlich nicht nur der Jungen seiner eigenen Art, sondern auch der Küchlein der Haushennen mit einem überraschenden Eifer und Liebe an, erwärmt sie unter seinen Flügeln, dient ihnen als Führer beim Nahrungssuchen und vertheidigt sie auch im Nothfalle. Man kann seiner Obhut dreißig bis vierzig Küchlein anvertrauen. Der noch mannbare Truthahn läßt sich zwar auch zum Ausbrüten von Hühnereiern bewegen, nimmt aber beim Ausschlüpfen der Küchlein erschrocken Reißaus, während der kastrirte sich dadurch in diesem seinem Geschäfte durchaus nicht beirren und stören läßt; doch thut man besser, jenen mit dem Ausbrüten, unsern Kastraten dagegen nur mit dem Führen seiner Herde zur Waide zu betrauen.

Will ein Truthahn sich einmal zu diesen Leistungen nicht gutwillig hergeben, so mache man ihn durch mit etwas Branntwein versetzten Wein betrunken, da er dann beim Erwachen im dunkeln Stalle, wenn er zu seiner anfänglichen Verwunderung die unterdeß um ihn her gelegten Küchlein wahrnimmt oder fühlt, sich nach und nach mit seiner

lebendigen Umgebung vertraut macht und als ein guter Familienvater für sie sorgt.

Auch die Truthenne beweist sich als eine wackere Brüt- und Ziehmutter von Küchlein oder Entchen, und es hat diese Tugend in Argentan (Orne-Departemant) und Umgegend den Grund zu einem recht bedeutenden Industriezweige gelegt, indem man dort eine ungeheure Menge Hühnereier durch Truthennen für den Pariser Markt ausbrüten läßt. Und während so manche Truthennen, bei ihnen gewidmeter gehöriger Sorgsamkeit, zu zwei, drei, ja selbst vier ununterbrochenen Brütungen sich bequemen, besorgt eine andere die Führung von selbst sechszig Küchlein jeden Altersgrades zur Waide. Uebrigens hat man die Vorsicht anzuwenden, neue Familienglieder der mütterlichen Truthenne stets nur Nachts beizugesellen, und von hinten unterzustecken.

k. Verkauf der Truthühner in Frankreich. Der Handel mit mageren Truthühnern beginnt im Oktober oder November und dauert bis in den December fort, indem man sie truppenweise auf die Wochen- und Jahrmärkte treibt und dort zum Theil wieder in Partieen an Detailhändler absetzt. Diese treiben dann die zu mehreren Hunderten zusammengekauften Vögel mit Hülfe langer Gerten weiter von Stadt zu Stadt, um sie unterwegs entweder einzeln, oder auch zu Mehreren an Solche, welche sich mit ihrer Mästung beschäftigen, zu versilbern. Täglich oft zwei bis drei Meilen mit ihren Herden zurücklegend, nähren sich diese von dem Grase, das an dem Rande der Landstraßen wächst, oder von Körnern und Insekten, welche sie auf nahen Stoppelfeldern finden. Uebernachtet wird entweder in Wirthshausställen, oder bei günstiger Witterung, auf freiem Felde. Also werden jährlich ganze Herden von Truthühnern nach Spanien, der Schweiz und andern Frankreich benachbarten Ländern getrieben.

Die halbfetten Truthühner sendet man auf die Provinzial- oder Pariser Märkte schon getödtet, und zwar durch Abschneiden der Kehle, was, in Folge des vollständigen Blutabflusses, das Fleisch um so weißer macht. Auch ist der Vogel gerupft, mit Ausnahme jedoch des Endes der Flügel, des Kopfes und des Schwanzes, und dann noch warm in eine weiße Leinwand gehüllt, auf den Rücken gelegt und, behufs Eindrückens des vorspringenden Brustbeins, einer Pressung unterworfen. Vor dem Versenden wird die Halswunde erst noch mit weißem Papier verhüllt. So werden dann die Vögel in durchsichtigen Strohkörben versendet.

Die gleiche Versendungsweise findet auch bei den fetten Truthühnern statt.

Was den Handel mit getrüffelten Truthühnern betrifft, so versenden Limoges, Brives-la-Gaillarde, Kahors, Perigueux und andere Städte deren nach allen europäischen Ländern. In den Umgegenden dieser Städte wachsen nicht nur Trüffeln in Fülle wild, sondern man versteht sich dort auch auf den Anbau dieses werthvollen Knollengewächses.

l. Verkauf der Truthühner in England. Jeder ächte John Bull sieht am Heiligendreikönigs-Tage jedes Jahres (6. Januar) gern einen fetten oder halbfetten Truthahnsbraten auf seiner Tafel. Dieser durch Zeit und Gewohnheit geheiligte Gebrauch hat, da England nicht einmal für den Bedarf dieses einzigen Tages Truthühner genug selbst producirt, zu einem

bedeutenden Handel mit diesen Vögeln von jenseits des Kanals dahin geführt, so daß sie selbst zu Vier- und Fünftausenden über Boulogne nach England verschifft werden, und dieser gewinnreiche Handel ist in stetem Zunehmen.

m. Aufbewahrung von Truthühnerfleisch. Die vorzüglichsten Methoden, dieses Fleisch für längere Zeit aufzubewahren, sind:

1) Das Mariniren (marinage). — Man läßt das Fleisch halb braten, löst die Schenkel und die Flügel ab, spaltet die Brust in zwei Stücke, fügt auch Bürzel und Hals bei und läßt blos den Rücken, woran nur wenig Fleisch haftet, zurück. Jene Fleischstücke, sowie sämmtliches Fett werden nun nebst Salz und Salpeter in ein Pökelfäßchen eingelegt, jedoch nur für höchstens drei Tage, nach welcher Zeit sie dann auch wohl, unter Beifügen von Würzsäckchen, namentlich mit ganzem Pfeffer, Gewürznäglein und Lorbeerblättern, in einem passenden Geschirre gekocht werden. Das gekochte Fleisch, in große Töpfe von Steinzeug oder in solide Fäßchen von weißem Holze gethan, wird mit dem ganzen geschmolzenen Fett, dem allenfalls auch Ochsentalg oder Schweineschmalz beigemischt werden kann, übergossen. Töpfe und Fäßchen sind, wenn von ihrem Inhalte herausgenommen worden, stets wieder hermetisch zu verschließen. In dieser Weise bleibt das Truthühnerfleisch ein ganzes Jahr gut und kann weit versendet werden.

2) Das Einpökeln und das Räuchern. Bei Ersterem werden die Fleischstücke, gleichwie beim Mariniren, vorbereitet, nur mit dem Unterschiede, daß die Würzsäckchen gleich mit ins Pökelfäßchen gethan werden, damit das Aroma der Pflanzen das Fleisch recht durchdringe, und man läßt dieses dann vier oder fünf Tage lang im Salze liegen. — Das Räuchern besteht darin, daß man das soweit zugerichtete Fleisch gehörig abtropfen und dann in der Esse dörren läßt. Die leichte Rußschicht, welche sich darauf absetzt, färbt es und theilt ihm eine Bitterkeit mit, welche die Fliegen davon abhält oder doch ihre Eier daran nicht zum Ausschlüpfen kommen läßt.

Vor dem Kochen des Fleisches muß es erst zwölf Stunden in Wasser liegen.

n. Die Krankheiten der Truthühner. Diese Vögel leiden, wenn erwachsen, wenig durch Krankheiten, dagegen

1) im jüngern Alter an Schwäche oder lymphatischem Wesen, welchem jedoch durch die bereits früher angegebenen Mittel leicht abzuhelfen ist.

2) Beim Eintritt der Pubertät verliert das Truthühnchen oft den Appetit und es scheint dann ebenso zu leiden, wie die Säugethiere beim Zahnen. Man halte es in dieser kritischen Zeit warm, gebe ihm Wein zum Getränke, sowie mit Knoblauch und Zwiebeln gemengten Teig, unter Beifügung von fünf oder sechs Pfefferkörnern zur Nahrung.

3) Die Pocken. Sie ähneln sehr den Schafpocken und auch den Kinderblattern, zeigen sich um den Schnabel, zuweilen auch in dessen Innern, sowie unter den Flügeln und zwischen den Schenkeln, und sind eine ebenso ansteckende als mörderische Krankheit, gegen die sich nichts weiter thun läßt, als daß man die Patienten absondert, sie Wasser, worin 15 Grammen schwefelsaures Eisen per Liter aufgelöst, saufen läßt, ihnen würzigen, reizenden Teig mit kleingeschnittenem, rohem Knoblauch zu fressen

giebt, und die Geschwürchen mit salpetersaurem Silber oder auch blos mit schwefelsaurem Kupfer betupft.

4) Der Durchfall. Er entsteht durch den Genuß von zu süßem und weichem Teigfutter, sowie von feuchter Grasnahrung, und weicht dem schwachgesalzenen oder eisenhaltigen Getränk, trockenen Nahrungsmitteln und namentlich dem Erbsenbrei.

5) Die Verstopfung. Diesem Uebel, das hauptsächlich bei zu geilen Männchen vorkommt, läßt sich durch reines Baumöl, salpeterhaltiges Getränk, fein gehackten, gekochten Lattich ꝛc. abhelfen.

6) Der durch Würmer erzeugte Husten. Bei dieser Krankheit, in welcher Erstickungsanfälle und unbehindertes Athmen mit einander abwechseln, finden sich Würmer der Gattung Crinon in der Luftröhre und deren Aesten in ziemlicher Anzahl angesammelt. Feuchte Waiden, sowie der Aufenthalt in warmen, schlecht gelüfteten, von Unrath inficirten Ställen werden als Ursachen derselben angegeben, und man hebt die Krankheit, indem man den Patienten drei oder vier Tage Abends 1 Gramm Kampher, sowie Morgens ein Glas starken Wermuthabsudes beibringt. Auch menge man ihren Teig mit gehacktem Wermuth.

7) Die Mauser. Diese allen Vögeln gemeinsame periodische Krise, welche den Truthühnern ziemlich viel zu schaffen macht, wird durch hygienische Pflege durch Warmhalten und zeitiges Einstallen Abends und spätes Herauslassen Morgens erleichtert; was auch von einer reizenden Nahrung, namentlich mit kleingehackten rohen Zwiebeln gilt.

o. Gewinn bei der Truthühnerzucht. Alle Züchter stimmen darin überein, daß das Aufziehen von Truthühnern einen recht ansehnlichen Gewinn abwerfe, wenn es gelinge, die Jungen und die Truthühnchen zu bewahren vor der Krankheit, welche aus diesen Altersstufen eigenthümlicher Schwäche entstehen und die Herden zu decimiren pflegt, wogegen nur aber auch die vorbeugenden Mittel in dem Vorhergehenden wohl zur Genüge bezeichnet worden.

Ebenso gelangt man bei den angegebenen verschiedenen Fütterungsmethoden sowohl im Hühnerhofe als auf der Waidetrifft leicht zu der Ueberzeugung, daß ein Truthuhn bis zum Alter von fünf Monaten nicht über 1 Frank (8 Sgr.) zu stehen kommt, so daß, wenn dann, im magern Zustande zum Mittelpreise von 4 Fr. (1 Thlr. 2 Sgr.) verkauft, ein reiner Gewinn von 3 Fr. (24 Sgr.) übrig bleibt. Und da der Aufwand bei der halben Mästung eines Truthuhnes zu 1 Fr., bei der ganzen zu 1½ Fr. (12 Sgr.) anzuschlagen ist, so ergiebt sich hier ein noch höherer Reingewinn, indem ein fettes Truthuhn, das im Ganzen nur 2½ Fr. (20 Sgr.) Aufwand verursacht, je nach den Umständen zu 6 bis 10 Fr. (1 Thlr. 18 Sgr. bis 2 Thlr. 20 Sgr.) verkauft wird.

Die vorstehend angegebenen Preise haben in neuerer Zeit eine bedeutende Erhöhung erfahren, indem fette Truthühner in Frankreich mindestens doppelt so hoch verkauft werden, während die Futterpreise sich nicht regelmäßig in gleichem Verhältniß erhöht haben.

Anhang. Das Vorstehende, unserer in demselben Verlage erschienenen Bearbeitung des französischen Werkchens, betitelt: „Guide de l'éléveur de

Dindons et de Pintades par Mariot-Didieux, Vétérinaire de la Garde de Paris 1854" auszugsweise entlehnt, paßt, obwohl ursprünglich die französischen Zustände der Truthühnerzucht beleuchtend, kaum minder auch für deutsche Züchter dieser Vogelart, und es dürfte ihm für diese wohl auch nichts Wesentliches mehr hinzuzusetzen sein, außer dem, was jene Bearbeitung als Anhang giebt, über die Truthühnerzucht in Schlesien, sowie über die Poularderie dieser Vögel nach den Erfahrungen eines dortigen gewiegten Oekonomen, die zu viel Interessantes und respektive Ergänzendes enthält, als daß wir es in den folgenden wörtlichen Auszügen aus einem ebenfalls unlängst bei B. F. Voigt in Weimar erschienenen Buche*) nicht hier noch mittheilen sollten.

Die Truthühnerzucht im Großen (wie sie in Schlesien betrieben wird.)

Wer von dieser Art Geflügel den rechten Gebrauch machen will, der muß soviel alte Hühner und Hähne haben, daß es sich der Mühe lohnt, zum Hüten derselben entweder eine alte Frau oder ein Mädchen besonders zu halten. Ich werde 30 Hühner und 3 Hähne annehmen, und von diesen können (die Verunglückten abgerechnet) auf 5 bis 600 junge Hühner erzogen werden. Da nun die überflüssigen Hähne und Hühner gegen Michaelis verkauft werden, und ein Hahn oft mit 1 Thlr. 5 Sgr., eine Henne aber mit 20 bis 25 Sgr. gerne bezahlt wird, so kann man nach Abzug allen Aufwandes an Wartung und Fütterung in einem Jahre leicht ein Paar hundert Thaler einnehmen, und das ist gewiß nicht unbedeutend. Auch hier sind die Preise gleich denen der verschiedenen Fleischsorten gegenwärtig wesentlich höher.

Die alten Truthähne werden den Winter über blos mit gestampften Kartoffeln, Rüben, Möhren, Krautstränken, Trebern ꝛc. in kleinen hierzu nöthigen Trögen täglich zweimal gefüttert. Der Stall, worin sie sich aufhalten, muß im Winter nicht zu kalt und mit genugsamen Stangen versehen sein, damit sie sich darauf setzen können. Wenn die Witterung im März gut ist, so fangen sie an zu legen, und dann müssen die Eier jeden Tag von den Nestern genommen, an einem kühlen Ort aufbewahrt und nur ein bezeichnetes Ei in jedem Neste gelassen werden.

Sowie nun die Hühner abgelegt haben, so wollen sie auch größtentheils brüten; das muß man aber einzelnen Hühnern nicht gestatten, weil sie sämmtlich auf einen Tag zum Brüten gehörig aufgesetzt werden müssen, damit die Jungen nachher auch Alle zugleich auskriechen, und die Arbeit dadurch erleichtert werde.

Um dieses Ansetzen sämmtlicher Hühner nun auf einen Tag bewerkstelligen zu können, so läßt man diejenigen Hühner, welche zuerst auf den Nestern sitzen bleiben und brüten wollen, so lange auf den Nestern sitzen, bis sämmtliche Hühner abgelegt haben und nun zusammen aufgesetzt werden können.

---

*) Die Viehmast, oder die Mästung aller in der Landwirthschaft zu haltenden Thiere ꝛc. Gesammelt vom Amtsrath Müller und zusammengestellt von Hermann Schneider, Kaufmann in Breslau.

Sobald nun sämmtliche Hühner abgelegt haben und Lust zum Brüten bezeigen, so müssen sogleich die benöthigten Nester zurecht gemacht, und in jedes 15, höchstens 20 Eier gelegt, und die Hühner alle auf einen Tag auf dieselben gesetzt, auch die Brütkammer durch Verstopfung der Fenster und Löcher etwas dunkel gemacht, und die Hähne von ihnen entfernt werden. Die zu dieser Hühnerzucht bestimmte Person macht nunmehr alle 24 Stunden die Stallthür einmal auf, setzt vor dieselbe genugsames Fressen und Saufen und hebt die Hühner von den Nestern, damit sie sich sättigen können. Sowie sich die Truthühner satt gefressen und gesoffen haben, so muß auch jede Henne wieder auf ihr Nest gesetzt, auch die Thüre verschlossen werden, damit sie durch nichts gestört werden können, und auf diese Weise wird, so lange die Brütezeit dauert, einen Tag wie den andern fortgefahren.

Ungefähr den siebenundzwanzigsten Tag der Brütezeit muß die Person, welche die Aufsicht hat, die Eier untersuchen, um zu sehen, ob die Jungen anfangen, die Eier aufzuhacken, und wenn dies geschehen, so dürfen die alten Hühner nicht mehr von den Nestern gehoben werden, sondern sie müssen so lange, bis die Jungen ausgekrochen sind, ohne Fressen und Saufen auf den Nestern sitzen bleiben, damit das Auskriechen der Jungen nicht unterbrochen werde.

Sind die Jungen ausgekrochen, so werden die Alten wiederum vor den Stall zu ihrer Nahrung gelassen, und damit man doppelten Nutzen von dem Brüten der Truthühner haben möge, so setzt man die Hälfte der Jungen der andern Hälfte Alten mit unter und legt augenblicklich denjenigen alten Hühnern, welchen man ihre Jungen genommen, in andern reinen Nestern etliche 20 Enten- oder gewöhnliche Hühnereiner unter, und läßt sie auch diese ausbrüten.

Will man viel Hähne bekommen, so suche man dazu lange und vorn sehr spitzige Eier, die einen krausen Wirbel haben, aus; was auch recht gut angeht, da eine Henne wohl bis 30 Eier legt. Die übrig gebliebenen Eier kann man gekocht essen, oder sonst in der Wirthschaft verbrauchen.

Die jungen Truthühner erhalten in den ersten 24 Stunden nichts zu fressen, müssen auch nebst ihrer Mutter in einen andern Stall gebracht werden, um die nun wieder aufs Neue brütenden Hühner nicht zu stören. Den zweiten Tag bekommen die jungen Thiere ihr erstes Futter, welches aus hartgekochten und kleingehackten Eiern, worunter kleingehackte Zwiebelschalotten gethan werden, bestehen muß, und womit 6 Tage fortgefahren wird; nach Verlauf derselben können die gehackten Eier wegfallen, und man giebt ihnen nur mit kleingehackten Brennnesseln und Zwiebelschalotten, Salat und anderm ausgehackten Unkraut die Hälfte mit zu Brei gekochten Erbsen, und zwar täglich dreimal so viel, als sie fressen wollen. Ueberdies müssen die jungen Hühner bei schönem Wetter mit den Alten, auf grünen Angern, oder in Grasgärten gehütet, aber vor Brennnesseln verwahrt werden, weil sie von diesen krumm und lahm werden. Ungefähr 14 Tage wird mit dieser Fütterung fortgefahren; nach deren Verlauf bekommen sie alsdann nur einen Theil gekochte Erbsen, mit zwei Theilen kleingehacktem Grünen vermischt, was nunmehr ihr Futter bleibt. Hat man dicke saure Milch, so kann man ihnen auch von dieser etwas mit unter ihr Futter mischen. Nach dem Morgenfutter werden sie bei gutem Wetter aufs Feld und in die Anger getrieben, in den heißen Mittagsstunden aber

in Schatten gebracht, und des Abends, wenn sie nach Hause kommen, erhalten sie dasselbe Futter wie des Morgens. Sobald die Stoppelfelder aufgehen, so werden dieselben den Tag über auch auf diesen gehütet, wo sie Nahrung genug finden an Körnern und Ackerspinnen 2c., und wenn Wiesen vom Heu geräumt werden, so werden sie darauf gehütet, wo sie dann die darauf herumhüpfenden Heuschrecken, Graspferde, Spinnen, Laubfrösche mit großer Begierde und sich dick und voll fressen.

Nur muß diese Art Geflügel besonders vor Regen gehütet, und wenn sich ein Donnerwetter, oder Hagel zeigt, sogleich heimgetrieben und nicht gewartet werden, bis es anfängt sich zu entladen, denn sie dürfen durchaus nicht naß werden.

Auch wenn das Obst kommt, kann unreifes, wurmstichiges und abgefallenes Obst den jungen Thieren kleingestampft, auch etwas Trebern, wenn man deren hat, darunter gemengt werden; nach Michaelis, bis gegen Martini Kraut, Rüben, Kartoffeln und kleines, schlechtes Wurzelwerk aus dem Küchengarten, gestampft, mit Trebern vermengt, und Morgens, Mittags, und Abends gefüttert werden.

Uebrigens fängt man im Oktober an, sie zu verkaufen, um nicht die ganze Schaar zu überwintern; versteht sich nach und nach, und wenn Martini herankommt, wo sie sich federn oder mausern, so muß man ihnen besonders mit gutem Futter zusprechen; auch ist ihnen die Kälte zu dieser Zeit schädlich, und man muß den Stall durch Belegung mit Stroh oder Moos warm zu halten suchen, besonders gegen Norden.

Der Pips, welcher eine Verstopfung der Nasenlöcher und der Drüsen in der Schleimhaut auf der Zunge ist, wird dadurch geheilt, daß man mit einem Federmesser die dicke, weiße Haut vorn an der Spitze der Zunge löst und abzieht. Die Zunge wird alsdann mit Essig, worin Salz zergangen, benetzt und eine subtile Feder durch die Nase gezogen, dann das Thier eine Stunde eingesperrt, daß es nicht saufen könne*). Die Verstopfung heilt man mit Sennesblättern, welche zu Pulver gerieben werden. Das Pulver wird mit Mehlteig zu Pillen, in der Größe einer Erbse gemacht, benetzt, und davon täglich ein Paar Stück gegeben.

Wenn diese Hühner zu kränkeln scheinen, ohne daß man weiß, was ihnen wohl fehlen könne, so ist ihnen, wie den Hofhühnern, ein sehr gutes Mittel, daß man ihnen lebendige große Spinnen zu fressen gebe.

Von dem poularderiemäßigen Stopfen der Truthühner.

Zum Voraus ist dabei zu bemerken, daß diese Art zu mästen, dem Landmann eben nicht zur Nachahmung angeführt wird, und es werden sich auch wohl Wenige finden, die ihre Truthühner mit lauter Hirsenmehl, Butter und Milch fett machen lassen wollen. Es ist eine Mästungsart alles Geflügels an großen herrschaftlichen Tafeln. Gewiß aber wird es dem Leser angenehm sein, zu erfahren, wie das Federvieh am allerfeinsten gemästet wird.

Die Poularderie ist eine professionsmäßige Wissenschaft, und der französische Namen hat seinen Ursprung von „poularde“, einem jungen

*) Die Behandlung des Pipses dürfte weit rationeller, ebenso wie bei den Hühnern angegeben erfolgen.

kastrirten Huhn. — Da nun ein verschnittenes Huhn viel delikater, mürber, fetter und größer wird, als ein Kapaun, und von allem Federvieh ein kastrirtes Weibchen eine Poularde heißt, so heißt derjenge, der sich blos auf diese Wissenschaft zu mästen legt, ein Poulardier oder Poularderiemeister, und das ganze Werk eine Poularderie. Es ist aber die poularderiemäßige Mästung des Geflügels die für jede Art Geflügel; es wird Abends das benöthigte Futter auf den andern Tag abgewogen, welches in Hirsenmehl und Butter besteht. Dieses wird zusammen in eine Mulde gethan und soviel Wasser zugegossen, als zu einem dicken Teige nöthig ist, welcher über Nacht stehen bleibt. Morgens wird der ganze steife Teig auf den Tisch geschüttet (welcher rein sein muß), mit Hirsemehl bestreut und zu einem festen Teige gemacht; dann wird für jedes Stück Geflügel sein bestimmtes Quantum für den Tag davon abgewogen, solches in drei Theile, Morgens, Mittags und Abends abgetheilt, und von jedem Theile eine gleiche Anzahl Kugeln gemacht, welche bei jeder Mahlzeit dem Stück Geflügel, in süße Milch eingetaucht, eingestopft werden, worauf es sodann ein gewisses Gewicht süße Milch zum Saufen, und zwar jede Mahlzeit frisch, in den Trog bekommt, mit welchem Stopfen dann durch eine gewisse Anzahl Tage, die sich zur Größe des zu mästenden Geflügels schicken, fortgefahren wird.

Für ein Truthuhn nun wird täglich 12 Loth Hirsemehl und $2\frac{1}{2}$ Loth Butter abgewogen, auf besagte Weise zu einem festen Teige gewirkt, und solcher in drei gleiche Theile getheilt, für die drei Mahlzeiten, Morgens, Mittags und Abends. Aus jedem Theile werden 12 Kugeln formirt und zwölf des Morgens, zwölf des Mittags und zwölf des Abends in süße Milch eingetaucht und eine nach der andern eingestopft, worauf bei jeder Mahlzeit 8 Loth süße frische Milch mit dem Rahme in den Sauftrog, der täglich ausgebrüht werden muß, damit er nicht säure, zu ihrem Saufen gegossen wird. Die Mästung dauert 24 Tage, wo dann das Truthuhn sehr weiß von Fleisch, und überaus delikat ist.

Bei aller dieser kostbar scheinenden Mästungsart wird indessen der Betrag der Körner, wenn ein Truthuhn auf die gewöhnliche Art gemästet wird, nicht viel geringer, wo nicht oft höher stehen, indem die ganze Summe von den 24 Mästungstagen 9 Pfund Hirsemehl, ungefähr 1 Pfund Butter und 18 Pfund Milch ausmacht.

Von den Trutkapaunen.

So gut auch ein Braten von den Hühnern dieser Gattung Geflügel schmeckt, so wird er doch bei Weitem von den Trutkapaunen übertroffen. — Zu Letztern werden die im Frühjahre gezogenen Truthähne um Johannis gemacht. Der Einschnitt zu dieser Operation wird auf der linken Seite des Leibes gemacht, da, wo der Schenkel anstreicht und das Fleisch recht dünn ist und nur in einer weißen und unter dieser einer oben braunen Haut besteht. Der Schnitt muß $1\frac{1}{2}$ Zoll lang sein und nur durch die Haut gehen, damit die Eingewaide nicht verletzt werden. Wenn nun die Oeffnung völlig ist, so daß man das Eingewaide kann liegen sehen, so greift man mit dem Finger neben dem Eingewaide hinein bis oben an den Rücken, in welcher Gegend auf jeder Seite ein Testikel wie ein Mandelkern, der aber bei den Truthähnen schlaffer ist, als bei den deutschen Hähnen, ange-

wachsen ist. Diese schiebt man mit dem Finger, zuerst den rechten und dann den linken, mit Vorsicht sanft ab, und krümmt den Finger so, daß die beiden Testikeln in der Höhlung bleiben und sich mit dem Finger, welcher immer gebogen bleibt, herausziehen lassen. Dann wird diese Oeffnung mit einer Nähnadel behutsam zugenäht, der Rüssel abgeschnitten und sodann der Kapaun laufen gelassen.

Von den Trutpoularden.

Da besonders das Geflügel weiblichen Geschlechts ein viel zarteres Fleisch, als das männliche, hat, so werden diese Thiere vorzüglich von der größten Delikatesse, wenn sie verschnitten gemästet werden.

Das Verschneiden der Truthühner geschieht im Brachmonat, wenn sie halbwüchsig sind. Der Einschnitt geschieht ungefähr zwei Finger breit über dem After, in der Gegend, wo sich unter der Haut ein weißes rundes Hügelchen, so groß wie eine Haselnuß, sehen läßt. Dort werden die Federn sauber ausgerupft, und dann mit einem scharfen, spitzigen Federmesser, durch zwei Häute ein kleiner Einschnitt, nur eine Haselnuß groß, vorsichtig gemacht, wo man die Mutter, wodurch das Huhn beim Treten empfängt, als ein rundes, ganz weißes Gewächs wird zu sehen bekommen.

Drückt man nun unter dem Steiße mit dem Finger etwas auswärts, so kommt die Mutter aus dem Einschnitte heraus, wo man sodann dieselbe, da sie unten angewachsen ist, mit der Scheere abschneidet.

Das Loch wird nicht zugenäht, sondern nur mit Asche und Butter bestrichen, wo es dann in wenigen Tagen zuheilt. Die kleinen Glocken an den Backen und der kleine Rüssel über dem Schnabel wird auch noch abgeschnitten. Die Probe kann man an geschlachteten Truthühnern oder gemeinen Hühnern machen, wodurch man die Operation besser kennen lernen kann. Auch hier gilt das bei den Hühnern über diese Operation Gesagte; überhaupt werden in Deutschland sehr selten Truthähne, Truthennen aber nie kastrirt.

Truthähnen und Hühnern werden beim Schlachten, wie Kapaunen und gemeinen Hühnern, mit einem scharfen Messer unter der Kehle am Halse, bis auf den Halswirbelknochen alle Adern auf einmal durchgeschnitten, daß sie völlig ausbluten, und zu dem Ende auch der Kopf ganz tief gehalten; denn wenn Blut zurückbleibt, wird das Fleisch hernach nicht weiß.

C. Die deutsche Gans.

So ähnlich sich die Gänse, was ihre Gestalt betrifft, überall sind, so ungemein abweichend erweist sich ihre Größe in den verschiedenen deutschen Landen, so daß z. B. die Pommerischen, Mecklenburgischen, Holsteinischen und zum Theil auch die Hannöverischen Gänse darin den Schwänen nahe kommen und wahre Prachtexemplare darstellen, während man sie dagegen in andern Gegenden der Preußischen Ostsee-Provinzen und anderwärts von gar sehr zusammengeschrumpften Dimensionen antrifft, welche die einer großen Ente eben nicht bedeutend zurückstehen lassen.

Das Männchen, als Gänserich, Gansch, Ganser, Ganter ꝛc., von dem Weibchen, der eigentlich sogenannten Gans, dem Namen nach verschieden, zeichnet sich äußerlich eben nicht besonders von den Letztern aus, nur ist es stärker, hat längere Beine und einen dickern Hals; außerdem fehlt ihm ein länglicher Wulst zwischen den Beinen, der sogenannte Legebauch des ältern Weibchens, und unterscheidet es sich durch seine kräftigere und tiefer tönende Stimme.

Das Alter der Gänse, beiderlei Geschlechts, läßt sich ungefähr nach der Färbung des Schnabels und der Füße, welche bei jungen Thieren blässer ist, beurtheilen, sowie man auch beim Einkauf von Gänsen, welche gefreckt werden sollen, die Gurgel, welche, je älter das Thier, je härter, verknöcherter ist, anzufühlen pflegt; ferner ist der Bauch bei den jungen Gänsen noch rund, da sich der Legebauch der alten erst mit den Jahren, und dann stets mehr und mehr, ausbildet.

Das Gefieder der Gänse ist weiß, grau, auch schwarz gefleckt und ins Falbe übergehend, einige tragen auch auf dem Kopfe eine sogenannte Tolle. Die ganz weißen stehen bei den Hausfrauen vorzugsweise in Gunst. Uebrigens hat die Gans, so wie die Federn des Wassergeflügels zur Abhaltung der Nässe schon an sich mehr Fetttheile als die andern befiederten Geschöpfe enthalten, zu beiden Seiten des Steißbeins ebenfalls große Drüsen, mit einer öligen Fettigkeit versehen, welche mit Hülfe des Schnabels zum Einschmieren der Federn dient.

Die Gänse sind auch keineswegs so dumm, als wie sie aussehen und als wofür sie im gemeinen Leben verschrieen sind, denn nicht allein, daß sie ihren Wärter gar wohl erkennen und durch Geschrei zu begrüßen pflegen, auch ihren Stall selbst zu finden wissen, unterhalten sie sich auch miteinander durch stetes Geschnatter, das in seinen verschiedenen Modulationen ziemlich alle Empfindungen der Freude und der Furcht oder des Schreckens anzudrücken scheint.

Ein Gänserich reicht für acht bis zehn Gänse vollkommen hin. Sind diese von guter Art und gut durchwintert, wozu ein trockner und warmer Stall zum Aufenthalte für die Nacht besonders nöthig ist, so beginnen sie um Lichtmeß zu legen, was sich daran zu erkennen giebt, wenn sie Strohhalme im Schnabel zusammentragen; man bereitet ihnen alsdann, weil sie sonst gern auswärts ihre Eier legen, in einem Kasten oder Korbe ein geräumiges Nest von Stroh, mit getrockneten Brennnesseln gemengt; und noch besser ist es, wenn man dasselbe mit dürrem Heu oder Moos ausfüttert; auch kann man ihnen ein Nestei hineinlegen. Das Nest muß übrigens niedrig an der Erde sein, damit sie bequem herauf- und heruntergehen und es nicht umwerfen können. Eine Gans von guter Art legt bis zwanzig Eier, eine Anfängerin nur zwölf bis vierzehn, deren jedes einzeln weggenommen und an einem temperirten Orte, gewöhnlich in Schafwolle, aufbewahrt werden muß, bis sie über Nacht darauf sitzen bleibt und damit ihre Lust zum Brüten zu verstehen giebt. Man theilt nun jeder Gans, vorzugsweise aber den zweijährigen, weil diese am besten brüten, funfzehn Eier zu, und zwar in einem Neste, das an einem warmen Orte, wo möglich in einer geheizten Stube, andernfalls im Brütverschlage des Hühnerhauses, oder in einem durch Einzäunung gesicherten Winkel im Schafstalle, bereitet, und in dessen Nähe, nicht unmittelbar davor, weil die Brüterin sonst nicht leicht aufstehen und dann das Nest verunreinigen würde,

ein Gefäß mit Wasser und einigen Händevoll Hafer gestellt werden muß. Daß man, wie es wohl hie und da geschieht, die Eier während der Zeit, daß das Nest zu gedachtem Zwecke verlassen wird, mit einem erwärmten Tuche oder einem Stücke Pelz bedecke, dürfte kaum nöthig sein, weil einer guten Brutgans gewöhnlich schon eine zur fraglichen Warmhaltung genügende Menge Federn während dem Legen auszufallen pflegt.

Nach etwa 27 — 30 Tagen kriechen die Jungen aus. Nachdem sie nun noch vierundzwanzig Stunden, ohne in dieser Zeit gefüttert zu werden, im Neste gelassen worden, damit sie recht trocken, oder, wie man zu sagen pflegt, nestreif werden, nimmt man sie mit der Alten vom Neste und giebt ihnen hart gekochte Eier mit recht fein darunter gehackten grünen Nesseln zu fressen, setzt ihnen auch Wasser auf einer Schüssel vor, worin ein hinlänglich schwerer Stein liegt, damit die Alte sie nicht umwerfen könne. Den Tag darauf kann man schon etwas angefeuchtete Kleie, Schrot oder Gerstenmehl hinzufügen, oder man läßt das Letztere mit kalter Milch aufquellen und hackt es kurz, wonach sie ungemein zunehmen; man darf aber nie unterlassen, ihnen junge Nesseln darunter zu hacken, bis sie ins Gras gehen und solche selbst abrupfen, was bei recht warmer Witterung schon nach fünf Tagen geschehen kann. Hat man dies bei gutem Wetter vier Wochen fortgesetzt, so sind ihnen unterdeß allmälig die Federn gewachsen, daher man sie nun beim Aus- und Eintreiben auch sehr in Acht zu nehmen hat, daß sie sich die hervorsprossenden Flügelkiele nicht blutig stoßen, was sie sonst sehr zurückbringen würde. Es versteht sich von selbst, daß die jungen Thiere während dieser Zeit täglich auch mehreremale gefüttert werden müssen. Bevor man sie dann von der Mutter trennt, pflegt man sie, um aller Verwechselung vorzubeugen, durch gewisse Einschnitte in, oder mittelst Einschlagen eines eisernen Werkzeugs durch die Schwimmhäute zu zeichnen. Gänse von guter Art fangen, nachdem sie ihre Jungen eine Zeitlang geführt haben, wiederum an zu legen, brüten auch wohl nochmals, wenn die Jahreszeit nicht schon zu weit vorgerückt ist, um die Jungen aufziehen zu können.

Nachdem die Gänschen gehörig befiedert sind, fressen sie gleich den Alten alle Arten Körner, besonders aber gern Hafer und Gerste; auch rupfen sie Gras und lassen sich überhaupt an einer guten Graswaide größtentheils genügen, so daß sie einen großen Theil des Jahres sich ihr Futter selbst suchen. Nach der Ernte finden sie auf den Stoppelfeldern vollauf Nahrung, ebenso im Frühjahre auf Brachäckern; auch verschmähen sie keineswegs Insekten und Würmer, ja Maikäfer gehören zu ihrem Lieblingsfraß. Ein Hauptbedürfniß für diese Thiere ist jedoch das Wasser, daher sie an großen Gewässern am häufigsten gezogen werden, weil ihre Unterhaltung dort am wenigsten kostet; denn sie nähren sich dort bis zum Herbst, wo sie sich selbst überlassen bleiben, lediglich von Grünem und Fischen. Gänse auf Teichen zu dulden ist übrigens aus mehreren Gründen unräthlich, da sie nicht nur eine Menge Fische sowie den Laich derselben verzehren, sondern ihr Fleisch davon auch einen besondern Geschmack annimmt, der aller Kochkunst trotzt und nur nach einer langen Mästung sich einigermaßen verliert. Bei den Strandgänsen verschwindet der Geschmack nie in dem Grade, daß er nicht stets etwas Widriges behält. Im Winter füttert man die Gänse mit recht klein gestampftem Wurzelwerk aller Art, Mohrrüben, weißen Rüben, Blättern und Strünken von Weißkraut, unter-

mengt mit angenäßter Kleie und Afterkörnern; auch an Wasser lasse es man ihnen nicht fehlen, wenn nicht etwa Schnee liegt, der ihnen dann den Durst löscht.

Um die Gänse recht fett und ihr Fleisch besonders wohlschmeckend zu erhalten, oder letzterem, wenn es sich von Gänsen handelt, die den Sommer über auf dem Wasser sich von Fischen genährt haben, den davon angenommenen widrigen Geschmack möglichst zu entziehen, ist es nöthig, sie zu mästen, oder mit einem reinlichen Futter eine Zeit lang vollauf zu nähren. Dies geschieht am leichtesten und besten mit Körnern, Hafer oder Gerste, und zwar wird davon auf eine Gans ein halber Scheffel gerechnet. Man setzt die betreffenden Thiere zu dem Ende in einen trocknen Stall und giebt ihnen von gedachtem Futter so viel ins Wasser, als sie nur immer verzehren wollen, jedoch nicht zuviel auf einmal, damit ihre Freßlust um so öfter angeregt, auch der Hafer nicht zähe werde. Für den Appetit in der Nacht ist ebenfalls reichlichst zu sorgen. Täglich früh und Abends muß das Freßgeschirr ausgewaschen, reines Wasser gegeben, auch der Stall gereinigt und mit Sand bestreut werden, damit sie sich nicht die Federn beschmuzen. Es beruht übrigens nur auf Vorurtheil, wenn man die Mastgänse so eng einkerkert, daß sie sich nicht rühren können, und nur Raummangel vermag dies zu entschuldigen.

Mit mehr Mühe verknüpft ist das sogenannte Frecken der Gänse, indem man nämlich aus einem Teige von Mehl, vorzugsweise von Gersten- oder Buchwaizengries, fingerdicke, zwei Zoll lange, gegen das Ende sich verdünnende Nudeln formt, solche auf dem Ofen hart dörrt und, nachdem sie durch Einlegen in Wasser oberflächlich wieder erweicht worden, davon täglich drei oder vier Mal den Gänsen einstopft, wozu ihnen dann blos noch Wasser vorgesetzt wird.

Will man den Gänsen große Lebern beibringen, so verfährt man auf folgende Weise: Man sperrt die Gans in einen so engen Behälter, daß jede Bewegung außer der des Kopfes und Halses, um zu fressen, ihr verwehrt ist, dabei wird ihr aus Körnern bestehendes Futter mit gestoßenem Pfeffer, Ingwer und Salz gemengt. In diesem peinlichen Zustande schwillt die Leber durch den Reiz der Gewürze dermaßen an, daß eine einzige schon einen tiefen Teller aufgehäuft füllt. So sind denn diese Gänselebern nichts Anderes, als das Produkt einer Krankheit, worein ein gesundes Thier künstlich versetzt worden, um der Gaumenlust unserer verwöhnten Feinschmecker zu fröhnen.

Man hatte früher verschiedene Methoden die Gänse fett zu machen, theilweise sehr barbarischer Natur, wie z. B. Annageln der Füße auf ein Bret, oder Benutzung eines großen Topfes, aus dem der Boden herausgeschlagen worden, in welchen die Gans gesteckt wurde; alle diese Methoden hatten nur den Zweck, der Gans jede freie Bewegung zu untersagen, in der Hoffnung, sie desto schneller zum Fettansatz gelangen zu lassen, man ist aber in neuerer Zeit gänzlich hiervon zurückgekommen, da dergleichen unnöthige Qualen die Gesundheit sehr beeinträchtigen und den Zweck nicht fördern: am Main und hauptsächlich im Elsaß, wo man namentlich auf die Erzielung großer Lebern zu den berühmten Straßburger Pasteten den größten Werth legt, werden die Gänse in einen engen Lattenverschlag gebracht, in welchem sie sich nicht umdrehen können und der Boden mit täglich gewechseltem frischem Stroh belegt, nach hinten aber in geeigneter

Entfernung eine Oeffnung angebracht, um die Excremente herab fallen zu lassen. Die Gans wird täglich dreimal zu bestimmten Stunden mit gekochtem, aber abgekühltem Mais gestopft, welche Nahrung sowohl ein wohlschmeckendes Fleisch als schönes Fett producirt, und außerhalb des Behälters, jedoch dicht an demselben befindet sich ein Gefäß mit Wasser, worin kleine Stückchen Holzkohle schwimmen. Die Gans, um sich die Zeit zu vertreiben, zerkaut die Kohle, wobei sie einen Theil verschluckt, was ihr einen starken Durst verursacht, und sie zu fortwährendem Saufen antreibt, wodurch eine sehr umfangreiche Leber, eigentlich eine künstlich erzeugte Leberanschwellung herbeigeführt wird.

In der That hätte man wohl Ursache, sich an dem Nutzen völlig genügen zu lassen, welchen die Gänse, abgesehen von den eben gedachten Abnormitäten oder Naturwidrigkeiten, in der Hauswirthschaft gewähren. Während ihr Fleisch vom Rumpfe köstlichen Braten oder, gepökelt und geräuchert, die namentlich aus Pommern weit und breit als Leckerbissen versendeten Gänsebrüste liefert, bieten auch die übrigen Körpertheile, als sogenanntes Gänseklein, ein ganz und gar nicht zu verachtendes Gericht. Auch hilft das besonders von den gefreckten Gänsen so reichlich gespendete vortreffliche Schmalz, womit unsere Hausfrauen so gern für den Winter ihre Töpfe füllen, nicht nur an manchen Speisen, Bäckereien und aufs Brod die theuere Butter ersparen, sondern kann auch, zweckmäßig behandelt, recht wohl sogar als Surrogat des Provencer-Oeles dienen. Zu diesem Ende werden nämlich die rohen Liesen, nachdem sie im kalten Wasser ausgewässert, in einen großen Topf gethan, heißes Wasser darauf gegossen und so auf einen warmen Ofen gestellt; nach ein Paar Stunden wird das obenaufschwimmende Oel behutsam abgeschöpft, und dies so oft wiederholt, bis sich keins mehr darauf setzt; dasselbe wird dann, auf Flaschen gefüllt und an einem kühlen Orte zum Gebrauch aufbewahrt, sich lange frisch erhalten und, wie gesagt, vom besten Provencer-Oele nicht oder kaum zu unterscheiden sein.

Auch ihre Federn machen sie den Hausfrauen bekanntlich sehr schätzbar, da sie sich zum Ausstopfen der Betten so gut verwenden lassen. Zu diesem Ende werden sie nicht blos nach dem Abschlachten, sondern schon bei Lebzeiten drei Mal jährlich, zu Anfang Mai's, im Juli und September, gerupft, d. h. es werden ihnen die Federn von der Brust bis unter den Leib ausgezogen, wobei man jedoch nicht zu weit unter die Flügel sich verirren darf. Auch überzeuge man sich vorher, daß die Federn ihre gehörige Reife erlangt haben, was sich daran erkennen läßt, daß die Kiele ganz trocken, nicht mehr blutig sind. Zeitig ausgebrütete Junge können ebenfalls schon um Johannis mit berupft werden.

Das Beraufen der Gänse ist zwar ziemlich allgemein verbreitet, indessen versteht es sich von selbst, daß es dem Wachsthum der jungen, sowie dem Fettwerden der ältern Gänse nicht zuträglich ist, weil alle Nahrungssäfte zuvörderst die verlornen Federn zu ersetzen streben. Aus dieser Ursache werden auch in manchen Gegenden, z. B. in Hinterpommern, wo die schönsten und größten Gänse aufgezogen werden, lebenden Gänsen keine Federn entnommen.

Die Gänse haben übrigens dreierlei Federn, nämlich: Die Schleißfedern, welche zum Gebrauch von den Kielen abgezogen werden; dann die Daunen oder Flaumfedern, welche unmittelbar an der Haut sitzen und, als

die leichtesten, weichsten und elastischsten, vorzugsweise zu Deckbetten und Kopfkissen, sowie auch den Federschmückern zu ihren Arbeiten dienen; endlich die Flügel- oder Schwungfedern, deren Posen zum Schreiben von den Stahlfedern noch keineswegs ganz verdrängt worden und solches auch wohl so bald wenigstens noch nicht zu befürchten ist, da sie einerseits dem Besitzer einer Gans nichts kosten, als die geringe Mühe, diese Federn durch Ofenwärme und Abschaben mindestens für den Schulgebrauch der Kinder recht brauchbar zu machen, und andererseits auch nicht allen erwachsenen Schreibern die Stahlfedern künftig, so wenig wie jetzt, zusagen dürften. Von den Posen sind die, welche die Gänse beim Mausern auf den Stoppeln verlieren, als völlig reif, entschieden die besten, dagegen die vordersten kleinen Eckfedern sich durch den Vorzug der Härte auszeichnen. Was übrigens die Bettfedern betrifft, so kann man dieselben nach langem Gebrauch durch Wärme wieder auflockern und ihnen ihre Ausdehnung wiedergeben, wie jede Hausfrau weiß.

Die Gänse genießen zwar im Ganzen genommen, einer dauerhaften Gesundheit und werden von wenig Krankheiten heimgesucht; indeß befällt doch die sogenannte Seuche zuweilen ganze Herden, und zwar wahrscheinlich in Folge des Genusses von Mehlthau, welcher auf ihre Waide gefallen ist. Man empfiehlt dagegen die Anwendung des Kochsalzes, der Heringslacke oder der Lacke von Pökelfleisch, wovon nämlich den Gänsen von Zeit zu Zeit eingegeben wird, damit sie viel saufen und so der Krankheitsstoff abgeführt werde.

Auch von Läusen werden die Gänse mitunter geplagt, besonders wenn sie nicht aufs Wasser gehen können. Damit das Ungeziefer ihnen wenigstens nicht in die Ohren krieche, pflegt man um diese frischen Theer, oder, bei jungen Thieren, Baumöl zu streichen.

Gegen die beim Geflügel, namentlich den Gänsen, wenn sie überfüttert werden, zuweilen vorkommenden Schlagflüsse, deren Anfälle, wenn die Thiere dadurch nicht urplötzlich getödtet werden, sich durch die Symptome einer Art Migräne kund geben, hat Herr Nolan, bei einem ausgewachsenen Vogel, einen Dessertlöffel voll Ricinusöl mit Ingwer- und weißem Mohnsyrup, sowie Einsperrungen für einige Tage, da wo er bisher frei umhergegangen war, mit gutem Erfolg angewendet.

D. Die gewöhnliche deutsche Hausente.

Wenn auch dieses Thier bei uns nicht in so ungeheurer Menge, wie in China, wo man sein Fleisch besonders schätzt, gezogen wird, so findet es sich doch auch in den deutschen Landwirthschaften häufig genug, und mit Recht, da es ein sehr nutzbares Hausthier ist, das sich den größten Theil des Jahres über seine Nahrung selbst sucht, so daß sein Unterhalt verhältnißmäßig wenig kostet. Die Gestalt desselben ist sich überall gleich, und in der Größe unterscheiden sich die Enten nur je nach der ihnen im jugendlichen Alter zu Theil gewordenen Fütterung und Pflege. Ihr wackelnder Gang rührt daher, daß ihre Füße, welche ihnen zugleich beim Schwim-

men als Ruder dienen, am Leibe etwas weit nach hinten sitzen. Das Männchen, Entrich oder Erpel genannt, unterscheidet sich vom Weibchen, der Ente, dadurch, daß es größer ist und über dem Bürzel einige hintereinander stehende, nach vorn gekrümmte Federn hat.

Das Geschlecht junger Enten, bei denen sich die gekrümmten Schwanzfedern noch nicht zeigen, erkennt man dadurch, daß man sie an den Flügeln in die Höhe hebt; das Weibchen wird hierbei einen laut quakenden, das Männchen aber einen ganz matten, gleichsam heisern Ton von sich geben.

Man findet die Enten von verschiedenen Farben, deren eine Art den gewöhnlichen wilden sehr ähnelt, und zwar ist der Kopf derselben glänzend grün gefärbt, die Flügel mit einem ins Grüne spielenden rautenförmigen Spiegel versehen. Man giebt indeß den ganz weißen, ihrer Federn wegen, den Vorzug. Eine Spielart hat eine große, kugelrunde Tolle von Federn, oft von der Größe eines kleinen Apfels, und beim Entrich ist sie sogar zuweilen doppelt; doch scheint diese Erscheinung auf reinem Zufalle zu beruhen, denn alle Versuche, sie durch die Paarung von anscheinend dazu passenden Exemplaren fortzupflanzen, sind bisher gescheitert.

Ihre dichte Federhülle läßt zwar die Enten eine ziemlich bedeutende Kälte leicht ertragen, so daß sie im Winter wohl selbst ganze Tage auf dem Eise zubringen und erst spät Abends ihren Stall suchen; doch muß dieser — man darf sie nämlich nicht mit Hühnern und Gänsen zusammenstallen, weil sie von den Einen beschmuzt, von den Andern gebissen werden — immerhin nicht allein trocken, sondern darf auch nicht kalt sein. Hier macht man ihnen Nester in Gestalt eines langen Kastens, welcher vorn ovale Löcher zum Einkriechen hat; jedes Nest ist vom andern durch eine Wand geschieden, der Deckel ist nur mit ledernen Bändern befestigt, zum Aufmachen eingerichtet, um sie leicht übersehen zu können. Das Nest wird übrigens, wie bei den Hühnern, reichlich mit Stroh ausgefüttert, das, um sich schon beim Legen zur Brut einzurichten, von der Ente zeitig in fingerslange Stücke zerbissen und dann mit ausgerupften Federn durchwebt wird, so daß es einem losen Filze gleicht.

Da wo man wie auf manchen Landsitzen über einen kleinen See, worin sich ein zu keiner Jahreszeit der Ueberschwemmung ausgesetztes Inselchen befindet, zu verfügen hat, läßt sich zum Nutzen und Vergnügen auch eine halbwilde Entenkolonie anlegen. Zu diesem Ende wird nämlich auf besagtem Eiländchen ein drei Fuß hoher Stall gebaut, dessen Größe sich nach der Zahl der zu haltenden Enten, natürlich mit Einschluß der jeweiligen Nachkommenschaften richten muß; sein spitz zulaufendes Dach werde mit Schilf gedeckt, das Aeußere dem Auge zu Liebe, mit Birkenrinde bekleidet. Gegen Mittag und Abend werden, um den Stall reinigen und übersehen zu können, Thüren angebracht, in welchen sich Eingangsthüren für die Enten befinden, die auch allenfalls, um neue Bewohner einzufangen, mit einem Schieber verschlossen werden können. Ringsumher im Gesträuche werden zu den Nestern kleine Hütten gebaut, mit nach Mittag gerichteten Eingängen, und deren Dach abhebbar ist, damit die zur Brut überzähligen Eier herausgenommen werden können. Man bekleidet sie ebenfalls mit Baumrinde und bedeckt den Fußboden in denselben dick mit Waldmoos und etwas Stroh; auch muß Anfangs ein Nestei hineingelegt werden. Um die Enten an diesen Aufenthalt zu gewöhnen, genügt es, daß sie der auf einem Kahn überfahrende Wärter durch seinen Ruf zu-

sammenlocke, sie auf der Insel Anfangs einigemale des Tages füttere, sich aber stets, bevor ganz aufgefressen worden, entferne, weil sie ihm sonst folgen. Späterhin besucht er sie täglich nur ein Mal, theils um sie zu füttern, theils auch um die zur Brut überzähligen Eier abzuholen und sie Haus- oder Truthennen unterzulegen.

Ist kein Inselchen im See, so werden im Winter Löcher ins Eis gehauen, dann vier Pfähle nach der größten Wasserhöhe übers Kreuz in den Grund eingerammt, diese durch Querbalken verbunden und darauf eine Hütte, wie vorhin beschrieben, befestigt, in deren Mitte der Stall, im Umfange aber ringsumher abgetheilte Nester angebracht sind. Das Dach hat, um die Nester zu übersehen, entweder Klappen, oder jedes Nest eine kleine, mit einem hölzernen Wirbel verschließbare Thür. Um die Hütte läuft ein breiter Rand, und von diesem fallen einige Breter schräg ab, so daß die Enten bequem heraufsteigen können. Oder noch besser, man baut die Hütte auf einem schwimmenden Floß, welches zwischen zwei eingerammten Pfählen mit leichten Ketten so befestigt wird, daß es mit dem Wasser steigen und fallen kann. Im Spätherbst werden die Enten, ehe das Wasser zufriert, mittelst eines Kahnes eingetrieben und dann an ihren Winteraufenthalt gewöhnt. Die Hüttchen werden gereinigt, die Laufbreter abgenommen und die Eingänge geschlossen oder vernagelt, das Floß aufs Land gezogen ꝛc., da es dort für die Enten im Winter nicht allein zu kalt, sondern auch sonst gefährlich sein möchte, weil das Eis leicht einem Fuchs als Brücke zu ihnen dienen könnte.

Auf zehn bis zwölf Enten wird ein Entrich gerechnet. Obgleich sie zehn Jahre fruchtbar und bei Kräften bleiben, so läßt man sie doch, damit ihr sonst so wohlschmeckendes Fleisch nicht zu zähe werde, nicht leicht ein so hohes Alter erreichen. Zuchtenten — und zwar junge, denn alte von einem andern an demselben See oder Flusse belegenen Orte bleiben schwerlich und finden meilenweit ihren vorigen Aufenthalt wieder — kauft man am besten im Herbst. Das Frühjahr ist die Zeit der Begattung, welche bei den Enten auf dem Wasser am fruchtbarsten sein soll. Die Legezeit beginnt im März. Die Eier, deren Zahl sich wohl bis 60 beläuft, sind weiß, gelblich oder von blaßgrüner Farbe; sie vertragen solche gern ins Gesträuch am Wasser, daher, wenn man nicht eine halbwilde Brut gestatten will, solche eingesperrt werden müssen und nicht eher in Freiheit gesetzt werden, als bis sie gelegt haben. Will man ihnen aber darin ihren Willen lassen, da nämlich, wo es ohne Gefahr geschehen kann, so wird man finden, daß die Enten, trotz der anscheinend schlechten Beschaffenheit dieser ihrer Nester, welche gewöhnlich in einer mit einigen dürren Blättern und Halmen ausgelegten Vertiefung bestehen, in der Regel ihre volle Zahl Eier ausbringen und nicht selten sogar über 20 Junge haben. Nichts aber ist auch in der That mit dem vorsorglichen Eifer zu vergleichen, womit diese Brutenten ihrem Geschäfte obliegen; indem z. B. eine solche nie eher von ihrem Neste sich entfernen wird, als nachdem sie ihre Eier zuvor mittelst des Schnabels mit Stroh und Federn überall gehörig zugedeckt hat.

Die Brutzeit dauert 27 bis 30 Tage, wo dann die Jungen sich ebenso, wie die Küchlein, durch Zersprengen ihrer Schalenhülle zum Auskriechen verhelfen. Man läßt sie so lange im Neste, bis die Alte freiwillig heruntergeht, giebt ihnen dann hartgekochte Eier mit jungen Nesseln gehackt,

mengt des folgenden Tages etwas weißen Quark zu und nach einigen Tagen Haferschrot oder Kleie, wovon das Eine oder das Andere, nachdem es in Wasser oder Milch aufgequollen, mit jungen Nesseln klein gehackt wird. Bei halbwilder Brut, in einem Entenhäuschen oder auf einer Insel geht die Alte mit den Jungen sofort vom Neste aufs Wasser, was auch, wenn dieses warm ist, eben nicht schadet; besser aber ist es doch, sie einzutreiben, unter einen Hühnerkorb zu setzen und sie 14 Tage lang, wie eben vorgeschrieben, zu füttern. Solange das Wetter noch kalt ist, sollte man die junge Entenbrut nicht aufs Wasser lassen, weil für dieselbe nur zu oft todtbringende Krämpfe daraus entstehen; daher kommen denn auch die von einer Haus- oder Truthenne ausgebrüteten Enten, weil diese von ihrer Alten nicht in solche nasse Versuchung geführt werden, in der Regel am besten fort. Die fürsorgliche Natur macht sie übrigens ungemein fertig im Schwimmen und Untertauchen und dadurch geschickt, sich ihren Hauptfeinden zu entziehen, da die Raben, Krähen und Elstern sonst gern auf junge Enten stoßen, und die Alten, statt sie zu vertheidigen, bei solcher Gefahr vielmehr ängstlich Reißaus nehmen.

Die Ente ist ein überaus gefräßiges Thier, aber dabei auch nichts weniger als eine Kostverächterin, da sie Alles, was ihr nur irgend genießbares vor den Schnabel kommt, verschluckt, und zwar meistens ganz, so gut auch ihr raspelartiger Schnabel zum Zerbeißen eingerichtet ist. Im freien Zustande sich selbst beköstigend, frißt sie kleine Fische und Frösche, sowie den Laich dieser Thiere, daher man sie von Fischteichen entfernt halten muß; auch verschmäht sie Meerlinsen, Schnecken und Regenwürmer, sogar Schlamm nicht, und das Eingewaide geschlachteter Thiere, selbst von ihrer eigenen Art, ist ihr Leckerbissen; überhaupt zieht sie schleimiges, nasses Futter jedem andern vor. Um sie übrigens an ihren Wohnort zu fesseln, wird im Sommer täglich ein Mal mäßig gefüttert; im Winter dagegen, wo sie im Suchen nach Nahrung natürlich weniger glücklich ist, zwei Mal. Den Brutenten setzt man etwas Futter vors Nest, damit sie nicht zuweit danach zu gehen haben. Das Futter kann in Allerhand bestehen, in Körnern, Hafer, Gerste, oder je nach Gelegenheit, in Trebern, oder angenäßter Kleie, worunter sehr fein gestampfte Mohrrüben gemengt sind.

Ihr Fleisch nimmt oft einen ihrer Nahrung entsprechenden fremdartigen Geschmack an, und soll es fett werden, so müssen auch die Enten vor dem Schlachten gemästet werden. Zu diesem Zwecke setzt man sie unter einem Hühnerkorb ins Freie, stellt ihnen drei Mal des Tages in einem tiefen Gefäße reines Wasser, mit reichlich eingemengtem Hafer, oder auch allenfalls Gerste, Kleie u. s. w. vor, und giebt dem Korbe, der Reinlichkeit wegen, täglich eine andere Stelle, an der übrigens die Enten, wenn die Witterung es gestattet und von Raubthieren nichts zu fürchten ist, auch Nachts verbleiben können, zu welcher Zeit man es ihnen aber auch ja nicht an Futter fehlen lassen darf, weil sie, gleich den Gänsen, des Fressens nimmer müde werden.

Der Nutzen der Enten ist bekannt genug. Ihr Braten wird von Vielen manchem andern Geflügel vorgezogen; auch ihre Eier sind ungemein schmackhaft, und obgleich ihre Federn denen der Gänse, besonders was ihre Elasticität betrifft, nachstehen, so sind sie doch zum Ausstopfen von Unterbetten und Pfühlen jedenfalls recht brauchbar. Der Geruch, den

sie ursprünglich von sich geben, verdunstet leicht, wenn sie eine Zeit lang der Sonne ausgesetzt werden.

Von Krankheiten werden die Enten, wenn man die Krämpfe ausnimmt, welchen die Jungen in den ersten Lebenswochen unterworfen sind, wenig oder gar nicht befallen, wozu wohl ihr guter Magen, der so vortrefflich verdaut, sowie ihr fortwährendes Saufen, wodurch alles Unverdauliche oder sonst etwa Schädliche abgeführt wird, das Meiste beitragen mag.

E. Die Tauben.

Wer wohl hätte nicht die Tauben — und selbstverständlich nicht blos die gebratenen, so vortrefflich diese allerdings auch schmecken — mehr oder weniger gerne, diese ebenso liebenswürdige als liebevolle Vogelgattung? Und dieser Zuneigung haben sie sich auch schon von den ältesten Zeiten her zu erfreuen gehabt; wurde doch schon von Noah die Taube, als bereits gezähmt, zur Friedensbotin erkoren und auch als solche bewährt erfunden. Einige Zeit später hatten dann die alten Griechen und Römer sogar schon ihre Freude daran, diese schönen und lieben Vögel in Taubenschlägen und Taubenhäusern zu halten, freilich auch nicht blos oder hauptsächlich der Augenwaide wegen, sondern um sie schließlich ihrer physischen Genußsucht zu opfern.

Sowohl alte als neuere Schriftsteller haben sich, beschreibend und wohl auch abbildend, viel mit den Tauben abgegeben und ihnen zum Theil eigene Monographien gewidmet, so Palladius, Columella und Varro unter den Alten, Temminck, Lucian Bonaparte, Neumeister und Brehm*) unter den Neuern. Bonaparte zählt in seinem „Coup d'oeil sur l'ordre des Pigeons“ der Taubenarten schon nicht weniger als 288, welche zu fünf Familien und zwölf Unterabtheilungen (subfamiliae) gehören, namentlich auf, von denen, auffallend genug, Australien die große Mehrzahl, dagegen das heiße Afrika nur 34 Arten, freilich außer den dem französischen Naturforscher noch nicht bekannt gewesenen, beherbergt, und auch unser Erdkreis ist in jener Gesammtzahl, soweit sie nämlich als einheimische gelten können, ebenfalls in nur geringer Anzahl vertreten.

Brehm giebt von den taubenartigen Vögeln (Columbidae) im Allgemeinen die folgende Charakteristik und anderweitige Beschreibung:

*) Dieser weltberühmte Altmeister der Ornithologie hat uns in seinem unlängst bei dem Verleger dieses erschienenen und, wie Alles, was seiner Feder entflossen, klassisch ausgezeichneten Werke: „Die Naturgeschichte und Zucht der Tauben“ das Hauptmaterial zu dem hier über die Tauben mitgetheilten geliefert, was, da es bei den hier nothwendig gesteckten engen Grenzen nur kurz sein kann, uns um so mehr veranlaßt, die Taubenzüchter des Nähern wegen auf die reichhaltige Quelle zu verweisen. Das ältere ebenfalls anerkannt vortreffliche Werk desselben Verlags: „Das Ganze der Taubenzucht von G. Neumeister. Mit vielen schön kolorirten Abbildungen“ steht übrigens dem Brehm'schen noch immer würdig und zwar so zur Seite, daß sie sich gewissermaßen einander ergänzen.

Der Schnabel ist gerade, vorn gekrümmt, vor der Spitze etwas breiter als in der Mitte, über den ritzartigen Nasenlöchern mit einer wulstigen, weichen Haut bedeckt. Die Füße sind kurz oder mittellang mit getrennten Zehen, viele Arten mit schillernden Halsfedern.

Die Weibchen sind etwas kleiner als die Männchen und werden beim Brüten von diesen abgelöst und beim Aufziehen der Jungen unterstützt. Diese weichen mehr oder weniger von den Alten in der Zeichnung ab. Alle Arten leben in Einweibigkeit. Sie sind, den höchsten Norden ausgenommen, über die ganze Erde verbreitet und haben einen großen Kropf und einen sehr muskulösen Magen, welcher mit Hülfe von kleinen Steinstückchen die harten Körner zerreibt. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, weswegen sie von den Menschen gern gegessen und von den Raubthieren und Raubvögeln arg verfolgt werden.

Die eigentlichen Tauben, von denen hier allein die Rede sein kann, fressen vorzugsweise Körner, legen zwei weiße Eier in ein kunstloses Nest auf Bäumen und Felsen, oder in Baum-, Felsen- oder andern Löchern und füttern die Jungen aus dem Kropfe, der zur Zeit, in welcher diese klein sind, die ganz eigenthümliche Beschaffenheit erhält, aus den halbverdauten Körnern einen käseartigen Stoff zu bilden, welcher der noch schwachen Verdauungskraft der kürzlich ausgekrochenen Jungen angemessen ist, und dauert fort, bis sie ganz flügge sind.

Alle eigentlichen Tauben haben ein knappes, aus etwas barschen Federn bestehendes Gefieder, spitzige Flügel mit harten Schwungfedern und einen mittellangen oder etwas gestreckten Körper. Sie fliegen rasch und mit Geräusch, wandern in gemäßigten Erdstrichen oft in großen Flügen ziemlich weit, sind wild, sehr vorsichtig und scheu, dennoch alle zu zähmen und wegen ihrer Schönheit und Anmuth überall sehr beliebt.

Die Männchen geben zur Paarungszeit besondere Töne von sich, welche man das Ruckſen nennt, und die bei manchen sehr lieblich, bei andern sonderbar klingen.

Dies im Allgemeinen über die eigentlichen Tauben, und es folge nun, ebenfalls nach Brehm, eine kurze Beschreibung der europäischen Sippen.

1) Holztaube, Palumbus *Gesn.* Charakteristik. Die kurzen Füße sind etwas über die Ferse befiedert. Die zweite und dritte Schwungfeder sind die längsten. Der zwölffederige Schwanz ist ziemlich lang, nicht spießartig.

Die Arten dieser Sippe gehören der alten Welt an, bewohnen die Wälder, besuchen aber auch Felder und Wiesen, fressen Getreide, Oel- und Hülsenfrüchte, Nadelholz-Sämereien und Gräser, aber auch Beeren und Rapsblüthenknospen 2c. und nisten auf Bäumen oder Felsen. In Europa findet man nur eine Art:

Die Ringel-Holztaube, Ringeltaube, große Holztaube (Palumbus torquatus, *Gesn.*) (Columba palumbus, *L.*), sich dadurch auszeichnend, daß die vom Handgelenk an weißen Oberflügeldeckfedern eine weiße Flügeleinfassung bilden. — Diese schöne, große Traube, 15 Zoll 6 Linien bis 16 Zoll 6 Linien lang, — die Weibchen nur wenig kleiner als das Männchen, — legt erst nach 2 Jahren ihr schönstes Kleid an, dessen verschiedene grün-, purpurn- und goldschimmernde Farben aber im Sommer verschießen. Findet sich, außer im hohen Norden, überall in Europa, auch in Asien, selten in Afrika, frißt besonders gern Fichtensamen, zieht die gebirgigen

Gegenden den ebenen vor, und wenn sie sich auch an die Menschen einigermaßen gewöhnen läßt, legt sie doch ihre natürliche Scheu nie ganz ab. Nistet zweimal im Jahre, meist im April und zu Anfang Juli, auf Bäumen, in kunstlosem Neste, und die verhältnißmäßig kleinen Eier, nur zwei, werden, abwechselnd von Männchen und Weibchen, in 17 bis 19 Tagen ausgebrütet; die Alten zeigen übrigens ihrem Neste und ihrer Brut nur geringe Anhänglichkeit. Ueber ihre Fortpflanzung in der Gefangenschaft herrschen noch Zweifel.

2) Wandertaube. Ectopistes, *Sn.* (Trygor, *Brm.*) Charakteristik: Der zwölffederige Schwanz ist so stufenförmig, daß er zusammengelegt spießartig erscheint; der Augenlidrand nackt.

Die Wandertauben unterscheiden sich von den ihnen in vieler Hinsicht ähnlichen Ringeltauben hauptsächlich durch den Schwanz und durch die Gewohnheit, in unglaublich großen Schaaren zu nisten und zu wandern. Man kennt bis jetzt nur eine Art, welche aber in zwei Unterarten zerfällt.

Die Wandertaube. E. migratorius, *Sn.*, Columba migratoria, *L.*, Trygon migratoria, *Brm.*, deren Kennzeichen sind: Zwölf Steuerfedern, deren äußerste hellgefärbte auf der innern Fahne einen schwarzen Fleck hat. Die beiden Unterarten, die lang- und kurzschnäblige Wandertaube, E. migr. macrorhynchos und brachyrhynchos, *Sn.*, welche sich nur durch die Länge und Dicke ihres Schnabels, sowie die Fußwurzel, welche bei jener 12, bei dieser 10 Linien lang ist, unterscheiden.

Dieser Vogel gehört unstreitig zu den merkwürdigsten auf der Erde, ist nach Wilson 16 Zoll engl. lang, wovon auf den sehr stufenförmigen Schwanz 8 Zoll 2 Linien kommen, und 24 Zoll breit, wovon die Schwingenspitze am Bug an 8 Zoll 6 Linien beträgt. Er zeichnet sich vor den anderen Tauben durch seine spitzigen, langen Flügel und seinen langen, gestuften Schwanz aus. Beide Geschlechter sind sehr verschieden gezeichnet.

Die Heimath der Wandertaube ist Nordamerika, doch soll sie durch Stürme zuweilen auch auf die westeuropäischen Küsten und Inseln verschlagen werden. Ihre Wanderungen scheinen mehr durch Futtermangel als durch das Klima bedingt zu sein, da man sie in den nördlichen Gegenden um die Hudsonsbai noch im December zu finden pflegt. Die Buchnüsse (Bucheckern) ziehen sie von weither an. Ihre Nachtruhe halten sie in den Wäldern, wo selbst starke Baumäste häufig durch die Last dieser Vögel, da sie hier dicht neben- und sogar aufeinander sitzen, abbrechen und der Boden oft mehrere Zoll hoch von ihrem Kothe bedeckt ist. Solche Schlafstellen sind für die indianischen Jäger stets ebenso reiche als bequeme Reviere zum Fange dieser Vögel mittelst Flinten, Knütteln, langer Stangen, Töpfen mit Schwefel und andern Zerstörungsmitteln. Ebenso auch die Brütplätze dieser Tauben, deren einer bei Shelbyville im Staate Kentucky nach Wilson einige Meilen breit und 40 Meilen lang gewesen sein soll. In dieser Ausdehnung war gewöhnlich jeder Baum mit Nestern bespickt. Der Lärm von den über ihren Nestern flatternden Tauben gleicht einem ununterbrochenen Donnerrollen. Jedes Nest enthält nur ein Junges; diese Jungen sind aber so ungemein fett, daß die Indianer und auch viele Weiße das Fett zum häuslichen Gebrauch auszuschmelzen pflegen. Die Tauben erscheinen dort um den 10. April und ziehen zugleich mit ihren Jungen vor dem 25. Mai ab.

3) Turteltaube. Turtur, *Gesn.* (Peristera, *Boje*). Charakteristik: Kleiner und schlanker als die eigentlichen Tauben, ohne Halsschiller, aber mit einem halben dunkeln Halsringe, der bei manchen Arten unterbrochen ist oder sich in Flecken zeigt und viel Weiß an der vordern Hälfte des Schwanzes, die Mitte ausgenommen.

Die Turteltauben sind zwar auch, wie ihre großen Verwandten, die Ringeltauben, scheu und vorsichtig, aber weit entfernt, auch eben so wild und stürmisch zu sein, vielmehr sanft und angenehm, daher leicht zu zähmen, und sie wurden dieserhalb und wegen ihres einnehmenden Girrens und ihres zärtlichen Sich-Schnäbelns schon im Alterthume von Dichtern und Liebenden sinnbildlich hoch gefeiert. Die Geschlechter sind wenig verschieden, doch das Weibchen gewöhnlich etwas kleiner und auch weniger schön gezeichnet, als das Männchen. Wie sich gegenseitig, lieben sie auch ihre Jungen sehr, im puren Gegensatze zu den Ringeltauben, denen sie dagegen in ihrer Art zu nisten ähneln. Europa zählt mehrere Arten:

a. Die ächte Turteltaube. Turtur auritus, *Raj.* (Peristera turtur, *Boje.* Columba turtur, *L.*) Kennzeichen: Wenigstens die vier äußern Steuerfedern haben eine breite, reinweiße Spitze. An den Seiten des Halses befindet sich ein schwarzer, mit Weiß unterbrochener Querfleck, der bei den Jungen nur angedeutet ist; vom Flügelgelenk an sind die meisten Oberflügeldeckfedern graublau überflogen; der Unterrücken ist schwarzgrau, oft mit Hellblau, mehr oder weniger tiefgrau überflogen.

Mit etwas kurzem Schnabel und hoher Stirn ist sie:

Die hochköpfige Turteltaube, T. aur. alticeps, *Brm.* (Peristera turtur, *Boje*); mit gestrecktem Schnabel und niedrigerer Stirn:

Die plattköpfige Turteltaube, Turtur aur. tener, *Brm.* (Peristera tenera, *Boje*).

Die Turteltaube ist die kleinste, aber schönste deutsche Taube, nur 10 Zoll 3 Linien bis 11 Zoll 3 Linien lang, wovon der Schwanz 4 Zoll wegnimmt, und 18 bis 20 Zoll breit, wovon auf die längste Schwungfeder 5 Zoll kommen. Der Schnabel mißt 6 bis 7 Linien.

Das Weibchen zeigt gewöhnlich blässere und mattere Farben als das Männchen, und es dauert das schöne Hochzeitskleid dieser Vögel überhaupt nur kurze Zeit.

Die Turteltaube bewohnt Europa und Asien, findet sich nur selten an den deutschen Ostseeküsten und in Schweden, häufig in England und ist in Frankreich sehr gemein. In unserem Vaterlande liebt sie besonders solche Wälder, welche an Flüssen liegen, auch die Vorhölzer der Gebirgswälder, welche Wiesen in sich schließen, an Felder grenzen und mit gemeiner Wolfsmilch bewachsen sind.

Als Zugvogel erscheint sie bei uns gewöhnlich in der ersten Hälfte des Aprils; die Weibchen kommen später, ziehen auch schon im August wieder fort, zu Ende dieses Monats auch die alten Männchen mit den Jungen, letztere zuweilen erst im September.

Früh vor und nach Sonnenuntergang läßt unser Vogel sein angenehmes Girren hören, das wie turtur, turtur, turtur klingt, und einen noch sanftern Ton annimmt, wenn das Männchen seine Taube zur Begattung einladet, wozu sie sich dann niedrige Bäume, oft in Dickichten, wählen. So zärtlich und treu sich übrigens hier auch beide Gatten lieben, so ist doch die Behauptung, daß, wenn der eine getödtet wird, der oder die

Ueberlebende aus Gram ebenfalls bald sterbe, jedenfalls eine übertriebene, das Gegentheil aber längst bewiesen.

Auch den Turteltauben ist der Fichtensamen ein Lieblingsfutter, doch verschmäht sie auch andere Sämereien, selbst die der Wolfsmilch, nicht. Sie lassen sich übrigens so zahm und zutraulich machen, daß sie auf ein Zeichen herbeifliegen und einem aus der Hand fressen, wie sie denn auch sich gern in Zimmern halten lassen und darin herumspazieren, selbst auf die Gefahr hin zu Tode getreten zu werden. Zärtlichen Körpers, wie sie sind, können sie es jedoch im Winter in einem unerwärmten Raume nicht wohl aushalten. In der Gefangenschaft paaren sie sich auch mit den Lachtauben.

Sie brüten gewöhnlich zweimal im Jahre, zu Ende Aprils oder zu Anfange Mai's und im Julius. Ihr kunstloses Nest bauen sie in Dickichten und im Stangenholze, brüten auch gemeinschaftlich auf ihren zwei Eiern, lassen sich aber, soviel Zärtlichkeit sie auch ihren Jungen bezeigen, doch nur zu leicht vom Neste auf- und wegscheuchen.

b. Die rostrückige Turteltaube, Turtur rufidorsalis, *Brm.* (Peristera rufidorsalis, *Brm.* Columba turtur, auctorum). Von der Vorigen hauptsächlich dadurch unterschieden, daß der ganze Rücken, der Bürzel und die Oberschwanzdeckfedern längs der Mitte rostfarbiggrau, mit verdeckten grauschwarzen Flecken, an den Seiten hellblau sind. Auch wird sie bis 11 Zoll 9 Linien lang, da der Schwanz um 6 Linien mehr mißt.

Diese Turteltauben scheinen Asien und zwar Westasien anzugehören, kommen aber auch in Griechenland vor und ähneln in ihren Sitten, auch im Girren, ihren deutschen Verwandten durchaus.

c. Die blaurückige Turteltaube, Turtur cyanotos, *Brm.* Kennzeichnet sich durch den hellgraublauen Unterrücken.

Diese noch niedlichere Art der Turteltauben, nur 9 Zoll mit dem 3 Zoll messenden Schwanze lang, nimmt seinen Sommeraufenthalt vermuthlich in Asien, von wo sie auf seinen Wanderungen auch die südöstlichen Inseln Griechenlands besucht, den Winter aber, gleich allen Turteltauben, tief in Afrika zubringt. Dort, im übrigen ihren Verwandten ähnelnd, brütet sie auch an dem See Menzaleh.

d. Die senegalensische Turteltaube. Turtur senegalensis, *Gray.* (Columba senegalensis, *L.*) Charakteristik: Fast so groß als unsere Turteltaube, aber viel schlanker mit längerem Schwanze, dessen drei äußere Federn an der vordern Hälfte weiß, an der hinteren schwarz sind; der Kopf, der Nacken und die Kehle rostweinfarbig, der vordere Unterhals schwarz und hochrostfarben gefleckt, der Rücken rostfarbig; das Aschgrau des Unterrückens scharf abgeschnitten.

Sie ist in Afrika zu Hause, verfliegt sich aber auch, wenn auch selten, nach Spanien, häufiger nach den südöstlichen Küstenländern Europa's. Ist übrigens 10 Zoll 6 Linien lang, wovon auf den Schwanz 4 Zoll 10 Linien kommen. Es wäre ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit wegen sehr der Mühe werth, sie zu zähmen, was auch nicht schwer sein möchte, da sie sich wenig scheu zeigt.

Ihr sehr verwandt und mit ihr daher verwechselt ist:

e. Die röthliche Turteltaube. Turtur rufescens, *Brm* (Peristera rufescens, *Brm.*) Kennzeichen: Merklich kleiner als unsere Turteltaube mit langem stufenförmigem Schwanze, dessen zwei äußere Steuerfedern an

der vorderen Hälfte weiß, an der hinteren schwarz sind, Kopf und Nacken, die Kehle und der Kropf rostweinfarben; der vordere Unterhals schwarz und hochrostfarbig gefleckt; der ganze Rücken hochrostbraun, was auf dem Unterrücken und Bürzel etwas mit Aschgrau gemischt ist, wodurch dieses aber keineswegs verdrängt wird.

Dieses niedliche Turteltäubchen bewohnt das nördliche Afrika, verirrt sich aber auch zuweilen nach dem südlichen Europa und ist im übrigen seinen Verwandten ähnlich.

f. Die Zwergturteltaube. Turtur pygmaeus, *Brm.* (Peristera aegyptiaca, *Brm.*) Charakteristik: Nicht halb so groß als unsere Turteltaube; die drei äußersten Steuerfedern an der hintern Hälfte schwarz, an der vorderen weiß.

Diese ist die kleinste und niedlichste aller Turteltauben, denn sie mißt, trotz ihres ziemlich langen Schwanzes von 3 Zoll 8 bis 10 Linien, im Ganzen nur 8 Zoll 3 bis 6 Linien. Ihre Heimath ist Aegypten, doch verfliegt sie sich auch nach den südeuropäischen Inseln. Die Anmuth ihrer Gestalt und ihres Benehmens macht sie bei den Arabern zum Sprichwort, und selbst deren Buben lassen sie dieserwegen in ihren Palmenwäldern ungestört hausen.

4) Lachtaube. Streptopelia, *Bp.* Charakteristik: Der Schwanz ist mittellang, kürzer und weniger zugerundet als bei den Turteltauben; bei ziemlich einfacher Zeichnung schmückt ein dunkler Halbring den Hinterhals der ein- und mehrmal vermauserten Vögel; die Geschlechter sind kaum nach der Größe verschieden.

Die Lachtauben sind in Asien und Afrika heimisch, sehr selten im südöstlichen Europa. Den Turteltauben in ihrer Lebensweise überaus ähnlich, zeichnen sie sich vor ihnen durch ihre Art zu rucksen, welche dem menschlichen Lachen nahe kommt, aus. Leicht zähmbar, pflanzen sie sich auch in der Gefangenschaft fort. Brehm beschreibt folgende Arten:

a. Die eigentliche Lachtaube. Streptopelia risoria, *Bp.* (Columba risoria, *L.* Turtur torquatus, *Briss.* Turtur indicus, *Aldr.* Peristera risoria, *Boje*). Charakteristik: Etwas größer als unsere Turteltauben, mit isabellgraugelber Hauptfarbe, oben dunkler als unten, mit graubraunen Schwung- und oben aschgrauen, nach der Spitze hin helleren Steuerfedern; alt mit einem schwarzen Halbringe am unteren Hinterhalse.

Das alte Männchen ist 11 Zoll lang, wovon auf den Schwanz 4 Zoll 3 Linien kommen; der Flügel mißt vom Bug an 6 Zoll 5 Linien; das Weibchen ist etwas kleiner, auch seine Färbung blässer. Die Heimath dieser Lachtaube ist das südöstliche Asien; ihre Nahrung Sämereien; sie ähnelt im Benehmen unsern Turteltauben und legt in ihrem Neste auf Bäumen zwei weiße glattschälige Eier.

b. Die afrikanische Lachtaube. Streptopelia semitorquata, *Bp.* (La tourterelle blonde, *Vaill.* Peristera risoria, *Brm.*) Charakteristik: Etwas größer oder ebenso groß als unsere Turteltaube; auf dem Kopfe, dem Vorderhalse und der Brust blaßweinfarbig, auf dem Mantel großentheils isabellbraun; die sechs vordersten Schwungfedern mattschwarz, die folgenden zwölf hellaschgrau; der Schwanz größtentheils schieferaschgrau, an der Spitze weiß; alt mit einem schwarzen Halbringe am untern Hinterhalse.

Die Länge dieser, der vorigen zum Verwechseln ähnlichen Lachtaube, beträgt nach ihren beiden Unterarten von 9 Zoll bis 10 Zoll 6 Linien, wovon der Schwanz 3 Zoll 9 Linien bis 4 Zoll 4 Linien wegnimmt; der zusammengelegte, die Hälfte des Schwanzes bedeckende Flügel mißt alt 8 Zoll 3 Linien bis 9 Linien. Jene beiden Unterarten, die große und die kleine afrikanische Lachtaube, unterscheiden sich eben auch nur in ihren vorangegebenen Größenverhältnissen von einander.

Man findet sie heimisch in Afrika, von Sennaar bis zum Kap der guten Hoffnung, verflogen wohl auch auf den südöstlichen Inseln unseres Erdtheils. Sie sind ebenfalls sehr angenehm und, als leicht zähmbar, zu Hausvögeln geeignete Tauben.

c) Die Lachtaube mit rothen Augenbraunen. Streptopelia erythrophrys, *Bp.* (Turtur semitorquatus, *Rüpp.* Peristera lugens, *Brm.*) Charakteristik: Die Unterflügel- und Unterschwanzdeckfedern sind graubläulich.

Die Länge dieser Lachtaube, der größten afrikanischen Art, ist 11 Zoll 9 Linien, wovon auf den Schwanz 5 Zoll bis 5 Zoll 3 Linien kommen, und der zusammengelegte, den Schwanz zur Hälfte bedeckende Flügel vom Bug an 9 Zoll bis 9 Zoll 3 Linien. Diese Maßverhältnisse beziehen sich übrigens auf die große Unterart dieser Lachtaube; die kleine mißt nur 10 Zoll 6 Linien bis 9 Linien und resp. 8 Zoll 6 Linien. — Dieser Vogel ist sowohl in Asien und Afrika, als auch in Europa, und zwar, nach Naumann, auf dem Balkan zu Hause.

d) Die weinfarbige Lachtaube. Streptopelia vinacea, *Bp.* (Columba vinacea, *Gm. L.*) Charakteristik: Bläuliche Unterflügeldeck- und weiße Unterschwanzdeckfedern.

Sie hat so ziemlich die Größe der vorigen Lachtaube, d. h. der kleinen Unterart, denn sie ist 9 Zoll 9 Linien bis 10 Zoll 3 Linien lang, der Schwanz davon 4 Linien; der zusammengelegte, den Schwanz halb bedeckende Flügel mißt vom Bug an 8 Zoll 3 Linien bis 6 Linien. Das Weibchen ist kleiner und kurzflügeliger, aber nicht minder schön als das Männchen gezeichnet. — Diese Lachtaube lebt in Afrika an den Ufern des Senegal und verfliegt sich wohl nie nach Europa.

e) Die mittlere Lachtaube. Streptopelia intercedens, *Brm.* (Peristera intercedens, *Brm.*) Charakteristik: Die Unterflügeldeckfedern weiß, die Unterschwanzdeckfedern graublau.

Der vorgehenden Art zwar in der Größe und Zeichnung ähnlich, ist sie jedoch sonst specifisch verschieden. Ihre Längenverhältnisse sind, den obigen angepaßt, 10 Zoll, 4 Zoll 6 Linien und 8 Zoll 6 Linien. — Ist ebenfalls in Afrika, das Wo aber noch unbestimmt.

Die Lachtauben gehören ohne Zweifel zu den angenehmsten Hausvögeln, sowohl ihrer schönen schlanken Gestalt, ihres zarten, glatten, eigenthümlich gefärbten Federschmuckes ihrer ungemeinen Zahmheit und Zutraulichkeit, ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit, als auch ihres dem Lachen so ähnlichen Rucksens wegen; nur Schade, daß die Freude vieler Männer an dem nahen Besitze dieser und anderer Vögel mit der Reinlichkeit der Frauen hier leicht in Konflikt kommt. Die folgende Beschreibung, welche Brehm in seiner „Taubenzucht“ von einem abgesonderten Vogelhause oder Vogelzimmer macht, in welchem ein Hausbesitzer seiner Liebhaberei an Lach- und andern Tauben ganz con amore fröhnen kann, dürfte hier gewiß

auch am rechten Platze stehen. Es heißt dort: „Um solchem Ungemach zu entgehen, macht sich der Vögelliebhaber, welcher hinlänglichen Gelaß in seinem Hause hat, eine eigene Vogelkammer, womöglich im Erdgeschoß, zurecht, oder baut sich ein Vogelhaus an seine Wohnung an. In den Winkeln und an den Wänden werden Tannen und andere Bäumchen gepflanzt, der Boden wird zum Theil mit grünen Rasenstücken belegt, zum Theil mit Kies bestreut. Die Bäumchen und das Gras werden von Zeit zu Zeit begossen, damit sie immer grün bleiben und fortwachsen können. Ein Fenster, welches nach Morgen oder Mittag gerichtet sein muß, wird von außen mit einem so engen Drahtnetze übersponnen, daß weder ein Vogel hinaus, noch eine Maus hinein kriechen kann. In der Mitte des Zimmers sind mehrere Pfähle angebracht, welche wenigstens 1 Fuß breit mit glattem Blech beschlagen sein müssen, damit keine Maus, wenn ja eine hineinkäme, an ihnen heraufkriechen und das Futter in dem auf ihnen stehenden Freßgeschirre benagen und verunreinigen kann. Dies ist durchaus nothwendig; denn der Harn der Mäuse ist den Vögeln nicht nur sehr unangenehm, sondern das von ihnen verunreinigte Futter kann ihnen tödtlich werden. Unweit von diesen Pfählen steht ein großes, aber nicht sehr tiefes, Wasser enthaltendes Trinkgeschirr, damit die Vögel bequem hineintreten, saufen und sich baden können. Auf den Bäumen sind mehrere Nistmulden von Pappe, größere und kleinere, angebracht. In einem solchen Zimmer, das im Winter etwas geheizt wird und dessen Fensterflügel vor dem Drahtgitter in der guten Jahreszeit den ganzen Tag offen stehen, befinden sich alle Vögel, auch die Lachtauben, ganz vortrefflich; denn sie haben frische Luft, Sonne, grüne Bäume, frischen Rasen, Kies, freien Raum zum Fliegen, frisches Wasser zum Trinken und Sichbaden, reines Futter, kurz Alles, was sie nur wünschen können. Man wird bald sehen, daß die Lachtauben, welche ein solches Behältniß bewohnen, nicht nur selbst viel munterer und kräftiger sind, sondern auch mehr und kräftigere Junge ziehen, als die in einem warmen Wohnzimmer herumlaufenden. In der kalten Jahreszeit nimmt man die Vögel aus einem solchen Zimmer, wenn man es nicht heizen will, und steckt sie in Käfige. Aber auch das Heizen eines solchen Behältnisses erfordert keine so erforderliche Ausgabe; denn die Vögel gewöhnen sich an eine ziemlich kalte Temperatur; wenn diese bei Tage nur einige Grad Réaumur über Null, und des Nachts nicht über 2 bis 3 Grad unter Null fällt, ist es hinlänglich. Ich habe zahme Vögel gehabt, deren Wasser in den Trinkgeschirren, mehrere Nächte, weil sie auf einem kleinen Saale hingen, bis auf den Grund gefroren war, ohne daß es ihnen etwas schadete. —

„Wer aber ein solches Vogelzimmer nicht haben kann, und doch gern Lachtauben halten will, läßt sich einen großen Käfig machen — er muß wenigstens 2 Ellen lang, 1 Elle tief und 1½ Elle hoch sein — mit so weit von einander abstehenden Stäben, daß eine Lachtaube den Kopf, aber nicht den Leib zwischen ihnen durchstecken kann. Stehen die Stäbe enger aneinander, dann wird der Käfig zu dunkel, und es ist bei jedem Vogelbauer sehr darauf zu sehen, daß er möglich viel Licht habe. Drahtstäbe sind, weil sie mehr Licht und den Schmarotzern weniger Schlupfwinkel gewähren, den Holzstäben stets vorzuziehen. Die Sitzstangen werden so stark genommen, daß sie 1 Zoll im Durchmesser halten, und dürfen weder rauh, noch sehr glatt sein; am besten ist es, wenn sie die natürliche Schale noch

haben; dann darf man sie aber nicht von Fichtenholz machen, weil der Wurm hineinkommt und sie zu Grunde richtet. Hasel- oder Eichenstäbe sind vorzüglich. Sind die Sitzstangen zu dünn und zu glatt, dann wird es den Vögeln schwer, sich auf ihnen fest zu erhalten, und sind sie zu rauh, dann beschädigen sie sich die Zehen. Die Decke des Käfigs wird von Leinwand oder Wachsleinwand gemacht, damit sich die etwa aufflatternden Tauben den Kopf nicht beschädigen. In den beiden hintern Winkeln wird eine oben beschriebene Nistmulde angebracht; um den Vogelläusen zu steuern, streicht man den ganzen Käfig inwendig mit Kalk an und legt Hollunderstäbchen hinein, welche an jedem Ende 1½ Zoll weit von dem Marke befreit sind und den Vogelläusen durch diese Höhlungen sehr gute Schlupfwinkel gewähren. Man nimmt sie jeden Tag heraus und tödtet die in ihren Höhlungen steckenden Schmarotzer.

Auf den mit Kies bestreuten Boden wird der Futternapf und das Trinkgeschirr gestellt; das Letztere muß so groß sein, daß sich die Lachtauben darin baden können, und täglich mit frischem Wasser angefüllt werden. Erlaubt es die Beschaffenheit des Zimmers, dann kann man diese Tauben täglich auf kurze Zeit aus dem Käfige heraus und in der Stube herumfliegen lassen, damit sie gehörige Bewegung haben. Man muß sie aber gewöhnen, bald wieder in ihren Bauer zurückzukehren, denn es ist nicht rathsam, sie lange außerhalb desselben zu lassen, weil sie dann nicht nur das Zimmer verunreinigen, sondern auch Gefahr laufen, von unvorsichtigen Menschen todtgetreten, oder von einer zufällig hereinkommenden Katze todt gebissen werden.

„Ich habe auch Lachtauben gesehen und selbst besessen, welche zum Aus- und Einfliegen gewöhnt waren; allein so angenehm dies den Tauben sein mag, so wenig rathsam ist es. Sie sind dann nicht nur den Angriffen der Raubvögel, namentlich denen der Habichte und Sperber ausgesetzt, sondern werden auch nicht selten, da sie gewöhnlich sehr zahm sind, von Menschen gestohlen. Ich besaß einst ein wunderschönes Männchen, welches aus- und einflog und mir viele Freude machte. Es sah sehr schön aus, wenn das schlanke, hellgefärbte Täubchen auf den grünen Bäumen des Gartens saß; aber da es so zahm war, daß es keine Menschenfurcht kannte, wurde es von Bettelkindern entwendet, was ich zu spät erfuhr, um es wieder erlangen zu können. —

„Man füttert die Lachtauben mit Waizen, Erbsen, Wicken, Kicherlingen, Hirsen u. dergl. Als Leckerbissen giebt man ihnen zuweilen Semmelgruben und etwas Anis, zur Paarungszeit auch etwas Hanf. Wenn sie Junge haben, müssen sie besonders gut gefüttert werden."

Ueber die Fortpflanzung der Lachtauben äußert sich unser Autor dann weiter so: „Zur Paarungszeit, in welcher das Männchen seine ganze Liebenswürdigkeit zeigt, giebt man ihnen Baumaterialien, nämlich Strohhalme, Würzelchen u. dergl., damit sie die Nistmulde mit ihnen ausfüttern können. Das Weibchen baut dann, nachdem ihre Legezeit mehr oder weniger nahe bevorsteht, eifriger oder lässiger, wobei ihm das Männchen gewöhnlich hilft. Dieses ist aber nur thätig, die Baustoffe herbeizutragen, denn die Verarbeitung derselben übernimmt das Weibchen allein. Nach Vollendung des Nestes legt dieses zwei weiße, glattschälige, denen der Turteltaube ähnliche Eier, welche es mit Hülfe des Männchens, das gewöhnlich um die Mittagszeit einige Stunden auf ihnen sitzt, in 16 bis 17 Tagen ausbrütet.

Die Jungen sehen dann den jungen Haustauben ziemlich, denen der Turteltauben sehr ähnlich, und werden von beiden Eltern aus dem Kropfe, Anfangs mit dem schon mehr erwähnten käseartigen Stoff und zwar gewöhnlich früh und in den spätern Nachmittagsstunden gefüttert. Man findet, besonders wenn sie nicht in einer Kammer, wie sie oben beschrieben wurde, nisten können, oft nur ein Junges im Neste, und auch dieses stirbt zuweilen noch, so daß die Vermehrung der Lachtaube nur eine geringe ist und dies um so mehr, da sie oft nur zwei Bruten in einem Jahre machen und nur selten sich zur dritten bequemen. Die Jungen sind weniger schön wie die Alten, unterscheiden sich aber am meisten von ihnen durch den Mangel des schwarzen Halbringes auf dem Unterhinterhalse.

„Die Lachtaube paart sich in der Gefangenschaft mit der Turteltaube, was schon Brisson und früher Schwenk bemerkt hat. Der Letztere führt solche Bastarde unter dem Namen Turtur mixtus, der Erstere als Turtur hybridus auf. Es sind schöne Vögel mit etwas verschiedener Färbung, was bei den Bastarden gewöhnlich der Fall ist. Brisson giebt von einer solchen Taube folgende Beschreibung. „„Sie gleicht an Größe einer Ringamsel. Der Scheitel, der Hals und die Brust sind weinfarbig; der ganze Rücken ist aschgrau, aus welchem ein etwas dunkles Roth hervorleuchtet, ohne Flecken. Der Bauch, die Unterflügel und der äußerste Theil des Schwanzes sind der Quere nach weiß. Die Schwungfedern braun, die Füße sind blutroth, der Schnabel braunbläulich.““

„In den oben beschriebenen Vogelkammern oder Vogelhäusern pflanzen sie sich leicht mit den Turteltauben fort und erzeugen nach Naumann, fruchtbare Bastarde, welche ein eigenthümliches Rucksen, aber nie die lachenden Töne der Lachtauben haben. Diese Paarung gelingt am leichtesten, wenn man einen Turteltauber zu einer Lachtaubin gesellt.

5) Hohltaube. Palumboena *Bp.* (Lithoena Reich.). Charakteristik: Gedrungener Körper; ziemlich lange Flügel, welche aber die Spitze des mittellangen, kaum abgerundeten Schwanzes nicht erreichen; mohnblaue Hauptfarbe; unvollkommen schwarze Flügelbinden; der Schiller am Halse verbreitet sich selbst bei den Alten nicht über den Vorderhals; der Schnabel und die Füße sind hell, die Augensterne dunkel gefärbt. Die Weibchen sind wenig kleiner, als die Männchen, ihnen aber ganz gleich gezeichnet.

Die Sippe der Hohltauben, so genannt, weil sie in hohlen Bäumen nisten, thut dies übrigens einzeln und sammelt sich nur nach der Brut, besonders aber auf der Wanderung, zu kleinen Flügen. Ihre harten Flügel bewirken beim Fliegen einen pfeifenden Ton. Sie lieben ihre Eier und Jungen mehr als die Ringel- und Turteltauben und brüten so eifrig, daß man sie bei gehöriger Vorsicht nicht selten auf den Eiern ergreifen kann. Man kennt davon in Europa bis jetzt nur eine Art.

Die europäische Hohltaube. Palumboena oenas, *Bp.* Columba oenas, *L.* Artkennzeichen, siehe die obigen der zwei Sippen.

Diese einzige Art hat übrigens drei Unterarten: a) die hochköpfige Hohltaube (Pal. oen. altifrons, *Brm.*), b) die plattköpfige Hohltaube (Pal. oen. cavorum, *Brm.*) und die kleine Hohltaube (Pal. oen. arborea, *Brm.*), durch deren Special-Benennungen ihre Unterscheidungsmerkmale genügend angedeutet sind.

Die Hohltauben sind 10 Zoll 6 Linien bis 12 Zoll 5 Linien lang, davon der Schwanz 4 Zoll 8 Linien, und 22 Zoll bis 24 Zoll 5 Linien breit, wovon die Schwingenspitze 7 Zoll 6 Linien wegnimmt. Sie bewohnen Europa von Norwegen, den Finnmarken und Faröerinseln an und gehen im Winter zwar auch nach Nordafrika hinüber, bleiben aber theilweise im Süden unseres Erdtheils, namentlich auf der Insel Sardinien, ja sie überwintern einzeln sogar in Deutschland, wo sie übrigens auf ihren Wanderzügen in kleinen Flügen als die ersten Tauben, gewöhnlich im März, zuweilen schon im Februar, erscheinen und als die letzten im Oktober oder November fort- oder weiterziehen. Sie hält sich vorzugsweise in Laub- und Nadelhölzern, jedoch nur in solchen auf, welche viele hohle Bäume in sich schließen und auch nicht weit von Feldern entfernt sind, da sie die Getreidesämereien besonders gern frißt, jedoch auch Hülsenfrüchte, Oel-, Unkraut- und Baumsämereien, ja selbst Heidelbeeren nicht verschmäht. Es sind gewandte, flüchtige und scheue Vögel; obgleich aber weniger wild und stürmisch, als die Ringeltauben, ist es bis jetzt noch nicht gelungen, sie zu zähmen. In ihrer Lebensweise ähneln sie den Ringeltauben, wenn auch ihr Rucksen verschieden, etwa wie ein oft wiederholtes hu, hu, hu klingt. Beide Geschlechter sind ungemein zärtlich gegen einander und zeigen beim Brüten eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit. Um die Nistplätze herrscht unter den Paaren stets viel Streit, weil die mehrjährigen jährlich dreimal brüten und zu jeder Brut eine andere Hohlung brauchen. Ihr eigentliches Nest bauen sie ebenfalls sehr kunstlos aus Baumzweigelchen. Ihre zwei rundlichen oder eirunden wenig glattschäligen Eier, mit deutlichen Poren, werden in 17 bis 18 Tagen ausgebrütet.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die sogenannten wildblauen zahmen Tauben, welche keine Flügelbinden und einen mohnblauen Bürzel haben, Bastarde der Hohl- und Feldtauben sind, worüber jedoch nur erst weitere Versuche entscheiden können.

6) a. Feldtaube. Columba livia, *Briss.* Charakteristik: Mohnblaue Hauptfarbe, weiße Farbe am Unterrücken und Unterflügel; auf dem Flügel zwei schwarze Querbinden.

Die Feldtaube ist wenig größer als die Hohltaube, 11 bis 12 Zoll lang, wovon der Schwanz 3 Zoll 6 Linien bis 4 Zoll mißt, und 21 Zoll bis 22 Zoll breit, wovon auf die Schwingenspitze vom Buge ab 7 Zoll 6 Linien bis 8 Zoll kommen. Es sind recht hübsche Vögel, die Weibchen etwas kleiner, auch minder schön als das, namentlich mehrjährige, Männchen.

Die Art zerfällt übrigens in vier Unterarten:

aa) Die gemeine Feldtaube. Col. livia communis, *Brm.* Kennzeichen: Der mittelstarke Schnabel und Flügel ist mittellang, der Scheitel so hoch als die Stirn, der Kopf mäßig gewölbt, der Schiller am Halse ziemlich stark. Länge 12 Zoll 6 Linien.

bb) Die Felsenfeldtaube. Columba livia rupestris, *Brm.* Kennzeichen: Der Schnabel ist stark und mittellang, der Flügel mittellang, der Scheitel höher als die Stirn, der Kopf stark gewölbt, der Schiller am Halse stark. Länge 11 Zoll 6 Linien.

cc) Die langflügelige Feldtaube. Columba livia macroptera, *Brm.* Kennzeichen: Der Schnabel ist lang und schlank, der Flügel sehr lang,

der Scheitel niedriger, als die hohe Stirn, der Kopf glatt, der Schiller matt; Länge 12 Zoll.

dd) Amalia's Feldtaube. Columba livia Amaliae, *Brm.* Kennzeichen: Der Schnabel ist stark und mittellang, der Flügel mittellang, der Scheitel niedriger als die niedrige Stirn, der Kopf glatt, der Schiller matt; Länge 12 Zoll.

Sämmtliche Unterarten haben einen weißen Unterrücken.

aa und bb bewohnen die steilen Felsen S. Kanzian und die vielen schroffen Klippen des Mittelmeeres, haben beide mehr oder weniger Antheil an unsern zahmen Haustauben nnd kehren aus den Schlägen nicht selten auf die Thürme und in die Felsen zurück.

cc bewohnt Sardinien, wahrscheinlich auch Korsika und Sicilien.

dd die nordische Feldtaube, findet sich hauptsächlich auf den Felsenküsten der Faröer, der Shetländischen und Orkneys-Inseln, auch Norwegens. Sie scheint die Stammmutter der karpfenschuppigen Tauben zu sein.

Auf ihren Wanderungen mögen diese sämmtlichen Unterarten der Feldtaube wohl auch Deutschland besuchen, ohne daß man es immer gewahr wird, da sie mit den Haustauben leicht zu verwechseln sind. Ihr Flug ist schöner und leichter als bei den Ringeltauben, welche sie noch in der Scheuheit, sowie überhaupt alle wilden Taubenarten an Vorsicht übertreffen. Auch zur Brutzeit leben sie in einträchtiger Gemeinschaft, wenngleich die Eifersucht auch unter ihnen zuweilen zwei Männchen zu, jedoch stets ziemlich harmlosen, Kämpfen anregt. Am liebsten nisten sie in den Spalten und Höhlen der überhängenden, unten vom Meere bespülten Felsen in ihren kunstlos aus den bekannten Baumaterialien gebauten Nestern, wo die binnen drei Tagen gelegten zwei Eier von dem Paare gemeinschaftlich in 17 Tagen ausgebrütet werden. Ihre Nahrung besteht in Getreide, Oelsamen und Hülsenfrüchten, aber auch in Baum-, Gras und Unkrautsämereien, Wachholderbeeren 2c.; beim Fressen zeigen sie sich übrigens nicht weniger mißgünstig als voller Gier.

b. Die blaurückige Feldtaube. Columba glauconotos, *Brm.* Columba livia, *Rüpp.* et auct. Kennzeichen: Hauptfarbe hellmohnblau, ins Silberfarbene ziehend mit zwei breiten schwarzen Flügelbinden und hellmohnblauem Unterrücken.

Diese Art ist nur 10 Zoll 6 Linien bis 11 Zoll lang, wovon auf den Schwanz 3 Zoll 4 Linien kommt, und 20 bis 21 Zoll breit, wovon 5 Zoll 10 Linien bis 6 Zoll 6 Linien auf die Flügelspitze vom Buge an fällt. Das Weibchen ist auch hier etwas kleiner, sowie weniger schön gezeichnet.

Die Heimath dieser Feldtaubenart, von welcher unsere Haustauben mit mohnblauem Unterrücken abstammen, ist Oberägypten und zwar in den dortigen Nilgebirgen; sie ähnelt in der Lebensweise mit der vorigen, ist jedoch weniger scheu.

c. Die zierliche Feldtaube. Columba elegans, *Brm.* Columba livia, auct. Kennzeichen: Sehr licht, mohnenblaue, stark ins Silberfarbene ziehende Grundfarbe, besonders auf dem Mantel. Der Bürzel und Unterbauch weiß, der Halsschiller sehr stark.

Fast oder ganz so groß, wie die vorhergehende, bildet diese Art die schönste und zierlichste von allen wilden Feldtauben, theilt mit der blaurückigen Lebensweise und Aufenthalt, ist aber in Oberägypten und Nubien

viel seltener. Sie scheint übrigens die Stammmutter unserer lichten Haustauben, welche man Mehltauben nennt, zu sein.

d. Die einfarbige Feldtaube. Columba unicolor, *Alfr.* und *Lud. Brm.* Kennzeichen: Das ganze Gefieder ist matt oder kohlschwarz, auf der Brust und dem Bauche zuweilen schieferfarben.

Diese sehr merkwürdige Art ist wenig größer als die vorhergehende, indem ihre Länge 10 Zoll 6 Linien bis 11 Zoll 4 Linien mit dem 3 Zoll 9 Linien messenden Schwanze, ihre Breite 22 Zoll beträgt, wovon auf die Schwingenspitze 6 Zoll 10 Linien bis 7 Zoll 4 Linien kommen. Sie kommt unter den Flügen der blaurückigen Feldtaube nur sehr einzeln vor, und es scheint daher ihre, sowie der vorigen, eigentliche Heimath wohl etwas südlicher zu liegen. Die unter den deutschen Haustauben vorkommenden schieferschwarzen stammen ohne allen Zweifel von dieser Art ab.

7) Haustauben. Columba domestica, *Gm. L.* Charakteristik: Etwas größer, besonders stärker, oft auch kleiner als Columba livia, mit höchst verschiedener Farbe und Zeichnung.

Die Haustaube, abstammend von den bisher beschriebenen Sippen, bekundet aufs Deutlichste die durch Zähmung und Kunst an diesen Vögeln erzielten Veränderungen. Die reinen Racen derselben sind:

a. Die gewöhnliche Feldtaube (s. Neumeister, S. 17, Taf. 1, Fig. 1), offenbar von der Col. livia abstammend, aber gewöhnlich etwas stärker und schöner.

b. Die wildblaue Taube mit Bändern, der vorigen sehr ähnlich, aber von der Col. glauconotos abstammend. Bei dieser und der vorigen Art giebt es viele hammerschlägige. Beide Arten felden gut.

c. Die hell- oder wildblaue Taube ohne Flügelbinden (siehe Neumeister, S. 17, Taf. 1, Fig. 2); stammt möglicherweise von der Hohltaube ab, ist selten und artet auch leicht aus.

d. Die Eistaube (Mehltaube, silberfarbige Taube, s. Neumeister, S. 21, Taf. 1, Fig. 3); sie ist ziemlich selten und ein Erzeugniß der Kunst.

e. Die staarhalsige Taube (s. Neumeister, S. 21, Taf. 1, Fig. 4); hat die Größe und Gestalt der gemeinen Feldtaube, ist glatt von Kopf und Füßen, und scheint der einfarbigen Taube zu entstammen; sie feldet gut.

f. Die schwarze Taube, bis auf die erste Steuerfeder, welche ganz schwarz ist, der Col. unicolor, *Brm.* durchaus ähnlich, und ohne Zweifel von ihr abstammend; feldet gut.

g. Die weißblässige Taube (s. Neumeister, S. 21, Taf. 1, Fig. 5), etwas kleiner und schlanker, auch schneller und flüchtiger als die gemeine Feldtaube und ebenfalls gut feldend; hauptsächlich charakterisirt durch die kleine Blässe auf der Stirn, welche 9 Linien lang und 3 bis 4 Linien breit ist. Man hat diese Tauben mit zwei- und dreitheiliger Zeichnung, d. h. mit zwei oder drei Farben. Folgende sehr verschiedenfarbige Tauben dieser Art finden sich sämmtlich in dem Neumeister'schen Taubenwerke a. a. O. abgebildet.

aa. Das schwarze Bläßchen von Col. unicolor, *Brm.* abstammend.

bb. Das schwarze Bläßchen mit karpfenschuppigen Flügeln.

cc. Das blaue Bläßchen.

dd. Das rothe Bläßchen.

ee. Das gelbe Bläßchen.

ff. Das kupferflügelige Bläßchen.

h. Die Pfaffentauben (s. Neumeister, S. 22, Taf. 2), etwas größer als die gemeine Feldtaube, und gut feldend. Davon giebt es folgende, a. a. O. abgebildete Unterarten:

aa. Die schwarze Pfaffentaube mit weißen Flügelbinden.

bb. Die schwarze Pfaffentaube ohne Flügelbinden.

cc. Die schwarze Pfaffentaube mit weißen Binden und Schuppenflecken auf den Flügeln.

dd. Die blaue Pfaffentaube.

ee. Die braunrothe Pfaffentaube.

ff. Die gelbe Pfaffentaube.

gg. Die wildblaue Pfaffentaube.

i. Die Mäusertauben (weißschwanzige Pfaffentaube), bei Neumeister, S. 23, Taf. 3, Fig. 1 abgebildet, haben ganz dieselbe Färbung und Zeichnung wie die Pfaffentauben, nur ist der Schwanz weiß. Abarten davon sind:

aa. Schwarze mit weißem Oberkopfe und Schwanze.

bb. Schwarze mit weißem Kopfe, weißem Schwanze und weißen Flügelbinden.

cc. Schwarze mit weißem Kopf und Schwanze, weißen Binden und Muschelflecken auf den Flügeln.

dd. Wildblaue mit weißem Oberkopf und Schwanze, auch weißen oder schwarzen Flügelbinden.

ee. Rothe (braunrothe) mit weißem Oberkopfe und Schwanze.

ff. Gelbe (braungelbe) mit weißem Oberkopfe und Schwanze.

k. Die Mönchtauben, wovon es folgende, bei Neumeister, Taf. 3, Fig. 2 abgebildete Abarten giebt, welche sämmlich etwas größer als die gemeinen Feldtauben, übrigens den Mäusertauben sehr ähnlich sind:

aa. Schwarze ohne weiße Flügelbinden.

bb. Schwarze mit weißen Flügelbinden.

cc. Blaue ohne weiße Flügelbinden.

dd. Blaue mit weißen Flügelbinden.

ee. Rothe ohne weiße Flügelbinden.

ff. Gelbe ohne weiße Flügelbinden. Die rothen und gelben mit weißen Binden sind sehr selten.

l. Die Latztauben (s. Neumeister, S. 23, Taf. 4, Fig. 1), von der Größe der Mönchtauben, fliegen aber schneller und leichter und felden auch gut. Bei diesen schönen Tauben ist die Grundfarbe, auch die der Krone oder Muschelhaube weiß, Vorderhals oder Latz aber verschieden gefärbt, als schwarz, blau, roth oder gelb, bis auf die Oberbrust, auf dieser wie abgeschnitten.

m. Die farbenbrüstigen Tauben (s. Neumeister, Taf. 4, Fig. 2), so groß wie die gemeinen Feldtauben, aber schlanker gebaut; übrigens von leichtem, raschem Flug und gut feldend. Es giebt auch von ihnen verschieden gefärbte, wo nämlich Kopf, Hals, Brust schwarz, blau, braunroth oder gelb sind.

n. Bärtige oder farbenköpfige Tauben (s. Neumeister, Taf. 4, Fig. 3), etwas größer, als die gemeinen Feldtauben, aber ebenso leicht und flüchtig aufs Feld, und zwar giebt es schwarz-, blau-, roth- oder gelbköpfige; von den zwei letzteren Farben aber sind sie sehr selten.

o. Die farbenschnippigen oder bläßschnippigen Tauben (siehe Neumeister, Taf. 4, Fig. 4), auch Maskentauben genannt, nicht größer als die gemeinen Feldtauben, schlank und flüchtig, gehaubt oder glattköpfig und an den Füßen unbefiedert. Die Grundfarbe ist überall weiß, aber es giebt solche, bei welchen Blässe oder Schnippe und Schwanz schwarz, oder bleu, rothblässige mit braunrothem Schwanze, und gelbblässige mit gelbbraunem Schwanze.

p. Die Storch- oder Schwingentauben (s. Neumeister, Taf. 4, Fig. 5), den gemeinen Feldtauben an Größe, Flüchtigkeit und im Felden gleich, aber als schwarz-, blau-, roth- oder gelbschwingige sich unterscheidend.

q. Die Schwalbentauben (Nürnberger, farbenflügelige oder Feentauben (s. Neumeister, Taf. 5, Fig. 1), welche ihren Namen von den dunkeln, von dem weißen Körper wie bei den Schwalben schön abstechenden Flügeln haben, sind gleich groß und flüchtig wie die gemeinen Feldtauben, aber wenn reiner Race, an den Füßen stark befiedert und felden deshalb nicht gut. Man hat davon: schwarzflügelige, desgl. mit weißen Flügelbinden, blauflügelige mit schwarzen Flügelbinden, desgl. mit weißen Flügelbinden, wildblaue, rothflügelige und gelbflügelige.

r. Die Schild- oder Deckeltauben (s. Neumeister, Taf. 5, Fig. 2), in zwei Racen zerfallend, nämlich in:

aa. Glattfüßige, die Stammeltern, so groß und schlank, wie die Feldtauben, auch flüchtig und gut feldend, und

bb. Latschfüßige, welche etwas größer, aber weniger schlank und flüchtig sind und nicht so gut felden. Davon giebt es: 1) Deckeltauben mit schwarzem Schilde ohne Latschen; 2) Deckeltauben mit desgleichen Schilde und Latschen; 3) mit blauem Schilde ohne Flügelbinden und ohne Latschen; 4) mit blauem Schilde, reinweißen, oft schwarz eingefaßten Flügelbinden und Latschen; 5) Deckeltauben mit rothem Schilde, ohne Flügelbinden und Latschen; 6) Deckeltauben mit rothem Schilde, mit Flügelbinden und Latschen; 7) Deckeltauben mit gelbem Schilde.

s. Die Gimpeltauben (s. Neumeister, Taf. 13, Fig. 3), von der Größe der gemeinen Feldtauben und glänzend kupferbraunrother Farbe, zeichnen sich auf den ersten Blick vor allen andern Feldtauben aus, denn sie sind schlanker gebaut, glattköpfig oder spitzkuppig und glattfüßig. Von diesen schöngefärbten Tauben, welche auch leicht und flüchtig, aber sehr zart und weichlich, daher nicht sehr fruchtbar und ziemlich selten sind, giebt es ächte und unächte Gimpeltauben, bei welchen ersteren Flügel und Schwanz glänzendschwarz, bei letzteren dagegen blaugrau oder röthlichblau sind.

t. Die Schweizertauben (Halbmondtauben, siehe Neumeister, Taf. 13, Fig. 2), so groß als die Feldtauben, niedlich und besonders durch ihren halbmondförmigen schmalen Brustgürtel sich auszeichnend. Sie unterscheiden sich übrigens in weiße und silbergraue. Zwar leichten Fluges, aber ihrer großen Latschen wegen nicht gut feldend, füttert man diese schönen, zärtlichen und seltenen Tauben, gleich den Gimpeltauben, ihres höheren Werthes wegen gern zu Hause recht reichlich, damit sie nicht zu felden brauchen.

u. Die Schrupptauben (wollige oder lockige Tauben), Columba hispida, *L.*, (s. Neumeister, S. 13, Taf. 13, Fig. 4), sind weiß und

größer als die Feldtauben, bei welchen die Deckfedern der Oberflügel gelockt, und unächte, bei denen alle kleinen Federn struppig sind. Sämmtliche Strupptauben haben einen leichten, schnellen Flug, sind aber doch sehr zärtlich und vermehren sich nicht gut, weshalb sie ebenfalls zu Hause reichlich gefüttert werden müssen.

Alle hier von a bis u aufgeführten Haustauben stammen von den vorhin beschriebenen wilden Feldtauben, der Columba livia, glauconotos, unicolor und elegans ab, wenigstens haben diese den meisten Antheil an ihnen, wie, mit wenig Abweichungen, ihre Größe, Gestalt und zum Theil auch ihre Färbung, ihr feuerrothgelber Augenring, ihr Schnabel, ihr Flug, ihr Rucksen, kurz ihre ganze Lebensweise bekundet. Ihre Latschen entstanden wahrscheinlich durch Paarung mit der Trommeltaube, ihre verschiedenen Zeichnungen durch Kunst. So leicht übrigens auch die Feldtauben zu zähmen sind und sich zu guten Haustauben in Taubenschlägen eingewöhnen, so vertauschen sie diese Wohnung doch nicht selten auch wieder mit Thürmen, alten Burgen und Felsspalten, und werden wieder so scheu und wild, wie die stets in der Freiheit gebliebenen. Solche verwilderte Haustauben kommen, nach Alfred Brehms in Spanien gemachten Erfahrungen, niemals wieder in einen Schlag.

In ihrer Lebensweise behalten die gezähmten Feldtauben, als Haustauben, zwar viel von ihren wilden Ureltern bei, doch lernt ein rechter Taubenfreund seine Zöglinge leicht so zu, daß sie auf seinen Ruf oder Pfiff sofort herbeifliegen, um ihr Futter zu empfangen. Sie lassen sich in solchem Grade zahm machen, indem man sich mit einzelnen Liebli[illegible] vorzugsweise abgiebt, daß diese sich ihrem Gönner und ihrer Gönnerin au[illegible] die Achsel setzen und ihnen das Futter oder ein Stückchen Zucker aus dem Munde picken. Sie rucksen nicht blos vor und in der Brutzeit, sondern auch im Herbst und Winter, vorzüglich bei schönem Wetter. Reinlichkeit lieben die Tauben sehr. Uebrigens ähneln sie in ihrem ganzen Wesen und Verhalten durchaus ihren noch wilden Verwandten; dies gilt auch hinsichtlich der Nahrung, indem sie alle Arten reifes Getreide, Oel- und Hülsenfrüchte fressen, das Eine jedoch lieber als das Andere, und zwar nach folgender Ordnung: Lein, Rapps und Rübsamen, Linsen, Wicken, Kichern, Erbsen, Hirse, Weizen, Gerste, Hafer und Roggen. Nach der Brutzeit sammeln sie sich zu ungeheuren Flügen und fallen auf die Felder, wo sie dann auch noch mehrere andere Ackersamen, auch vom Unkraut, sowie Holzsämereien nicht verschmähen, die giftige Wolfsmilch sogar gerne fressen, im Nothfalle auch Wurzelknöllchen aufsuchen und sich sogar zu kleinen Schnecken mit dem Gehäuse und zu Insektenlarven bequemen.

Ein Taubenpaar bleibt sich in der Regel lebenslang getreu. Jung sucht sich ein Tauber eine Täubin, und geht rucksend so lange um sie herum, bis diese im zunickt, worauf sie sich schnäbeln und reihern. Danach sucht der Tauber einen Ort für das Nest, setzt sich auf demselben fest und harrt, mit auf den Boden niedergebeugtem Kopfe heulend, der Täubin, welche gewöhnlich mit ausgebreitetem auf dem Boden streichendem Schwanze auf ihn zuläuft, mit ihm zu tändeln beginnt und ihn ganz behutsam zwischen den Kopffedern krabbelt, was man Lausen nennt und was es vielleicht auch ist. Der Tauber dagegen reibt seinen Kopf öfters an seinen Rückenfedern, wonach dann beide anfangen, sich zu schnäbeln und wechselsweise einander aus dem Kropfe zu füttern, dabei auch sehr zärtlich

thun und sodann erst reihern. Nun schreiten sie mit stolzem Anstande einher, fliegen auch wohl spielend und mit den Flügeln klatschend in die Luft, lassen sich wieder nieder und ordnen und putzen ihr Gefieder wieder. Zuweilen betritt auch die Täubin, nachdem sie betreten worden, den Tauber. In den folgenden Tagen reihern sie öfters und bald treibt dann der Tauber die Täubin vor sich her zum Nistplatze, fliegt nach Baustoff — und trägt in dem Schnabel trockene kleine Reiser und Wurzeln, Pflanzenstengel und Strohhalmen herbei, welche das Weibchen ordnet und zum Neste zurecht legt. Dieses ist höher oder niedriger, gewöhnlich so, daß die Eier auf einer dünnen Ausfütterung oder fast dem bloßen Boden liegen. Wenn das Nest fertig ist, vergehen mehrere Tage, ehe das Weibchen, welches unterdessen öfters vom Männchen betreten und zum Neste getrieben wird, das erste Ei legt. Das zweite wird erst den dritten Tag darauf gelegt. „Ich (Brehm) habe fast immer 2 Eier — höchst selten 3 und noch seltener 1 Ei — im Neste gefunden, welche den oben beschriebenen der Columba livia ganz ähnlich sind. Schon auf dem ersten Ei bleibt die Täubin sitzen, brütet aber eigentlich erst, wenn das zweite gelegt ist, und wird in den Mittagsstunden, gewöhnlich von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags, vom Tauber abgelöst. Diese Erholungsstunden sind ihr sehr nothwendig, um sich zu sättigen, zu baden, zu sonnen und zu putzen. Darüber wird aber dem Tauber die Zeit oft zu lang. Er spricht dann seine Unzufriedenheit über das Ausbleiben seiner Lebensgefährtin oder seine Sehnsucht nach ihr nicht selten durch klagendes Heulen aus, was aber auch die Täubin zuweilen thut, wenn sie bald abgelöst sein will. Des Nachts schläft der Tauber auf dem Rande des Nestes oder dicht neben demselben, um die Gattin vor Gefahren und Störungen zu schützen, und duldet es nicht einmal, daß eine andere Taube sich ihr nähert. —

„Die Brutzeit dauert gewöhnlich, zuweilen nur 16, zuweilen aber auch 18 Tage."

„Wenn das Männchen während der Brutzeit umkommt, brütet das Weibchen zuweilen die Eier aus und füttert die Jungen auf. Gewöhnlich aber verläßt es die Eier und füttert die Jungen schlecht oder gar nicht, so daß auch diese zu Grunde gehen."

„Die Jungen, von denen das aus dem letzten Ei zuweilen zwei Tage später auskriecht, sehen häßlich aus und sitzen mit von einander weggekehrten Schnäbeln neben einander. Nach vier Wochen verlassen sie das Nest und fliegen bald darauf aus, werden aber noch eine Zeit lang von den Alten gefüttert und geführt. Jetzt machen diese zu einer zweiten Brut Anstalt. Wenn sie recht eiferig sind, bauen sie sogleich wieder, wenn die Jungen das Nest verlassen haben."

Während es ziemlich ausgemacht ist, daß die sämmtlichen vor aufgeführten Haustauben von den schon erwähnten Feldtaubenarten durch Kreuzungen abstammen, ohne daß sich freilich immer bestimmen läßt, welche als Hauptstammmutter anzusehen ist, giebt es dagegen noch mehrere Taubenarten, von denen man über ihre Abstammung gar nichts weiß und deren Stammeltern in der Freiheit vielleicht gar nicht mehr existiren. Es sind folgende:

8) Die Burzel- oder Tümmlertaube (Kläscher). Columba percussor, *Willougby* (s. Neumeister, S. 26, Taf. 7), sind von der

Größe der gemeinen Feldtauben, aber rasch und außerordentlich gewandt in ihrem Fluge, von den auffallenden Bewegungen sie ihren Namen haben, indem sie sich dabei überburzeln ꝛc. Da sie schlecht felden, bedürfen sie der häuslichen Fütterung. Es giebt von ihnen: a. Einfarbige, ohne Zweifel die Stammeltern, und zwar schwarze, blaue, rothe oder gelbe; und b. Zweifarbige, nämlich: Zweifarbige, weißspießige Burzeltauben, Elster-Burzeltauben (weißflügelige Burzeltauben) und Klappen- oder Platten-Burzeltauben.

9) Die Möventauben (Krausentauben). Columba turbita, *L.* (siehe Neumeister, Taf. 6), die kleinsten unter den Feld- und Hoftauben, charakterisiren sich dadurch, daß von der Brust bis zur Kehle eine Reihe aufwärts gesträubter, eine Krause bildender Federn läuft, und man hat von ihnen: ganz weiße, weiße mit schwarzen, oder blauen, oder rothen, oder silbergrauen Schilden, reinschwarze, blaue, rothe oder gelbe. Als schöne, friedliche und gewandte Vögel sind sie sehr beliebt und gesucht, besonders die gehäubten. Auch vermehren sie sich stark und erziehen fleischige und schmackhafte Junge.

10) Die Perückentauben (Zopf-, Schleier-, Halskragen-, Kapuzinertaube). Columba patagiata, *Brm.* (s. Neumeister, Taf. 9, Fig. 1), benannt nach ihrer Muschelhaube, deren vorwärtsstehende Federn bis zur Hälfte der Brust herabreichen und einen Halskragen bilden, sind größer als die Feldtauben, aber weniger leicht und rasch im Fluge, demnach fütterbare Hoftauben. Es giebt schwarze, blaue, rothe, gelbe und auch weiße Perückentauben, welche einfarbige übrigens seltener und gesuchter sind, als die zweifarbigen, mit erwähnter Hauptfärbung, aber Kopf, Schwanz und Schwingspitzen weiß.

11) Die indianischen Tauben. Columba indica, *Brm.* (s. Neumeister, S. 27, Taf. 8). Kennzeichen: Der Schnabel ist kurz und dick, die Nasenhaut hoch und aufgeschwollen, grindig und wie mit klarem Zucker überstreut. Größe der gemeinen Feldtaube. Sie sind den Möventauben ähnlich, aber ziemlich schwerfällig, auch nicht sehr fruchtbar. Man hat sie ebenfalls schwarz, blau, roth, gelb und weiß.

12) Die türkischen (arabischen, persischen) Tauben. Columba turcica, *Aldr.* (s. Neumeister, S. 31, Taf. 14). Kennzeichen: Der Schnabel ist mittellang, sehr dick, die Nasenhaut aufgeschwollen, höckerig, runzelig und weiß überpudert, der nackte Augenhautkreis breit, warzig, gerunzelt und roth. Der starke Körper merklich größer, als der der Feldtauben. Sie haben große Aehnlichkeit mit den indianischen Tauben, nur daß diese viel kleiner sind; sie zeigen sich übrigens als schwerfällige, aber sehr fruchtbare Tauben, deren Junge auch sehr groß und fleischig sind. Auch von diesen Tauben giebt es schwarze, blaue, rothe, gelbe und blendendweiße.

13) Die Trommeltauben (rauchfüßige, latschige, russische Tauben). Columba dasypus, *L.* (s. Neumeister, S. 29, Taf. 10). Charakteristik: Größer als die Feldtauben, mit kurzem Schnabel, einer Schnippe und Haube auf dem Kopfe und so großen Latschen, daß ihre längsten Federn über 4 Zoll messen. — Die Trommeltauben felden, weil schwerfällig und ungeschickt, nicht gern. Man hat schwarze (ganz, oder mit weißer Kopfplatte, oder mit weißschäckigen Flügeln), blaue, rothe, gelbe, weiße Trommeltauben. Im Zorn und in der Liebe stoßen sie trommelartige

Töne mehrere Minuten lang aus, und je länger dieses dauert, um so geachteter ist der Tauber. Da sie sich sehr leicht mit andern Tauben paaren, so entstehen viele verschiedene Bastarde, als schwarz-, blau-, roth- und gelbschildige, sowie rothe, oder gelbe mit weißem Schilde.

14) Die Kropftauben (Columba gutturosa, *L.*) in zwei Hauptabtheilungen:

a. Die großen Kropftauben (Columba gutturosa, *L.*) (s. Neumeister, S. 29, Taf. 11), charakterisiren sich hauptsächlich durch ihren ungeheuern Kropf und ihre glatten Füße, sind auch bedeutend größer als alle bisher beschriebenen Tauben, nämlich 18 Zoll lang und 36 Zoll breit. Den Kropf tragen sie, wenn sie nicht fressen, stets aufgeblasen, so daß der Kopf halb darin verborgen ist. Von diesen plumpen und sich auch nicht stark vermehrenden Tauben giebt es weiße, gelbe, rothe, blaue und schwarze. Die vielen kleineren Bastardracen davon sind sehr beliebt.

b. Die holländischen Kropftauben. Columba eques, *L.* (siehe Neumeister, S. 30, Taf. 12.) Kennzeichen: Kaum größer als die gemeine Feldtaube, mit sehr großem Kropfe und hohen, meist befiederten Füßen. — So ungeschickt und schwerfällig die vorbeschriebenen Kropftauben aussehen, so schlank und gewandt zeigen sich diese, sind dabei aber zugleich zärtlich, schwächlich und von geringer Fruchtbarkeit. Man findet sie gewöhnlich nur einfarbig und zwar schwarz, blau, roth, gelb, isabellfarben, ganz weiß und endlich auch schwarz mit weißem Kopf, Bauch und Flügeln, sowie nackten Füßen.

15) Die Pfauentauben (Hühner- oder breitschwanzige Tauben). Columba laticauda, *L.* (s. Neumeister, Taf. 9, Fig. 2). Charakteristik: Der aus wenigstens 24 Steuerfedern bestehende Schwanz wird aufrecht getragen. — Sie sind etwas größer als die gemeine Feldtaube. Die ächten Pfauentauben haben übrigens 32 Steuerfedern und fast immer ein rein weißes und glänzendes Gefieder. Die volle Steuerfederzahl fehlt aber allen, wie folgt gezeichneten, als a) schwarz, b) schwarz mit weißem Schwanze, c) weiß mit schwarzem Schwanze, d) weiß mit schwarzem Schilde, e) weiß mit blauem Schilde, f) weiß mit rothem Schilde, g) weiß mit gelbem Schilde. Die Pfauentauben haben ein eigenthümliches Aussehen, besonders durch das Zurückbiegen des Halses, sind übrigens sehr hübsch und werden auch überaus zahm; felden darf man sie ihres langsamen Fluges wegen nicht lassen.

16) Die Hinkeltaube (Florentiner oder Piemonteser, kurzschwanzige Taube). Columba brachyura, *Brm.* (s. Neumeister, Taf. 13, Fig. 1). Charakteristik: Größe der Ringeltauben, aber kürzer; hohe Füße; kurzer Schwanz. — Diese Taube hat die Größe eines Zwerghuhns, nähert sich überhaupt den Hühnertauben. Weil schwerfällig, muß sie gut gefüttert werden, damit sie nicht dennoch ausfliegt. Sie brütet gut und vermehrt sich daher stark.

17) Die Pagadottentauben (Pagadotten-, Höcker-, krummschnäbelige Tauben). Columba curvirostris, *Brm.* (s. Neumeister, Taf. 15). Kennzeichen: Größe der Ringeltaube, bogenförmiger Schnabel mit hoher Nasenhaut. — Diese Art ist fast so groß wie die Hinkeltaube, aber bei weitem nicht so schön gebaut. Auch von ihr giebt es ein- und zweifarbige; am häufigsten aber sind die Schecken, d. h. solche, welche auf weißem

Grunde große farbige Flecke haben. Es sind übrigens schwerfällige Hoftauben, welche sich auch nicht stark vermehren.

Werfen wir nach dieser kurzen Schilderung der in Europa vorkommenden und bei uns mehr oder weniger zahm gewordenen Taubenracen nunmehr auch einen Blick auf die von den Liebhabern dieser Vögel ihnen einzuräumenden oder besonders herzurichtenden Wohnungen. Diese bestehen entweder in Taubenhäusern, Taubenrädern, Taubenschlägen oder Taubenhöhlen.

Taubenhäuser. Dieselben finden sich gewöhnlich auf den großen Höfen von Ritter- oder Bauerngütern und von Landhäusern. Sie ruhen entweder auf Mauern oder nur auf hölzernen Pfeilern; diese müssen glatt sein, damit kein Raubthier, sei es Marder, Iltis oder nur eine Katze, daran hinaufklettern kann, und aus gleicher Ursache muß auch das darauf zu setzende Häuschen wenigstens zehn Ellen weit von jedem andern Gebäude oder Baume abstehen. Die Gestalt der Taubenhäuser selbst ist Geschmacksache, sie können vier-, sechs- oder achteckig, oder auch rund gebaut sein und zweckmäßig auch für das übrige Hofgeflügel mit eingerichtet werden, indem man es in drei Stockwerke eintheilt, und zwar das Erdgeschoß für die Gänse und Enten, das erste Stock für die Trut-, Pfau- und Haushühner, das zweite für die schwerfliegenden und daher gern niedrig sitzenden Tauben, das dritte endlich für deren leichtflüchtige Gattungsgenossen bestimmt. Werden übrigens die Taubenhäuser, wie es auch wohl geschieht, auf vier Holzpfeiler gestützt, so müssen diese, zur Sicherung der Tauben vor ihren schon erwähnten Feinden, nicht nur ganz glatt gehobelt, sondern auch 3 bis 4 Fuß hoch mit Blech beschlagen sein.

Jedes der beiden Gestocke für die Tauben sei mannshoch und ringsum werden 1½ bis 2 Fuß über einander Breter für die darauf zu nagelnden, aus Weiden geflochtenen Nester, von 13 bis 14 Zoll Durchmesser und 3 Zoll Tiefe, angebracht, sowie vor denselben Sitzstangen von solcher Dicke, daß die Zehen der Taubenfüße sie fast umspannen; auch am Sitzbrete vor dem Flugloche dürfen dergleichen 3 Fuß lange Sitzstangen nicht fehlen. Die Thüren zu den Gestocken seien nordwärts, die 21 Zoll langen und 12 Zoll breiten Fluglöcher nach Morgen gerichtet; die vor den letzteren anzubringenden Fallgitter müssen von unten durch eine Schnur beliebig hinauf- oder herabgelassen werden können; die Fluglöcher durch dieselben des Nachts zu verschließen, ist aus dem Grunde nicht rathsam, weil die Tauben gern schon mit Tagesanbruch ausfliegen.

Ein Boden aus Bretern in den Stockwerken ist einem aus Lehm deshalb vorzuziehen, weil dieser bald schadhaft wird. Zum Besteigen des Taubenhauses dient entweder eine Leiter oder, besser, eine innerhalb befindliche Treppe. Die Thüren sind mit Löchern zum Hineingucken zu versehen.

Taubenräder. Also werden auch die kleinen Taubenhäuser genannt, welche nur aus einem einstöckigen Wohnraume bestehen und von einer Mittelsäule getragen werden.

Taubenschläge. Diese sind bloße Breterverschläge, nach Morgen oder Mittag unter dem Dache eines Wohnhauses oder Stalles angebracht; die nach derselben Windgegend befindliche Ausflugöffnung ist ebenfalls mit

einem Fallgitter und außerhalb auch mit einem Trittbrete zu versehen. Der Boden besteht hier am besten aus einem Kalk- oder Gypsgusse. Eine Hauptsache ist noch die Sicherung der Schläge vor den Raubthieren, und zwar so, daß selbst keine Ratte irgend wie Eingang finde.

Taubenhöhlen (Taubenkisten) fertigt man aus Bretern zu 3 bis 4 Fuß Länge, 1½ Fuß Höhe und ebenso viel Tiefe, je für ein Taubenpaar bestimmt und mit Flugloch, Trittbret und zwei Korbnestern versehen. Man bringt sie meist an der Giebelseite an, und setzt mehrere Kästen, oben mit durch ein Ziegeldächlein geschützt, über einander; unter dem Dache eines Hauses sind sie weniger gesichert vor Raubthieren, wenn man nicht die vor angegebenen und sonst üblichen Vorsichtsmaßregeln gegen dieselben anwendet.

Je höher übrigens sich die Taubenwohnungen befinden, um so eher gewöhnen sich ihre Insassen, namentlich die feldflüchtigen Arten, in ihnen ein. Dazu gehört aber selbstverständlich auch noch, daß den die Reinlichkeit so sehr liebenden Tauben ihre Wohnung recht oft, im Winter alle vier Wochen, durchweg gereinigt werden muß, und zwar mit so wenig Störung als möglich, weil auch die Ruhe ihnen ein Bedürfniß ist. Bei aller Zuneigung zu ihnen bekannten Menschen hegen sie gegen Fremde doch immer einige Scheu, und sehen sich daher auch gern stets von denselben Personen gefüttert und sonst bedient.

Beim Ankaufe von Tauben zur Zucht hat man sich sehr in Acht zu nehmen, damit man nicht betrogen werde. Eine irgend genügende Belehrung darüber kann hier nicht gegeben werden, weshalb wir uns darauf beschränken müssen, in dieser Beziehung auf Brehms „Taubenzucht“, S. 135 ff. zu verweisen.

Was das Eingewöhnen der angekauften Tauben betrifft, so enthalte man sich dabei aller ebenso nutzloser als alberner sympathetischer Alterweibermittel; auch taugt es nicht, daß man ihnen einige vordere Schwungfedern mit Zwirn zusammenbindet, denn sie werden dann zwar nicht weit wegfliegen können, aber auch leichter den Raubvögeln zur Beute. Am besten ist, man sperrt sie erst allein in einen Schlag, und gesellt ihnen dann auf einmal mehrere Paare, wo möglich 8 bis 10, bei oder thut sie zu solchen, und der Schlag bleibe so mehrere Tage, ja Wochen, geschlossen. Dann lasse man sie an einem trüben, jedoch, damit sie auch den Zuhauseweg wiederfinden, nicht nebeligen Tage oder gegen Abend mit ihren neuen Freunden zusammen ausfliegen, und sie werden nun selten sich verirren, oder in ihren alten Schlag zurückkehren, es sei denn, daß dieser nur 4 bis 6 Stunden entfernt wäre, was man daher beim Ankauf möglichst vermeimeiden muß. Dies bezieht sich übrigens nur auf die Feldflüchter, nicht auf die schwerfälligen Hoftauben, welche stets gerne da bleiben, wo sie gut gefüttert werden. Auch das Paaren von angekauften Tauben mit schon eingewohnten führt zur Erreichung des gedachten Zweckes.

Das Paaren der Tauben überläßt man ihnen am besten allein. Wer jedoch Farbentauben hält und gerne gewisse Individuen gepaart sehen möchte, der sperre diese in einen Käfig ein, und das Uebrige findet sich dann bei diesen so zärtlich gesinnten Vögeln bald von selbst.

Ueber die Nahrung der Tauben ist bereits früher das Nöthige gesagt worden. Ihr Getränk ist Wasser, dessen sie bei ihrem harten Futtel viel zu sich nehmen. Zu ihrem Gedeihen trägt übrigens auch noch vier

rie, wenn man ihnen Gelegenheit giebt, Salz und Salpeter zu lecken, wozu auch die sogenannten Taubenbeizen dienen. Die einfachste derselben bebeitet man nach Anleitung des „Taubenbuches" S. 17, wie folgt:

„Man nimmt rothe Lehmerde, durchknetet sie wohl mit Salzwasser, thut etwas Feldkümmel darunter und gießt auch noch Urin oder Heringslake daran und drückt es in ein kleines, viereckiges Kästchen von Bretern ohne Deckel, nur daß man es vorher hart werden läßt, ehe man es den Tauben vorsetzt."

Die Feinde der Tauben, d. h. solche, welche sie nur zum Fressen lieb haben, sind außer dem Menschen, der nach wilden, auch wohl zahmen, Tauben seiner Schießlust fröhnt, von Säugethieren: Der Fuchs, der Hausmarder (Marder, Steinmarder), der Iltis (Stanker, Ratz), das große Wiesel (Hermelin); von Raubvögeln: Der (Taubenhabicht (Hühnerhäbicht, Habicht, Stockfalke), der Wanderfalke Taubenfalke), der gemeine Sperber (Finkenhabicht); von Nachtraubvögeln: Der Uhu, der Waldkauz (Baumkauz), die Baumohreule (Waldohreule); von Insekten: Holzböcke, Flugwanzen, Wanzen, Flöhe und Läuse. Auch die Kolkraben und die Steinkäuze werden, aber wohl mit Unrecht, als Taubenwürger genannt, ebenso die Hauskatze, Ratten und Mäuse; „allein eine gute Hauskatze säubert," wie Vater Brehm in seinem mehrerwähnten Buche so treffend sagt, „das ganze Haus von Mäusen und Ratten und darf zu einem Taubenschlage gar nicht kommen können; denn wenn er so schlecht angelegt oder verwahrt ist, daß das Flugloch einer Katze zugänglich ist, werden Marder und Iltisse noch viel leichter hineinkriechen können*)."

Es sei hier übrigens unter den Freunden der Tauben außer dem Menschen, der diesen Vogel so sehr, freilich auch mit zum Verspeisen, liebt und sie vor ihren Feinden schützt, auch der Rauchschwalben und der weißen Bachstelzen (Ackermännchen) nicht vergessen, indem diese Vögel beim Erblicken eines Raubvogels durch ihr lautes Geschrei die nahen Tauben vor solchem Feinde nicht allein waren, sondern ihrerseits ihn sogar muthig verfolgen.

Der Nutzen der Tauben ist namentlich unsern Hausmüttern, als Küchenregentinnen, zu bekannt, als daß sich über denselben noch etwas Wesentliches in dieser Beziehung sagen ließe, was sie nicht bereits wüßten, oder, etwa über das Mästen der Tauben, nicht aus den besten, Kochbüchlein noch lernen könnten.

Auch selbst der Koth der Tauben wird in mehren Gegenden, besonders aber in Frankreich, als Lauge zum Einmachen des Semmelteiges vortrefflich benutzt. Ebenso ist der Taubenmist für den Feld- und Gartenbau ungemein nutzreich. Jedenfalls wiegt der aus der Taubenzucht zu erzielende Vortheil den Schaden, welchen diese Vögel auf den Feldern, denen sie durch Wegzehren von vielem Unkrautsamen, so wie durch ihren Mist, übrigens auch wiederum nützen, hier und da anrichten, bei Weitem auf.

---

*) Zur Vertilgung all' der obigen wirklichen Taubenfeinde sind, unter andern, folgende, ebenfalls bei B. F. Voigt in Weimar schon in mehren Auflagen erschienene Schriften zu empfehlen: List über List, oder so fängt man Füchse ꝛc.; der Ratten-, Mäuse- ꝛc. Vertilger; und der Raupen- und Insekten-Vertilger.

Die Krankheiten der Tauben

sind abgesehen von der Mauser, welche nicht als eine Krankheit anzusehen, vielmehr nur ein natürlicher Federwechsel ist und bei reichlicher Fütterung leicht vorübergeht, folgende:

1. Die Dürre (Darre, Darrsucht), eine bedeutende Abmagerung, bei der das Brustbein wie ein Messer hervortritt; oft ist auch die Fettdrüse verhärtet. Wenn diese Krankheit schon weit vorgeschritten, ist sie unheilbar, sonst aber weicht sie zuweilen noch, wenn man die damit behaftete Taube in einen geräumigen Käfig steckt, ihr eingequellte Erbsen und Wicken mit etwas Gehack von Kohl, Spinat, Salat u. dergl. zu fressen und oft reines Wasser giebt.

2. Die Pocken oder Blattern. Die alten Tauben werden heiser und es treten bei ihnen Blattern zuweilen auch schon am Ursprunge des Schnabels hervor; sie überstehen die Krankheit weit leichter als die Jungen, bei denen sich die Pocken besonders an den Ohren und unter den Flügeln zeigen. Die Blatterkranken taugen nicht für die Küche. Leopold räth in seinem Taubenwerke S. 47, außer gutem Futter, folgendes Mittel an: Man nimmt auf 1 Quart = 2 Pfund Wasser $\frac{1}{4}$ Loth Aloë, $\frac{1}{2}$ Loth Glaubersalz und $\frac{1}{2}$ Loth Rhabarber und löst dieses Alles in lauwarmem Wasser auf. So oft man die Tauben füttert, rührt man den Trank um und gießt, wenn es fehlt, eine Woche lang reines Wasser hinzu. Nöthigenfalls wird die erste Anwendung dieses Mittels wiederholt. Hilft übrigens auch gegen

3 Die Krätze, welche sich als Grind an der Nasen- und Augenhaut zeigt und oft selbst schon einer Gabe von etwas Spießglas ins Trinkwasser weicht.

4. Geschwüre kommen nicht selten am Kopf und Halse, zuweilen auch am Leibe, bei den Jungen vor, und werden im letztern Falle oft tödtlich. Haben die kranken Jungen Federn, so nehme man sie aus dem Neste und stopfe sie täglich zwei- bis dreimal mit Erbsen, welche in dem oben beschriebenen Tranke eingequellt sind. So kommen sie noch am öftersten davon.

5. Die Läusesucht. Leopold sagt in seinem Taubenfreund S. 48: „Zwar haben die Tauben fast immer Läuse, Flöhe, auch wohl Wanzen in geringem Maße an sich; allein in dem Falle, von welchem hier die Rede ist, sieht es ganz anders aus. Kleine, schwarze Läuse, wie ein Sandkorn groß, finden sich alsdann, besonders bei jungen Tauben haufenweise, zehren sie ab und tödten sie gemeiniglich. Sie sitzen hauptsächlich unter den Flügeln. Gewöhnlich stellt sich diese Plage ein, wenn es in sehr trocknen Sommern den Alten an Wasser zum Baden fehlt, wozu man also als Verwahrungsmittel Anstalt machen muß. Nächstem müssen sowohl die Gesammtwohnungen als die Nester gereinigt werden. Dabei besprenge man den Boden mit Wasser, worin Kampher aufgelöst worden ist. In Nester, worin Eier oder Junge liegen, lege man Kampher einer Erbse groß, und wenn die Jungen anfangen, Federn zu setzen, so tröpfele man jeder einen Tropfen braunen Thran auf den Kopf; dieser zieht sich nach-

her weiter auf den Leib und ist selbst den Alten nützlich, wenn sie sich auf die Jungen setzen.“ Ob übrigens die hier in Frage stehenden Schmarotzer wirklich Läuse, oder Milben, wofür Brehm sie hält, seien, darauf kann hier natürlich nichts ankommen.

F. Der Schwan.

Um die Beschreibung der einheimschen Geflügelgattungen zu vervollständigen, darf auch noch ein Wasservogel hier nicht unerwähnt bleiben, der zwar der Oekonomie einen wesentlichen Nutzen eben nicht bringt, demohngeachtet aber doch an vielen Orten, wo Teiche die Gelegenheit dazu bieten, zur Zierde desselben gezüchtet oder gehalten wird. Wir entlehnen daher hier aus dem bereits gedachten Englischen Werke des Herrn Nolan das, was er über

den zahmen oder stummen Schwan

seinen Lesern zum Besten giebt, wie folgt:

Seines prächtigen Aussehens auf dem Wasser wegen hat derselbe schon seit den ältesten Zeiten (in Großbritannien) in höchster Achtung gestanden. Während der Regierung Eduard's IV. ward verordnet, daß Niemand, der nicht ein Lehngut mit einem jährlichen Netto=Ertrag von fünf Mark besäße, Schwäne zu halten berechtigt sei.

Nichts in der That geht über die Schönheit und Anmuth, womit der Schwan auf der Wasserfläche dahingeleitet, indem er sich dabei in den stolzesten Stellungen den Augen der Zuschauer darbietet, und kaum möchte es in der ganzen Natur ein auffallenderes Bild von Würde und Grazie geben. In seinen Formen zeigen sich niemals weder gebrochene oder unangenehme Linien, noch gezwungene oder schroffe Bewegungen, vielmehr die abgerundeten Kontouren; über jeden Theil schweift das Auge mit Vergnügen, und jeder Theil nimmt stets neue und anmuthige Stellungen an. Dagegen erscheint er auf dem Lande nichts weniger als zierlich. Es sind übrigens kraftvolle Vögel, welche ihre Eier und Jungen mit vielem Muthe vertheidigen. So schoß einst ein weiblicher Schwan, als er einen Fuchs nach seinem Neste hinschwimmen sah, in das Wasser, und es gelang ihm, denselben zu ersäufen, worauf er wie im Triumph nach seinem Neste zurückkehrte. Das Fleisch der jungen Schwäne ward früher sehr geschätzt, das der alten aber ist hart und unschmackhaft. Sie sollen bis 100 Jahre alt werden. Ihr Nest bauen sie aus Gras zwischen Geröhricht. Sie beginnen im Februar zu legen, und zwar einen um den andern Tag ein Ei, bis deren sechs oder acht beisammen sind. Zum Ausbrüten derselben brauchen sie sechs Wochen. Zwei weibliche Schwäne sah man einst sich Jahre hindurch mit einander gleichsam associiren, indem sie ihre Jungen auf einem und demselben Neste ausbrüteten und aufzogen und dabei abwechselnd in aller Einigkeit dem Geschäfte oblagen. Die für das Wegnehmen ihrer Eier (in Großbritannien) festgesetzte Strafe ist ein Jahr und einen Tag Gefängniß, so wie eine

Geldbuße nach königlicher Bestimmung. Die Alten tragen zuweilen ihre Jungen auf dem Rücken mit sich herum, und indem sie ihnen diese ihre Lage zu verlassen gestatten, gewöhnen sie dieselben nach und nach an das Wasser.

Ihre Nahrung besteht in Wasserpflanzen, Wurzeln, Fröschen und Insekten und mitunter, so sagt man, auch in Fischen, welche letztere Behauptung indeß andererseits in Zweifel gezogen wird, da man dergleichen in ihren Mägen noch nicht gefunden hat.

Der stumme Schwan wird in Rußland und Sibirien wild gefunden, in Großbritannien (und auch in Deutschland) jedoch nur im gezähmten Zustande. Er charakterisirt sich hauptsächlich durch seinen Schnabel, der durchgehends orangeroth gefärbt ist, mit alleiniger Ausnahme der Kinnbackenränder, der schwachen Krümmung am Ende, der Nasenlöcher und der nackten Stellen von der Basis nach den Augen zu, welches Alles eine schwarze Färbung hat. Ein langer Höcker, ebenfalls schwarz, überragt die Basis des Schnabels; der Augenstern ist braun, und die Beine sind schwarz mit einem röthlichen Schimmer. Alles Gefieder dagegen, ohne Ausnahme, ist bei den erwachsenen Vögeln vom reinsten Weiß. Das vollausgewachsene Männchen mißt an fünf Fuß in der Länge, jedoch bei ausgebreiteten Flügeln, welche, wenn anliegend, bis zu zwei Dritttheilen des Schwanzes reichen, über acht Fuß. Sein Gewicht beträgt gewöhnlich etwa zwanzig Pfund, mitunter auch wohl fünfundzwanzig bis dreißig, und die um das Kaspische Meer lebenden sollen noch größer werden. Das Weibchen seinerseits ist etwas kleiner als das Männchen, der Schnabelhöcker bei ihm ebenfalls geringer und sein Hals noch schlanker. Gleich nach dem Ausbrüten sind die Jungen von dunkelgrauer Färbung.

Die wilden Schwäne sind Zugvögel, und zwar ziehen sie im Oktober fort, und kehren im März wieder zurück. Die zahmen Schwäne unserer Gewässer (in Großbritannien) gedeihen stets am Besten, wenn man sie im Winter ebenfalls auf dem Wasser läßt. Empfehlungswerth auch ist, daß man ihnen die Flügel stutze, eine Operation, welche ich oft und mit gutem Erfolg ausgeführt habe. Das Verfahren dabei besteht einfach darin, daß man das Gelenk des falschen Flügels, der gewöhnlich etwa fünf der Schwungfedern enthält, aufsucht, ein scharfes Messer in dasselbe einführt und ihn rein wegschneidet; oder fehlt es an hinlänglicher Kraft zum Gebrauch des Messers, so nimmt man einen breiten, scharfen Meißel, setzt denselben zwischen die Knochen am Gelenk und trennt sie dann mittelst eines Hammerschlages, nachdem man die Haut zuvor mit dem Messer durchschnitten hat. Wird dabei zu gewaltsam verfahren und ein Bruch des Knochens herbeigeführt, so stellt sich Brand ein und der Vogel geht darauf.

Der Polnische Schwan.

Derselbe ist häufig mit dem zahmen Schwan verwechselt worden, mit welchem er auch in der That unter allen europäischen Schwänen die meiste Aehnlichkeit hat. Indeß finden sich doch mancherlei wichtige anatomische Verschiedenheiten, besonders was den Kopf betrifft. Auch die jungen Schwäne dieser Art sind weiß, in welcher Hinsicht sie von allen andern Arten weißer Schwäne abweichen. Bei dem erwachsenen Vogel ist der

Schnabel von röthlich-orangegelber Färbung; die Seitenränder, die Spitze, die Nüstern, sowie die Basis der obern Kinnbacke sind schwarz. Auch hat er einen Schnabelhöcker, der aber nie die Größe jenes erreicht, welcher dem Kopf des zahmen Schwans zur Zierde dient. Beine, Zehen und Schwimmhäute sind schiefergrau. Die Luftröhre ist einfach.

Dieser Vogel ist ursprünglich in den höchsten nördlichen Gegenden und um das Baltische Meer zu Hause. Er gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft und brütet ebenso ungezwungen wie der gewöhnliche zahme Schwan. Von einem dem Lord Derby, auf seinem Landsitze zu Knowsley, gehörigen Schwanenpaar dieser Art starb das Weibchen, worauf sich das Männchen mit einem Weibchen der zahmen Art paarte und eine gehörige Brut die Folge davon war; indeß paarten sich diese Bastarde, als sie erwachsen waren, weder unter sich selbst, noch mit den auf demselben Wasser lebenden zahmen Schwänen.

Indem der Bearbeiter dieses Werkchens mit dem einheimischen, deutschen Geflügel nun abgeschlossen hat, reiht er zu

II.

dem ausländischen Geflügel

übergehend, hier sogleich an das Vorstehende eine kurze Beschreibung der darin enthaltenen außerdeutschen Schwäne an und beginnt sonach diese Hauptabtheilung mit

dem wilden oder singenden Schwan.

Derselbe unterscheidet sich in mehreren anatomischen Einzelnheiten von dem zahmen Schwane und bewohnt übrigens fast die ganze nördliche Hemisphäre, soweit Europa und Asien sich erstrecken. Er ist ein Zugvogel und hält sich zur Sommerszeit in den Nordpolargegenden auf, wo er in großer Anzahl brütet. Dasselbe, sowie die Aufziehung der Jungen, findet auch wohl auf den Orkney- und Shetland-Inseln statt. Beim Herannahen des Winters verläßt jedoch unser Schwan den Norden bis auf viele Breitegrade südwärts, indem er die Britischen Inseln, Holland, Deutschland, Frankreich und Italien, ja selbst das nördliche Afrika und Aegypten besucht. Er fliegt auf seinem Zuge ungemein schnell und in großer Höhe, wobei die sämmtlichen Individuen desselben eine Keilform bilden. Seine Stimme klingt rauh und der Ton ähnelt dem Worte „Hup", mehrmals wiederholt, hat aber, wegen der Höhe des Zuges, mehr einen musikalischen Klang, da die Luftröhre des Vogels sich bedeutend an dem kegelförmigen Brustknochen herab verlängert. Uebrigens sind weite Moräste, Seen, an den Mündungen der Flüsse, sowie überschwemmte Gründe der Aufenthalt dieses klugen Vogels.

Sobald der Frühling herannaht, sammeln sich die uns besuchenden Individuen zu Zügen und kehren nach ihren Brütorten in Norwegen, Island, Spitzbergen und Sibirien zurück. Die Dunenfedern dieser Art sind sehr werthvoll und werden von den Isländern in großen Quantitäten ge-

sammelt. Im Monat August nämlich, wenn die alten Vögel ihre Schwungfedern abgeworfen haben und so zum Fliegen unfähig geworden sind, reiten die Eingebornen sie entweder nieder, oder ihre Begleiter, die Hunde, fangen sie. Beim Schwimmen hat man diesen Schwan nie seine Flügelfedern emporrichten oder ihn eine auffallende Position annehmen sehen; auch trägt er seinen Hals aufrecht und gerade, niemals gebogen; gehend aber hält er den Kopf niederwärts. In der Gefangenschaft wird er bald zahm, und man hat ihn in England zum Brüten gebracht. Der Basalhöcker auf der obern Kinnbacke fehlt ihm; die Wachshaut bis an das Auge ist gelb, ebenso der hintere Theil der untern Kinnbacke, die Spitze dagegen bis an die Nüstern schwarz, — welche beide Farben sich einander in schräger Richtung begegnen, indem das Gelb sich längs den Seiten des Schnabels hinzieht; die Iris ist braun; die Füße sind schwarz. Bei ausgebrüteten Flügeln mißt er 8 Fuß.

Der Bewick-Schwan.

Diese Art ist um etwa ein Dritttheil kleiner als die vorige; ihr Schnabel erhöht sich an der Basis, welche gelb gefärbt ist; der mehr als die Nasenlöcher begreifende vordere Theil ist schwarz; der Schwanzfedern sind nur 18, während der singende Schwan deren 20 besitzt; die Beine haben eine dunkelschwärzere Färbung als bei diesem, und der Hals ist schlanker gebaut. Auch die Einrichtung der Luftröhre ist verschieden: das Lumen derselben hat überall einen gleichen Durchmesser, und indem die Röhre bis in einen Theil des Halses hinabsteigt, tritt sie in den Kegel des Brustbeins ein, welcher, wie bei dem singenden Schwane, hohl ist, und geht durch dessen ganze Länge hindurch; am Ende des Kegels angelangt, tritt die Röhre, welche sich allmälig auf- und auswärts neigt, in eine zu deren Aufnahme bestimmte Höhlung des Brustbeins, welche durch eine Trennung der Knochenplatten desselben, wodurch sich ein konvexer Vorsprung an der innern Oberfläche erzeugt, gebildet wird. Dieser Schwan ist in den nördlichen Gegenden Europa's und Asiens sowohl, als Amerika's zu Hause; er brütet auf Island, sowie um den Nordpol herum, und zieht im Frühling südwärts; indeß scheint er seltener vorzukommen, als die vorige Art. Das Nest desselben ist weit und tief; seine Stimme laut, in der Gefangenschaft ein tieftönendes Pfeifen, überhaupt viel sanfter als bei dem wilden und dem zahmen Schwane. In dem Dubliner zoologischen Garten befand sich einige Jahre lang ein schönes Exemplar von dieser Schwanenart.

Der schwarze Schwan (Fig. 2)

ist in Australien zu Hause, wo er sich an den Flüssen und Seen, sowie auf den vielen Inseln an den Küsten dieses Welttheils, in Menge aufhält, und zwar gewöhnlich in Herden, welche stets von großer Scheu und Vorsicht Zeugniß ablegen. Erwähnung geschah ihrer in Europa zuerst im Jahre 1726, wo zwei lebende Schwäne dieser Art nach Batavia gebracht worden waren. Seit einer Reihe von Jahren ist dieser schöne Vogel stets zahlreicher nach Großbritannien eingeführt worden, wo er jetzt gut fortkommt und zweimal im Jahre brütet, und es leidet keinen Zweifel, daß

er bald fast ebenso gemein wie der zahme Schwan werden wird, da er sich in den meisten deutschen zoologischen Gärten befindet, sich auch daselbst leicht vermehrt.

Der schwarze Schwan steht dem wilden Schwan in der Größe nach; sein Gefieder ist schwarz, mit Ausnahme der Schwungfedern erster Ordnung, sowie einiger der zweiten, welche weiß sind; diese werden jedoch von den überhängenden krausen Federn zweiter Ordnung später verdeckt. Der Schnabel ist von glänzend rother Färbung, welche nahe an der Spitze ein weißliches Querband hat; seine Basis zeigt jedoch nur beim Männchen eine geringe Erhöhung; der untere Theil desselben ist graulichweiß; Beine und Füße dunkelaschfarben; der Augenstern roth; die Luftröhre ganz einfach, nicht unähnlich der des zahmen Schwans. Die Stimme dieser Species klingt rauh. Man sieht sie gesellschaftlich zu acht oder neun auf den Seen, und wenn sie gestört werden, fliegen sie auf gleich wilden Gänsen, d. h. in gerader Richtung einer nach dem andern.

Noch findet sich an der Küste von Südamerika ein sehr schöner Schwan, sich auszeichnend durch einen gagatschwarzen Kopf und Hals, welche Farbe von dem Schneeweiß des übrigen Gefieders wundervoll absticht. Der Schnabel ist roth, Beine und Füße sind fleischfarben. Er steht dem wilden Schwan in der Größe gleich.

---

6. Ausländische Gänse.

Die graubeinige Gans.

Diese ist die größte und schönste der in Großbritannien vorkommenden wilden Gänse; läßt sich jedoch dort, wo sie früher sehr zahlreich in Moor- und Sumpfgegenden brütend gefunden wurde, jetzt nur noch höchst selten blicken. Herr Nolan besaß von dieser Art früher ein schönes Paar, das er von einer Insel der Südsee her erhalten hatte. Sie wiegen etwa 10 Pfund und messen 2 Fuß 9 Zoll in der Länge und 5 in der Breite. Der Schnabel ist an der Basis dick, verdünnt sich nach der Spitze zu und ist von gelblichrother Farbe mit weißer Spitze. Kopf und Hals sind aschbraun gefärbt, mit dunkelgelben Federn untermischt; die Brust- und Bauchfedern sind auf weißlichem Grunde schwärzlich und aschfarben gebändert und gefleckt; die Deckfedern des Schwanzes und Bürzels schneeweiß; die Beine blaßroth. Als sie noch in den Mooren brüteten, wurde das Fleisch ihrer Jungen dem der zahmen Gans vorgezogen; die zunehmende Bevölkerung und Kultur hat sie jedoch gänzlich von den Britischen Küsten verscheucht. Im nördlichen Deutschland kommen sie häufig vor.

Die Toulouser- oder Pyrenäen-Gans (Fig. 3).

Mit Ausnahme ihrer ansehnlichen Größe ähnelt sie unserer zahmen Gans, ist aber von weit sanfterm, ruhigerm Temperament und, was von besonderer Wichtigkeit für die Landwirthschaft ist, geht nie den Vorräthen

in den Getreideschuppen nach. Ihre vorherrschende Farbe ist ein Blaugrau; Kopf und Halz (bis an die Brust und Schultern) dunkelbraun; Brust schieferblau; Bauch weiß, gleichwie die untere Fläche des Schwanzes; Schnabel orangeroth, Füße fleischfarben. Noch ist zu bemerken, daß der herabhängende Wanst, der bei andern Gänsen das höhere Alter anzeigt, ihr gleich von der Geburt an eigen ist. Ihr Fleisch ist zart und wohlschmeckend. Diese Gans ist im südlichen Frankreich zu Hause und zeichnet sich durch ansehnlichen Umfang des Körpers, verbunden mit einer großen Anlage zur Mast höchst vortheilhaft aus. Früher war sie in Deutschland fast gar nicht bekannt, weil der Transport sehr umständlich und theuer zu stehen kam, seitdem aber Eisenbahnen eine schnellere Beziehung bei verhältnißmäßig geringeren Kosten ermöglichen, wird dieselbe in nicht ferner Zeit jedenfalls eine allgemeinere Verbreitung erlangen, welche sie in jeder Hinsicht verdient, da sie unter allen bekannten Gattungen das größte Gewicht erreicht. Ihre Füße sind kurz.

Die britische zahme Gans

scheint der früher beschriebenen deutschen zahmen Gans vollkommen gleich zu sein. Die vorherrschenden Farben derselben sind ebenfalls weiß und grau. Indeß giebt es dort noch eine große weiße Varietät, gewöhnlich die Emdener Gans genannt, welche durch die bedeutende Größe sowohl, als wegen des höhern Werthes ihrer Federn excellirt.

Die kanadische Gans (Fig. 4).

Die Ornithologen stellen diesen Vogel zwischen Schwan und Gans, da der Hals desselben länger als bei dieser, dagegen kürzer als bei jenem ist. Er ist 3 Fuß lang, die Ausbreitung der Flügel 5 Fuß 2 Zoll; Schnabel schwarz, Augensterne dunkel-haselnußbraun; die obere Hälfte des Halses schwarz, am Kinn und Untertheil des Kopfes mit einem großen weißen Fleck, sein vorzüglichstes Kennzeichen, markirt; der Untertheil des Halses vorn weiß; die Deckfedern des Rückens und der Flügel braun, jede Feder weißlich besprenkelt; Rumpf und Schwanz schwarz; die Deckfedern des letztern und des Bürzels weiß; die bis zum Schwanzende reichenden Schwungfedern erster Ordnung schwarz; die Seiten blaß aschbraun; Beine und Füße schwärzlich aschfarben. Das Gefieder ist übrigens bei beiden Geschlechtern gleich gefärbt. Nach Bewick ist diese Gans ebenso häuslich und brütet ebenso leicht, ist überhaupt in jeder Beziehung ebenso werthvoll wie die gemeine Gans, übrigens aber bei weitem mehr eine Zierde des Hühnerhofs.

Auf ihren Zügen im Frühling und Herbst besuchen sie das innere Land, sowie die Küsten und großen Seen von Amerika, von den niedrigsten Breiten der Vereinigten Staaten an, bis zu den nördlichsten Gegenden, wohin britische Schiffe je gekommen sind, und noch weiter dem Pole zu. Die Engländer an der Hudsons-Bai leben größtentheils von Gänsen, und in günstigen Jahren tödten sie deren wohl an 3- bis 4000 Stück, um sie dann zum spätern Gebrauche in Fässern aufzubewahren: an einem guten Jagdtage vermag ein einziger Indianer wohl 200 Stück zu erbeuten. Der Herbstzug dauert von Mitte August bis Mitte Oktober, der Früh-

lingszug von Mitte April bis Mitte Mai. Die Federn dieser Vögel sind ein Handelsartikel und werden nach England gesendet. Ihre Nahrung besteht in zarten Wasserkräutern und in einer Seepflanze, Meerkohl genannt, sowie in Körnern und Beeren. Sie schwimmen gut, und wenn sie flügge sind, tauchen sie unter und können eine ziemliche Strecke weit so fortschwimmen. Ihr Flug ist schwerfällig und langsam, gewöhnlich in gerader Linie, oder in zwei Linien, welche in eine Spitze zusammenlaufen, nämlich so (<): in beiden Fällen führt die Vorhut stets ein alter Gänserich, der von Zeit zu Zeit seinen wohlbekannten Schrei ausstößt, der dann als Zeichen, daß Alles in bester Ordnung ist, von einigen aus dem Zuge wiederholt wird. Wenn sie sich verirrt haben oder bei nebeligem Wetter scheinen sie oft in großer Noth zu schweben, da sie dann in unregelmäßiger Richtung ziehen und für eine ziemliche Weile über derselben Gegend verbleiben, wobei sie einen fürchterlichen Lärm machen, während die Einwohner des Landes ihnen Tod und Verderben zuknallen. Die dann nur leicht verwundeten Vögel werden unschwer gezähmt, paaren sich gern mit der zahmen grauen Gans, und ihre Nachkommenschaft ist größer, als sonst, jedoch mit den vorherrschenden Abzeichen der wilden Gans.

Mit herannahendem Frühling offenbaren sich bei den gezähmten Gänsen von wilder Abkunft Symptome großer Unbehaglichkeit, indem sie oft nach oben blicken und Versuche zum Entfliehen machen. Die Jagdliebhaber nehmen daher stets eine oder zwei solcher gezähmten Gänse mit sich nach den Moorgegenden, über welche die wilden Gänse ihren Zug zu nehmen pflegen, und indem sie sich auf Schußweite verborgen halten, warten sie, bis ein solcher Zug kommt, der dann von den Lockgänsen kaum wahrgenommen wird, als diese sofort ein lautes Geschnatter erheben, bis dadurch der ganze Zug sich so weit genähert hat, daß zu einer Entladung zweier, auch oft dreier Flinten die gewünschte Gelegenheit geboten ist und damit ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet wird. Sie haben ein Gewicht von 10 bis 15 Pfund.

Außer auf dem großen Kanal von Versailles und in dem reizenden Park von Chantilly, sowie im Regents- und St. James-Park und auf dem Landsitze des Grafen von Derby zu Knowsley, hat man sie auch bereits auf mehreren irländischen Seen im gezähmten Zustande brüten sehen, sowie sie dort auch als wilde Gänse noch häufig geschossen werden. Da nun alle Thiere durch das Brüten im unfreien Zustande mit der Zeit ausarten, und die graubeinige Gans nicht leicht zu bekommen ist, so dürfte die Einführung der kanadischen Gans behufs deren Kreuzung mit der zahmen Art überall zu empfehlen sein.

Die Bohnengans.

Dieselbe ist minder schwer als die graubeinige Gans, da sie nur 5 bis 7 Pfund zu wiegen pflegt. Sie besucht im Winter häufig die britischen Inseln, auch Ireland und brütet auf den Hebriden und in den nördlichen Grafschaften Schottlands. Ihre Länge beträgt 2 Fuß 7 Zoll, die Flügelweite 4 Fuß 11 Zoll; der Schnabel, das Hauptunterscheidungszeichen dieser und der graubeinigen Art, ist klein, nahe am Ende sehr zusammengedrückt, weißlich und zuweilen blaßroth in der Mitte, sowie bläulich an der Spitze und am Ende der untern Kinnbacke; die Basis (beim Männ-

chen) durch einen Streif weißer Federn begrenzt; Kopf und Hals sind aschbraun, mit Rostfarbe untermengt; Brust und Bauch schmuzig weiß mit aschfarbenem Anflug; die Federn an den Seiten und Schultern dunkelaschfarben, mit weißem und rostfarbenem Saum; ebenso auch am Rücken; die Deckfedern des Schwanzes weiß; die kleinern Deckfedern der Flügel hellgrau, fast weiß, die mittelgroßen dunkelgrau, mit Weiß gesprenkelt; die Schwungfedern erster und zweiter Ordnung grau, mit Schwarz gesprenkelt; die Beine und Füße safrangelb, Klauen schwarz.

Während des Tages fallen die Züge auf das hochliegende Land und nähren sich dort von den zarten Keimen des Weizens, wie auch von Klee und andern Graspflanzen. In der ersten Zeit des Frühlings besuchen sie die frisch mit Bohnen und Erbsen angesäeten Felder und verschlingen gierig Alles, was sie davon zerstreut finden oder hervorwühlen können. Mit der Abenddämmerung ziehen sie sich nach dem Wasser oder einer Sanddüne, in geringer Entfernung von der Küste zurück, wo sie nach allen Seiten freie Aussicht haben und kein Feind zu ihnen unbemerkt heranschleichen kann; denn es sind ungemein wachsame Vögel, und nur durch besondere Jägerlisten ist ihnen daher auf Schußweite beizukommen. Am besten thut man, ihnen liegend da aufzupassen, wo sie ihren Morgenbesuch zur Aesung auf den Feldern zu machen pflegen.

Die ägyptische oder Cap-Gans (Fig. 5).

Man hat dieselbe oft in Gefangenschaft gehalten und aufgezogen, hat sie auch oft in der Nähe künstlicher Wässer geschossen, und sie werden daher für der Gefangenschaft entflohen gehalten; wenn wir indeß berücksichtigen, daß sie in Zügen von 80 Stück in Hampshire gesehen worden sind, daß man sie auch sonst häufig in England, Schottland und Ireland antrifft, so müssen wir annehmen, daß sie aus Afrika zu uns gekommen seien. In der That ist das nördliche Afrika ihre Heimath. Dort leben sie über die Hälfte des Festlandes zerstreut und finden sich besonders zahlreich an den Ufern des Nils; auch die südlichen Küstengegenden Europa's werden von ihnen besucht, und in Sicilien sieht man sie häufig. Sie bildeten einen Theil der Hieroglyphen der alten Aegyptier, sowie eine Lieblingsnahrung für die Priester; auch galten ihre Eier für ungemein wohlschmekkend. Ihr schönes Ansehen trägt zur Zierde von Parkgewässern außerordentlich viel bei; auch brüten sie da leicht, und die Jungen, wenn flügge geworden, fliegen oft ins Weite und werden dann häufig geschossen. Uebrigens ist die Lebensweise dieser Gänse der ihrer andern Gattungsverwandten vollkommen gleich.

Der Schnabel dieser Gans ist lang, dünn und fast gerade, an der Spitze abgerundet; die obere Kinnlade ist leicht gekrümmt und die Spitze (nail) gebogen; die Basis des Schnabels und ein die Augen umgebender Raum ist kastanienbraun; die Wangen, Scheitel, Kinn und Kehle gelblichweiß; der Hals gelblichbraun, am Vordertheile blässer und am Rücken röthlichbraun; der obere Theil des Rückens, die Brust und die Flanken blaß gelblichbraun, mit einer dunklern Färbung sehr klein gewellt oder moirirt; die Mitte der Brust und des Bauchs fast weiß, mit einem kastanienbraunen Fleck da, wo diese beiden Theile zusammengrenzen; Bürzel und untere Schwanzdeckfedern orangegelb; Unterrücken, Rumpf, obere Schwanz-

deckfedern, sowie der Schwanz selbst, schwarz; Flügel, bis an die größern Deckfedern rein weiß, die letztern jedoch mit einem tiefen schwarzen Streif nahe an der Spitze; die Schulter-, sowie die Schwungfedern dritter Ordnung kastanienbraunroth, an der innern Fahne graulichbraun; die Schwungfedern zweiter Ordnung an der Spitze schwarz und an der äußern Fahne glänzend, ins Grüne schillernd; Hauptschwungfedern schwarz; Fußgelenk mit einem blatterartigen Vorsprung. In der Brutzeit sind sie streitsüchtig und ihre Trennung von dem andern Wassergeflügel daher dann anzurathen.

Die weißstirnige Gans,

auch Lachgans von einigen Autoren genannt, ist die nächste Verwandte der graubeinigen und Bohnen-Gans und ein gewöhnlicher Winterbesuch auf den britischen Inseln. Sie wird weiter landwärts als die vorhergehende gefunden, nährt sich von jungem Korn oder Gras und besucht auch häufig die Rübenfelder. Diese Gänse bewohnen sowohl Europa als Amerika, sind eben nicht scheu, kommen in Zügen von 30 und 40 Stück und geben einen herrlichen Braten ab. Ihr Hauptkennzeichen besteht darin, daß der Vorderkopf oder die Basis des Schnabels gelblichweiß ist, welche die Färbung von der des Kopfes durch eine allmälig in dieselbe übergehende dunklere Linie sich abgrenzt. Der Schnabel ist blaßgelb, an der Spitze weiß.

Die rothbrüstige Gans.

Sie gilt für eine seltene Varietät der britischen Gänse. Ihr vorzüglichstes Unterscheidungsmerkmal ist die schwarze Färbung eines an Vorderhals, Kinn und Kehle herablaufenden Streifens, der sich nach dem Auge aufwärts zieht; zwischen dem Schnabel und dem Auge ist ein großer weißer Fleck; hinter dem Auge und um dasselbe herum ein dergleichen von orangebrauner Farbe; die Vorderseite des untern Theils des Halses und der Brust schön orangebraun, die letztere noch mit einem schwarzen und einem weißen Streifen bezeichnet; Schnabel röthlichbraun mit schwarzer Spitze; Beine schwärzlichbraun mit einem röthlichen Schimmer.

Die Bernickel-Gans (Fig. 6)

ist in den hohen nördlichen Breiten sowohl Europa's als Amerika's zu Hause und zieht im Herbste südwärts. Die britischen Inseln besucht sie zur Winterszeit und findet sich besonders häufig an der Küste von Lancashire und im Solway-Frith. Es sind scheue, wachsame Vögel, denen man nur unter Anwendung der größten Behutsamkeit und List sich nähern kann. Sie kommen häufig auf die überschwemmten Moorgründe, nähren sich von den an der Meeresküste wachsenden Gräsern, den grünen Blättern verschiedener Algen und vorzüglich von Wassereppich.

Diese Gans brütet auf Island, Spitzbergen, Grönland, Lappland, im nördlichen Rußland und Sibirien, sowie in der Nachbarschaft der Hudsons-Bai. Sie macht eine hübsche Figur und steht, wegen der Länge ihrer Fußwurzelknochen, hoch auf den Beinen. Ihr Fleisch ist von höchst vortrefflichem Geschmack.

Sie hat ein Gewicht von etwa 4 Pfund. Der Schnabel ist schwarz, mit einem röthlichen Streifen an beiden Seiten; Wangen und Kehle, mit Ausnahme eines schwarzen Strichs vom Auge bis zum Schnabel, weiß; Kopf, Hals und Schultern schwarz; Rücken blau, grau, schwarz und weiß marmorirt; Schwanz schwarz, die untern Theile weiß; Beine schwärzlich. Diese Gänse entfernen sich ungern aus der Nähe des Meeres, werden daher nur selten im Inlande gefunden, und sind in manchen Jahren im nördlichen Ireland so ungemein zahlreich, daß sie, von ihrem Lager auffliegend, oft die Luft verdunkeln.

Die Brentgans.

Obgleich in Gestalt, Haltung, Farbe, Größe und Ansehen von der vorigen ganz verschieden, ist sie doch häufig mit ihr verwechselt worden. Sie ist viel kleiner als die Bernickelgans, steht niedrig auf den Fußwurzeln; Kopf, Hals und oberer Theil der Brust sind dunkelschwarz, an den Seiten des Halses ein ununterbrochener weißer Fleck; Rücken, Schultern, Rumpf und untere Theile bis zu den Füßen gewürznelkenbraun, an den letzteren blässer, jede Feder an den Spitzen und Seiten mit lichterer Schattirung; Seitenfedern weißgesprenkelt; Bürzel, obere und untere Schwanzdeckfedern, deren letztere über den Schwanz hinausreichen, rein weiß; Schwanz gewürznelkenbraun; Schwungfedern erster und zweiter Ordnung schwärzlichbraun; Schnabel, Beine und Füße schwarz. Die beiden Geschlechter weichen im Gefieder nicht sehr von einander ab.

Diese Gänse kommen im Winter nach Großbritannien und finden sich überaus zahlreich an der östlichen Küste Englands, sowie an der südlichen und östlichen Küste Irelands. Zur Zeit der Ebbe gehen sie ihrer Nahrung von Seepflanzen nach. Sie sind ungemein wachsam und sollen Nachts noch am besten zu schießen sein, indem man sich in der Richtung ihres Zuges auf den Anstand legt oder in einem flachen Boote längs der Küste hinfährt.

Der geographische Zug der Brentgans ist nordwärts. Sie findet sich auch auf den Shetlands und im nördlichen Europa, auf Island, um die Hudsons-Bai, in Grönland und auf Nova Zembla, wo sie auch brüten soll.

Die große chinesische Gans oder die Hongkong-Gans (Fig. 7).

Diese ist vielleicht die größte Art ihrer Gattung und seit etwa 10—12 Jahren bekannter geworden, gegenwärtig aber schon mehr verbreitet. Sie gelangte nämlich aus China auf Betrieb der Ornithologischen Gesellschaft zuerst nach London und hat sich ungemein fruchtbar erwiesen, indem sie zu allen Zeiten des Jahres brütet und sich zu bedeutendem Vortheil mit unserer einheimischen Gans kreuzen läßt. Gewöhnlich sind ihre Jungen um Weihnachten für die Tafel geeignet und gesucht. Wie alle asiatischen Gänse, ist auch sie mit hornigen Knorren zwischen Schnabel und Vorkopf versehen. Ihre vorherrschende Färbung ist grau mit einem hinten am Halse herablaufenden braunen Längsstreifen; Bauch weiß; Füße fleischfarben. Ein ihr einigermaßen ähnlicher Vogel ist uns bereits lange als polnische Gans

bekannt gewesen, welche ihr aber in Größe und Ansehen bedeutend nachsteht.

Die weiße chinesische Gans oder die Schwanengans

isi eine schöne Varietät, die der vorigen auch hinsichtlich der Größe zunächst steht und sich unter allen Gänsen dem Schwan am meisten nähert. Sie ist schneeweiß, hat den Schnabelhöcker, dabei orangefarbene Beine und dient so den Gewässern zu einer wahren Zierde. Sie ist ebenso abgehärtet und fruchtbar wie die vorige Art, und ihr weißes Gefieder liefert vortreffliches Bettfüllsel.

Die schwarzbeinige chinesische Gans

ist etwas kleiner als die vorige; ihre Abzeichen ähneln übrigens denen der Hongkong-Gans, nur ist der Knorren im Verhältniß zur Größe des Vogels, noch ansehnlicher, auch ihre Haltung noch gerader aufgerichtet, und ihre Beine sind, wie schon ihr Name andeutet, schwarz. Sie nimmt sich zwar auf dem Wasser ebenfalls schön aus, indeß verdient doch hinsichtlich des Nutzens und der Kreuzung mit andern Gänsen die vorige große Varietät den Vorzug.

Die chinesische Zwerggans

besitzt alle Charaktere und das ganze Ansehen der schwarzbeinigen Gänse, ist aber vielleicht eine der kleinsten Gänse, die jemals nach Großbritannien eingeführt wurden. Die dahin gebrachten Exemplare dieser Zwerggans sind übrigens noch sehr selten, haben die Größe der Rouener Ente, aber eine aufrechte Haltung und sind überhaupt ein vollständiges Miniaturbild der schwarzbeinigen Gans, mit demselben hornigen Vorsprung zwischen Schnabel und Schädel.

Herr Nolan erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß er eine Haut von einer Gans aus Neu-Südwales besessen habe, die nicht so groß als eine Kriechente gewesen sei; aber im lebenden Zustande sei eine solche Gans, seines Wissens, noch nie nach Europa gelangt.

Die stachelflüglige Gans.

Dieselbe besucht Europa sehr selten. Sie hat einen scharfen, hornigen Stachel an dem obern Flügelgelenk, ist in Afrika zu Hause und ähnelt einer dunkelgefärbten Moschusgans, mit dem rothen Fleischknorren am Kopf, steht aber viel aufrechter auf den Beinen. Der fleischige Vorsprung, welcher zwischen der Schnabelbasis und dem Vorkopf sitzt, nimmt mit dem Alter an Größe zu. Ein schönes Exemplar dieser Gans befand sich Jahre lang in dem zoologischen Garten des Phönix-Parkes zu Dublin.

Die Cereopsis-Gans (Fig. 8).

Diese Gans, vor geraumer Zeit aus Neuholland nach Großbritannien eingeführt, hat bereits mehrfach gebrütet, und es befinden sich auch schon

mehrere Exemplare in dem Besitze der Londoner und anderer zoologischer Gesellschaften. Sie hat etwa die Größe unserer gemeinen Gans, welcher sie auch in den allgemeinen Formen ziemlich gleicht. Bis auf einen mattweißen breiten Fleck auf dem Scheitel des Kopfes ist das übrige Gefieder dunkelgrau, und zwar dunkler an den oberen Theilen als an den untern, wobei zugleich die Enden der Federn des Rückens heller gebändert, sowie die meisten der Flügeldeckfedern und der Schwungfedern zweiter Ordnung mit runden schwärzlichen Flecken gezeichnet sind; an den Federn des Rükkens und der Schultern sind die Flecken größer, nehmen eine winkelige oder halbmondförmige Gestalt an und nähern sich so fast ganz der allgemeinen Färbung des Gefieders; die Schwungfedern, sowohl der Flügel als des Schwanzes, sind dem größern Theil ihrer Längen nach dunkelschwarz; das nackte Ende des Schnabels ist schwarz; die sich breit ausdehnende Wachshaut von heller Stroh- oder Citronenfarbe; die Augensterne hell haselnußbraun; der nackte Theil der Beine röthlich-orange; die Zehen, nebst ihrer Schwimmhaut und den Klauen, sowie ein in geringer Länge an der Vorderseite der Beine aufsteigender Streifen, schwarz. Sie ist in einigen Theilen Neuhollands überaus zahlreich, besonders um das Cap Barren (das unfruchtbare Vorgebirge) in der Baßstraße herum, daher man sie wohl auch Cap-Barren-Gans nennt. Im Naturzustande ähnelt sie in ihrer Lebensweise den wilden Gänsen der nördlichen Hemisphäre und ist mehr oder weniger ein Zugvogel, indem man sie in manchen Jahren bei weitem zahlreicher zu sehen bekommt, als in den andern. Sie ist auch keineswegs so scheu wie unsere nördlichen Gänse, vielmehr ließen sie sich, als man sie zuerst sah, zum Theil sogar mit der Hand greifen, andere sich mit Stöcken niederschlagen, und nur einige nahmen die Flucht. Ihr Fleisch hat sich als vortrefflich erwiesen. Uebrigens nährt sich diese Gans ebenfalls von Körnern und Gräsern und wird 7 bis 10 Pfund schwer.

II. Ausländische Enten.

Um als Uebergang von den Gänsen zu den Enten zu dienen, folgt hiernächst die Beschreibung eines Vogels, der von den einen Naturforschern zu Jenen, von Andern zu Diesen gerechnet wird, nämlich

der Brandgans oder Muschelente (Anas tadorna). (Fig. 9).

Mag nun dieser Vogel, wegen seines Schnabelknorrens, den Gänsen, oder wegen des Spiegels oder Schönheitsflecks auf dem Flügel den Enten angehören, so muß er doch wohl unbestritten als der größte Elegant unter unserem Wassergeflügel gelten, da er das schönste und gleichsam geputzteste unter allen Thieren dieses Geschlechtes ist. Das Männchen desselben wiegt 2 Pfund 10 Unzen; seine Länge beträgt 2 Fuß, die Flügelweite $3\frac{1}{2}$ Fuß. Der Schnabel ist glänzend roth, an der Basis zu einem Knorren aufschwellend, der im Frühjahr am stärksten hervortritt; Kopf und oberer Theil des Halses sind schön schwärzlichgrün, während der untere Theil

des letztern weiß ist; die Brust und den Obertheil des Rückens ziert ein breites, glänzend kastanienbraunes Band; die Deckfedern der Flügel und die Mitte des Rückens sind weiß; die nächsten Schulterfedern schwarz, die andern weiß; die größeren Schwungfedern sind schwarz; die äußere Fahne der zunächst befindlichen ist schön grün, die der drei folgenden orange; die Deckfedern des Schwanzes sind weiß, ebenso auch der Schwanz selbst, dieser jedoch, mit Ausnahme der zwei äußersten Federn, zugleich schwarz besprenkelt; der Bauch weiß, aber längshin durch eine schwarze Linie getheilt; die Beine blaß fleischfarben. Sie sind im nördlichen Europa und Asien zu Hause, finden sich aber auch in Japan. Man darf sie mit zu den einheimischen Vögeln Großbritanniens zählen, da sie an verschiedenen Küsten dieses Landes brütet und dort zu allen Zeiten des Jahres gesehen wird, gewöhnlich aber nur in der Nähe des Meeres und am zahlreichsten im Winter. Diese Art sucht sich Kaninchenbaue längs der Küste zu ihrem Brütungsorte, und hat sie einen solchen verlassen gefunden, so bereitet sie sich darin ein Nest von dürrem Gras und füttert es mit den weichen Dunenfedern aus, die sie ihrer eigenen Brust entnommen hat. Dieses Nest befindet sich zuweilen 10 bis 12 Fuß vom Eingange des Baues; wo sich aber ein dergleichen Unterkommen nicht darbietet, da behilft sie sich auch mit einem Felsen- oder Uferspalte. Der Eier, vom reinsten Weiß, sind 10 oder 12 an der Zahl. Während der Brütezeit, welche 30 Tage dauert, hält das Männchen Wache und löst auch das Weibchen ab für die Zeit, daß dieses nach Nahrung ausgeht; auch werden die Jungen zuweilen von den Alten im Schnabel nach der See getragen. Sie kommen an ihren gewöhnlichen Brüteplätzen zu Anfang März an, und sobald die Jungen flügge geworden, etwa um die Mitte Mai's, verlassen diese den Ort ihrer Geburt und ziehen der offenen See zu. Sie finden sich, wie bereits erwähnt, überall in England und Ireland, wo die Oertlichkeiten ihr Brüten begünstigen, und selbst bis in den Norden von Schottland hinauf und auf den Orkneys, sowie an den meisten andern Küsten Europa's. Sie gewöhnen sich leicht an einen beschränkten Aufenthalt, da wo sie Zugang zu einem Wasser haben, und bilden dann eine sehr hübsche Zierde für dasselbe; brüten aber nicht gern unter solchem Zwange. Indeß haben sowohl die Gartenbau- als die Zoologische Gesellschaft sie zum Brüten gebracht, und auch dem Herrn Trumble, in der Grafschaft Dublin, ist es darin mehrere Jahre lang geglückt. Die jungen Vögel haben nicht die glänzende Färbung oder die entschiedenen Abzeichen der Alten; die kastanienbraunen Farben sind mehr schwärzlichbraun, und das Weiße ist grau gewölkt.

Auch die röthliche Muschelente ist in der Nähe von Dublin geschossen worden.

Die gemeine wilde Ente.

Sie ist noch immer in großer Anzahl über alle britischen Inseln und die meisten deutschen Länder verbreitet; indeß hat das zunehmende Austrocknen und Urbarmachen von Ländereien ihre Schaar bedeutend verringert, und das Ergebniß der Entenfänge in den Mooren, das früher denen, die sich damit abgaben, einen artigen Gewinn brachte, hat beträchtlich abgenommen. Die wilden Enten, die sich besonders durch die gekräuselten Schwanzfedern charakterisiren, sind, unseren zahmen gleichend, über die nörd-

lichen und gemäßigten Länder Europas, Asiens und Amerikas verbreitet, und erscheinen überall als Zugvögel; obgleich sie aber in unzähliger Menge in vielen Gegenden brüten, ist ihr Haupt-Rendezvous doch in den höhern Breiten, von woher beim Herannahen des Winters ungeheure Züge ihren Weg südwärts nehmen und dort die Sümpfe, Seen und Flüsse besuchen, um dann zeitig im Frühling wieder nordwärts zu ziehen, oder sich paarweise abzusondern und so zum Theil jene gewohnteren sommerlichen Lokalitäten aufzugeben. Diese ziehen sich nun nach einsam gelegenen Teichen oder Wassergräben und begeben sich von da auf höher gelegenes Waideland, wo gewöhnlich das Nest bereitet wird, fast niemals aber in der unmittelbaren Nähe des großen oder allgemeinen Stelldicheins, zu welchem die Jungen jedoch bald nach dem Ausbrüten geführt werden. Zuweilen ändern sie auch ihre Nestörter, indem man sie sogar auf der Höhe vorspringender Felsen nisten gesehen hat; auch erwähnt Herr Selby des Falles, daß eine wilde Ente ihre Eier in einem verlassenen Krähenneste, 30 Fuß über der Erde, ausbrütete. Herr Nolan, seinerseits, sah eine halbzahme Ente ihr Nest auf dem Gipfel eines Heuschobers bauen, dort ihre Jungen ausbrüten und nachher sicher herabbringen. Das Nest besteht in der Regel aus dürrem Gras oder sonstiger vegetabilischer Substanz und ist mit Dunenfedern von der Brust der Alten warm ausgefüttert.

Gegen die Mitte des Sommers erfährt das Gefieder des Männchens einen merkwürdigen Wechsel und nähert sich in der Färbung dem des Weibchens. Mit der Herbstmauser bekommt der Entrich aber sein schönes Kleid zurück, welche Veränderung sich bei seinen zahmen Gattungsverwandten in solchem Grade nicht bemerklich macht. An der Meeresküste sieht man sie stets in beträchtlicher Menge während des Winters und bei strenger Witterung. In einigen Gegenden Amerikas kennt man sie nicht; dagegen wimmelt es in den Floridas zu Zeiten so von ihnen, daß sie oft beim Auffliegen von einer weiten, überschwemmten Savanne die Luft verfinstern und das dadurch verursachte Geräusch dem Rollen des Donners gleicht.

Das Weibchen ist nicht so groß, von rostbrauner Färbung mit dunkelschwarzen Flecken; der Spiegel auf den Flügeln ist wie beim Männchen, aber keine der Schwanzfedern gekräuselt. Die Beine sind bei beiden Geschlechtern orangefarben.

Die Lockente.

Diese Ente, eine kleine Abart der zahmen, ist besonders dem Schreien zugethan; sowie sie einen fliegenden Vogel sieht, schreit sie sofort laut, gleichsam um ihn zur Umkehr zu bewegen. Sie hat die Färbung der wilden Enten, mischt sich unter dieselben und wird dazu angelernt, sie in die Netze zu locken und, wenn diese darin, zu verlassen. (Siehe im Anhange: über den Entenfang). Sie ist zuweilen weiß gefärbt oder weiß gefleckt, was den Entenjägern lieber ist, da sie sich dann besser von ihren wilden Gesellschaftern unterscheiden lassen, ein Umstand von nicht geringer Wichtigkeit, weil gut dressirte Lockenten für den Entenfänger überaus werthvoll sind. Häufig werden sie auch von Solchen, welche viel Wassergeflügel halten, dazu gebraucht, diese ihre Genossen am Sichverirren zu verhindern, und wenn sie ja einmal auf Abwegen sind, sie wieder herbeizurufen. In Ireland giebt es viele Entenfänge, besonders im Norden dieser Insel, auch

in Baden und dem nördlichen Frankreich, wo sie zu Quellen großen Gewinnes werden.

Die zahme (britische) Ente

kann hinsichtlich der Abstammung mit Leichtigkeit auf die wilde Art zurückgeführt werden, da sämmtliche gezähmte Varietäten ebenfalls den gekräuselten Schwanz besitzen, ein Abzeichen, das unter den wilden Arten der sogenannten gemeinen wilden eigenthümlich ist. Es hält auch in der That nicht schwer, die gemeine wilde Ente überall zum Brüten zu bringen. Herr Nolan hat sie mitten in dem Gelärm eines kleinen Gartens, in demselben Gehege mit andern Wasservögeln, sich reichlich vermehren sehen, und sie dürften sogar vielleicht bessere Mütter abgeben, als die ganz zahmen Enten. Derselbe hat auch gefunden, daß sie sich leicht zähmen lassen, und daß eine gelegentliche Kreuzung den Wohlgeschmack des Fleisches der zahmen Ente noch erhöht. Montague äußert bei Beschreibung der großen zahmen Ente, welche er die Rouener Ente nennt: „Es sind nur halbgezähmte Enten, welche die, Privatleuten gehörigen, Kanäle und Gewässer, wenn sie gefroren sind, zu verlassen sich gemüssigt sehen.“ Herr Nolan hatte einen zahmen Enterich, der sich mit der spitzschwänzigen Ente paarte und ihr die größte Zuneigung bewies; er war aber nicht so glücklich, sie zum Brüten zu bringen.

Die Rouener Ente (Fig. 10),

eine große Varietät, welche ursprünglich aus Frankreich stammt, dunkleres und pikanter schmeckendes Fleisch als die britischen Enten hat und daher von Manchen diesen weit vorgezogen wird. Sie ist sehr fruchtbar; man weiß von einer Ente, daß sie im Herbst 46 Nächte nacheinander gelegt hat, und daß sie darin dann noch eine um die andere Nacht fortgefahren ist. Diese Entenart hat in der Regel eine dunklere Färbung.

Das Gefieder ist bei der Ente braun wie bei der deutschen Ente, beim Entrich ebenso bunt mit glänzend grünem Halse. Die Rouen-Ente ist bedeutend größer als die gewöhnliche deutsche Ente und findet immer allgemeinere Verbreitung.

Die schwedische Ente

in Größe der Rouen gleich, sehr fruchtbar und leicht mästend; hat ein hellblaugraues Gefieder mit weißer Brust und Unterleib, ist in mehreren Gegenden Deutschlands so beliebt, daß sie vorzugsweise gezüchtet wird.

Die Aylesbury-Ente (Fig. 11)

ist eine große und schöne Varietät, die auch keiner anderen hinsichtlich der leichten Fortpflanzung nachsteht. Sie ist dabei nicht nur ergiebig an besonders weißen und weichen Federn, sondern ihre weiße Haut bedeckt auch ein delikates, saftiges Fleisch; daher sie denn, auf den Markt gebracht, stets einen guten Preis davonträgt. Blendend weiß von Gefieder, mit blaßrosa Schnabel, verdient sie weitere Verbreitung.

Die holländische hakenschnäbelige Ente

ist zuweilen gefärbt, häufig aber auch weiß, mitunter auch beides, und trägt eine Haube. Sie soll zwar fruchtbarer als die gewöhnlichen Arten sein; indeß wird sie doch in den Sammlungen von Wassergeflügel mehr der Mannichfaltigkeit als der Nützlichkeit wegen gehalten, da sie kleiner als unsere verbesserten Arten ist. Der Schnabel dieser Ente zeigt eine bedeutende Krümmung nach unten.

Die Pinguin-Ente

ward von Bombay, wo sie die gezähmte Landesart ist, nach Großbritannien gebracht. Man hält sie mehr der Kuriosität wegen als zur Zierde; ihre Färbung ist ein schmutziges Dunkelbraun, und ihre Beine stehen weiter nach hinten, als bei den andern Arten, daher sie genöthigt ist, sich fast gerade aufrecht zu halten, wenn sie sich auf dem Lande zu einer schnellen Bewegung anschickt.

Die schwarze Ente,

welche von der Londoner zoologischen Gesellschaft aus Buenos Ayres eingeführt worden, ist eine sehr schöne, zahme Art. Sie besitzt ein völlig schwarzes Gewand, von einem herrlichen grünen und purpurnen Metallschimmer. Ein auffallender Umstand ist der, daß diese Enten gelegentlich eine Anzahl weißer Federn abwerfen; auch kommt es häufig vor, daß sie sich ganz weiß mausern. Eine andere Sonderbarkeit besteht darin, daß ihre Eier zu Anfang der Legezeit schwarz gefärbt sind, wo sich jedoch der färbende Stoff dann leicht beseitigen läßt; bei fortgesetztem Legen nehmen die Eier nach und nach immer mehr die Färbung der gewöhnlichen Enteneier an.

Die Hauben-Enten

sind zuweilen sehr hübsch, aber die Hauben scheinen nicht einer besonderen Varietät anzugehören: denn Nolan hat sowohl die weiße Aylesbury- als die holländische hakenschnäbelige Ente damit gesehen; auch versichert er, Hauben tragende Enten und Enteriche gesehen zu haben, deren junge Brut vollkommen glattköpfig war.

Die Moschus- oder Bisam-Ente

ist in Südamerika zu Hause, wo sie sowohl in wildem als zahmem Zustande gefunden wird. Sie bildet eine von unserer gemeinen Ente durchaus verschiedene Art. Ihre Wangen bedeckt eine rothe, drüsige Haut, welche sich bis hinter die Augen ausdehnt; auch ist sie mit einem Kamme versehen. Sie giebt einen Moschusgeruch von sich, wie schon ihr Name anzeigt. Das Weibchen ist bei weitem kleiner, als das Männchen. Im wilden Zustande findet man sie nur von dunkelbräunlichschwarzer Färbung, von allen Farben dagegen im gezähmten. Das Männchen begattet sich

leicht mit unserer gemeinen Ente und erzeugt so eine Bastardart; auch die umgekehrte Kreuzung soll guten Erfolg gehabt haben. Der Bisam-Enterich ist übrigens ein unleidlicher Gesellschafter in einem Geflügelhofe, da er häufig weder Enten noch anderes Federvieh in Ruhe läßt; auch geht diese Art weniger gerne auf das Wasser und zieht jedenfalls kleine Dümpfel einem reinlichen Gewässer vor. Zuweilen fliegen sie wie Tauben auf und gefallen sich, hoch auf einem Hause, Gemäuer oder Baume zu sitzen; auch schlafen sie stets, gleich den Hühnern, auf Stangen. Sie sind gefräßig und auch nichts weniger als ekelig. Ihre Eier haben mit denen der gemeinen Enten viel Aehnlichkeit; die Brütezeit dauert bei ihnen fünf Wochen, doch kommen ihre Jungen nur langsam zur Reife. Das Fleisch dieser Enten soll, solange sie sich noch nicht gemausert haben, köstlich schmecken; später wird es zähe, scharf schmeckend und grob.

Die Löffelente (Fig. 12)

ist eine sehr schöne Art Wassergeflügel, und ihr Fleisch von ausgezeichnet gutem Geschmack. Sie ist kleiner als die gemeine wilde Ende und wird in Großbritannien nicht eben so zahlreich gefunden, doch aber in England, Ireland und Schottland, wo sie zuweilen brütet, mehr indeß nur ihren Winterbesuch macht, nicht so gar selten geschossen und gefangen. In Holland findet sie sich viel häufiger. Wilson beschreibt sie als ein in Amerika gemeines Geflügel; ihr Aufenthalt erstreckt sich aber auch nach Afrika. Sie ist mit einem Apparat feiner, langer, hechelartiger Zähne versehen, durch welche sie ihre Nahrung zieht, welche hauptsächlich in Insekten, Würmern und Larven besteht, daher sie denn auch in einem Gehege, wo es an solcher Nahrung mangelt, nicht wohl gedeiht. Der Schnabel dieser schönen Art ist schwarz und breitet sich gegen das Ende hin weit aus; Kopf und Hals erscheinen, je nach dem Lichte, worin man sie sieht, bald braun, bald schön grün, und zwar zeigen der vor den Augen liegende Theil, der Scheitel und die Kehle den mindest glänzenden Reflex; die unteren Theile des Halses, die Brust- und Schulterfedern, sowie die Seiten des Rumpfes sind rein weiß; die schwärzlichbraune Färbung des Rückens geht auf dem Rumpfe und den obern Schwanzdeckfedern allmälig ins Grünliche über; die Flügel bis zu den großen Deckfedern derselben sind, sowie die äußeren Fahnen der großen Schulterfedern, graulichblau; die letztgenannten Federn haben eine merkwürdige Form, indem die innere weiße Fahne derselben über die äußere hinaus in eine schmale Spitze ausläuft. Die unteren Schulterfedern sind schwärzlichgrün; die Tüpfel längs den Schäften hin, auf einem schmalen Raume, weiß; die kleinern Deckfedern gewürznelkenbraun, mit weißem Getüpfel, die der zweiten Ordnung glänzend grün; Bauch, Bürzel und Weichen kastanienbraun; untere Schwanzfedern glänzend schwärzlichgrün; Schwanz gewürznelkenbraun, mit blassen Rändern; Beine orangeroth. Uebrigens zeigt das Gefieder dieser Ente, wie bei den andern, periodische Wechsel, indem der männliche Vogel zu manchen Zeiten die Färbung des Weibchens annimmt, welches, der gemeinen wilden Ente in dieser Beziehung sehr ähnlich, oben fahlbraun, an den unteren Theilen blaß gelblichbraun gefärbt ist, auch einen Spiegel von weniger lebhafter Färbung als das Männchen hat. Das Gewicht der Löffelente beträgt etwa 22 Unzen.

Die Harlekin-Ente

ist ebenfalls ein sehr schöner Wasservogel, der kaum jemals Europa besucht, in Amerika aber sich Wilson, Audubon und Buonaparte bekannt gemacht hat. Man fand sie brütend in der Fundy-Bai, unter Buschwerk, wenige Yards über dem Wasser; in Newfoundland und Labrador aber wird sie auch häufig an den großen Binnenseen, und zwar an den Ufern derselben, bei der gleichen Verrichtung gesehen. Die Färbung ihres Gefieders kontrastirt schön mit schwarzen und weißen Streifen, welche durch eine Mischung von Kastanienroth und Grau mit einander harmoniren. Die Schwungfedern zweiter Ordnung sind schwarz und wie der Spiegel indigoblau glänzend; die Hauptschwungfedern bräunlichschwarz. Schottland und die Orkney-Inseln dienen dieser Ente als Lieblingsaufenthalt. Herr Yarrell erwähnt indeß, auf dem Londoner Markt zwei Exemplare gekauft zu haben, welche in Cheshire geschossen worden waren.

Die Gadwall-Ente.

Obgleich in Holland sehr zahlreich, findet man sie doch kaum jemals in Großbritannien; Irland wird im Winter zwar von ihr besucht, aber nur spärlich; sie brütet in den hohen, nördlichen Breiten Europas, Asiens und Amerikas nnd ist übrigens eine Süßwasser-Ente, da man sie an der Meeresküste nur selten antrifft. Ihre Nahrung besteht in Insekten und ihren Larven, Süßwasser-Mollusken, kleinen Fischen, Wasserpflanzen und Körnern aller Art. Ihr Fleisch steht in hoher Achtung. Die Färbung ihres Gefieders ist bescheiden, braun, grau, weiß oder schwärzlichbraun, mit einem weißen, vorn schwarz geränderten Spiegel; Schnabel bräunlichschwarz; Beine orangefarben. Das Weibchen ist noch weniger glänzend gefärbt, als das Männchen, hat etwa die Gestalt einer Speckente, ist aber länger und kleiner, als diese.

Die rothköpfige Taucherente,

oder dun-diver der britischen Autoren, findet sich während der Wintermonate fast überall in Großbritannien und brütet auch sowohl in England als in Holland. In Nordamerika, namentlich in den Staaten Illinois, Indiana, Ohio und Kentucky, sieht man sie schaarenweise. Sie taucht nach ihrer Nahrung, bestehend in Kaulquappen und Eidechsen, frißt aber auch Gras, Körner, Bucheckern und Eicheln. Kopf und Hals dieser Ende sind schön kastanienbraun gefärbt, das nach der Brust in ein dunkles Bräunlichschwarz übergeht; Rumpf, Schwanz und Bürzel schwarz; der übrige Körper von einem zarten Blaßgrau, mit winzigen schwärzlichgrauen Wellen überzogen. Für die Tafel wird sie sehr geschätzt.

Die langschwänzige Ente (Fig. 13)

ist zwar keine sehr zahlreiche britische Art, findet sich aber doch während des Winters in den meisten Gegenden Englands und Irlands; häufiger noch in Schottland, besonders im nördlichen Theile dieses Landes. Sie

brütet in Norwegen, Dänemark, Schweden, Island u. s. w. Audubon sah sie brütend in Labrador, an den Süßwasserseen. Sie hat etwa die Größe der Pfeifente. Der Schnabel ist schwarz; gegen die Mitte hin und quer über die Spitze orangefarben; Augensterne roth; Vordertheil und Seiten des Kopfes röthlichgrau; auf jeder Seite des Halses, gerade unterhalb des Kopfes, ein ovaler schwarzer Fleck; Hintertheil des Kopfes und Kehle, sowie die übrigen Theile des Halses und die Brust, weiß; Rücken und Rumpf schwarz; die Seiten der oberen Schwanzdeckfedern weiß, die Mitte schwarz; Bauch und Bürzel weiß; die Schulterfedern weiß, lang und spitz zulaufend; die Flügel der Hauptfärbung nach schwarz mit einer Mischung von Kastanienbraun; die vier mittleren Schwanzfedern sind schwarz, die andern weiß; die zwei mittelsten sind schmal und überragen die andern um 3½ Zoll; Beine dunkelroth; Klauen schwarz. Die Dunenfedern dieser Ente sollen denen der Eidergans an Güte gleichkommen.

Die sammetschwarze oder große schwarze Ente

ist ein Seevogel und ein Winterbesucher der Britischen Küsten, häufiger aber noch im Norden des Landes und im Winter sogar ganz gemein auf den Orkney-Inseln. In Amerika findet man sie als Zugvogel, und sie brütet dort unter niedrigem Gesträuch in der Nähe des Meeres. Das Gefieder ist durchgehends von einem dunkeln Sammetschwarz, mit Ausnahme eines weißen Flecks an dem untern Augenlide, welcher bis hinter das Auge reicht; die Basis und die Seitenränder des Schnabels sind schwarz, die anderen Theile glänzend opermentartig orangefarben; die Innenseite der Fußwurzel karminroth; die Zehen orangeroth, die Schwimmhäute schwarz. Das Gefieder des Weibchens ist bräunlichschwarz, und die Jungen sind im ersten Jahre der Mutter ähnlich gefärbt.

Die gemeine schwarze Ente

läßt sich nicht so leicht nahe kommen, wie die vorige, da sie sehr scheu ist, und entschlüpft auch gewöhnlich noch durch Untertauchen; übrigens ist sie auch in Großbritannien nicht zahlreich, an den Küsten des Festlandes dagegen gemein. Zwar kleiner als die sammetschwarze Ente, ähnelt sie ihr doch einigermaßen in der Gestalt, nur ist der Schwanz mehr keilförmig und länger. An dem ganzen Vogel ist nicht ein weißes Fleckchen; die Federn des Kopfes und Halses sind fein verlängert und zeigen einen reichen Indigoglanz; das übrige Gefieder ist dunkelschwarz; die erste Schwungfeder stark ausgezackt; der Schnabel schwarz, Fußwurzeln und Füße schwärzlichroth. Das Weibchen hat eine schwärzlichbraune Färbung, welche unterhalb bläſſer ist.

Die spitzschwänzige Ente oder der Wasserfasan (Fig. 14)

besucht im Winter unsere Binnenseen und Moore in Gesellschaft der gemeinen wilden, der Speck- und der Kriechente, und läßt sich leicht zähmen; indeß hat Herr Nolan selbst sie niemals brüten gesehen, und obgleich er Männchen und Weibchen zusammen auf demselben Wasser hatte, sah er

doch letzteres die Liebkosungen eines weißen hakenschnäbeligen Enterichs denen des eigenen Männchens vorziehen, und beide Theile wurden so innigst mit einander vertraut, daß sie zu trennen unmöglich war. Auch hat man bereits Bastarde von diesem Vogel und der wilden Ente geschossen, sowie man ihn ebenfalls mit der Pfeifente zusammen brüten gesehen hat.

Sie wird von Wilson und Audubon als ein in Amerika heimischer Vogel beschrieben. Auf dem Missisippi-Strome ist sie ungemein zahlreich, von wo sie die Holzungen nach Buchecken, ihrem Lieblingsfutter, besucht. In Europa läßt sie sich besonders häufig in Holland, Frankreich, Deutschland und auf den Britischen Inseln, in den Moorgegenden von Lincolnshire, Norfolk 2c., sehen. Sie ist scheu und wachsam, zeigt übrigens in ihrem Bau gar anmuthige Verhältnisse, mit schlankem Hals und langem Schwanze, und besteht dieselben Farbenwechsel wie das übrige Entengeschlecht, indem das Männchen nach der Brütezeit sich wie das Weibchen kleidet. Das Fleisch dieser etwa 2 Pfd. schwer werdenden Ente ist vom feinsten Wohlgeschmack. Nach vollendeter Mauser ist der Kopf und die Kehle des männlichen Vogels dunkelhaarbraun gefärbt; der untere Theil des Halses, sowie zwei nach dem Hinterkopf hinaufgehende Streifen, die Brust und der untere Theil des Körpers, weiß; der Nacken dunkelbraun; Hüften und Schenkel mit fünf querlaufenden schwarzen Strichen bezeichnet; untere Schwanzdeckfedern sammetschwarz; der Rücken mit abwechselnd schwarzen und graulich weißen Linien markirt; die Schulterfedern schwarz; die Schwungfedern dritter Ordnung lang zugespitzt und schwarz, mit gelblichweißen Rändern; die kleineren Flügeldeckfedern dunkelrauchgrau; der Spiegel schwärzlichgrün, mit broncirtem Reflex, unten mit weißem Rande; Hauptschwungfedern braun; zwei mittlere Schwanzfedern verlängert, zugespitzt und schwarz, die übrigen braun, weißgerändert; Schnabel schwarz; Beine schwärzlichgrau.

Die bebuschte Ente

ist eine kleine, runde, plumpgebaute Species, von ungefähr 25 Unzen Gewicht. Im Winter findet man sie über die Britischen Inseln zerstreut, doch nicht in großer Anzahl; sie ist sehr scheu und wachsam, und da sie zugleich gut taucht, so entschlüpft sie gewöhnlich den Nachstellungen. Sie soll übrigens auch in der Gefangenschaft brüten. Der Kopf ist mit einem langen und zierlichen Busch von schön schwärzlichgrünen Federn, welche einen starken Purpurschein haben, geschmückt; Hals, Oberrücken und Brust sind dunkelschwarz, die letzteren Federn in der Mitte zugleich grau gesprenkelt; der Rücken, die Schulterfedern, sowie die Schwungfedern dritter Ordnung, sind ebenfalls schwarz, aber durch sehr winzige gelblichweiße Tüpfel heller scheinend; Rumpf, Schwanz, untere Schwanzfedern und Schenkel schwarz; Hautschwungfedern von derselben Färbung, in der Mitte jedoch graulich; die größeren Deckfedern rein weiß, mit einer breiten schwarzen Spitze; Bauch, Weichen und Bürzel weiß; Schnabel bläulichgrau, mit schwarzer Spitze.

Das goldene Auge

ist eine hübsche Entenart, welche in Großbritannien nicht eben selten ist und dort schon früh im Winter anlangt. Sie läßt sich in der Gefangenschaft nur schwer erhalten, indem das gereichte Futter ihr nicht zuzusagen scheint: Herrn Nolan wenigstens wollte es nicht gelingen, sie an diese Lebensweise dauernd zu gewöhnen. Sie ist ein ebenso unermüdlicher Taucher als schneller Flieger. Im Frühling kehrt auch diese Ente wieder nach dem Norden zurück und brütet dann in Norwegen, Schweden und Lappland in hohlen Bäumen. Sie ist den amerikanischen Ornitholgen ebenfalls wohl bekannt. Ein ausgewachsenes männliches Thier wiegt nahe an 2 Pfd.; Länge zwischen 18 und 19 Zoll; Schnabel schwarz; Augensterne schön glänzend gelb; Kopf und Obertheil des Halses schwarz, mit grünem und violettem Glanze und je nach dem Lichte, in welchem man es sieht, sich veränderund; am Mundwinkel ist ein großer weißer Fleck, Untertheil des Halses, der Brust, überhaupt alles Untere weiß; Rücken, Rumpf und obere Schwanzdeckfedern schwarz; Schulterfedern schwarz und weiß; die Deckfedern der Flügel sind schwarz, mit je einem weißen Fleck an den kleinern und größern dieser Federn; Schwungfedern schwarz, ausgenommen die der zweiten Ordnung, welche meistens weiß sind; Schwanz schwarz; Beine orangefarben. Sie vereinen sich zu kleinen Schaaren und besuchen die Flüsse, welche in das Meer ausmünden.

Die Pfeifente.

Obgleich sie eigentlich nicht den britischen Enten zugeordnet werden kann, so ist sie doch so häufig aus Südamerika und Westindien anher gebracht worden, daß sie sich jetzt fast in allen großen Sammlungen Englands und Irlands befindet, und es wird daher eine Beschreibung derselben hier nicht unwillkommen sein. Ihre Länge, von der Schnabelspitze bis zur Mitte des Schwanzes, beträgt etwa 20 Zoll. Sie macht ein Geräusch wie der Ton aus einer Pfeife, wovon sie den Namen führt, und setzt sich, gleich anderen Enten ihrer Heimath, gern auf Bäume. Auf Jamaika ist sie sehr gemein; Herr Nolan besaß Exemplare von ihr aus Demerara. Der Schnabel ist, wie der der gemeinen Ente, an den Rändern kammzähnig, an der Spitze zu einem Haken sich krümmend, und von schwarzer Farbe. Die Seiten des Kopfes sind braun, der Scheitel schwarz und mit langen Federn bedeckt, welche, hinterwärts gerichtet, eine Haube bilden; der Hintertheil des Halses ist schwärzlich, die unteren Seiten des Kopfes und Halses, sowie die Kehlgegend, dagegen sind weiß, der Hals überdies mit kleinen schwarzen Flecken getüpfelt; der Rücken, sowie die oberen Seiten der Flügel, braun; die größern Schwungfedern dunkelbraun; und die Flügeldeckfedern haben je in der Mitte schwarze Flecken. Der Schwanz ist schwarz, ebenso der Rumpf und die Federn, welche den in der Mitte etwas spitz zulaufenden Schwanz oben bedecken; die Brust ist hellröthlichbraun, schwarz getüpfelt und unterhalb mit etwas Weiß gemischt: der Bauch ist weiß, mit einer Mischung von Schwarz an den Seiten, von welcher Färbung auch nach der Mitte etwas Weniges sichtbar wird. Die Beine sind länger, als gewöhnlich bei den Enten und bis auf etwas über

den Knien unbefiedert; die drei Vorderzehen sind mit Schwimmhaut versehen, und es ist an der Seite der inneren Zehe ebenfalls noch eine dergleichen Membran vorhanden; auch ist die Hinterzehe so hoch gestellt, daß sie beim Gehen kaum den Boden berühren dürfte; übrigens sind die Beine und Füße bleifarben. Diese Enten ähneln, abgesehen von ihrer geringeren Größe, in Färbung und sonstigem Aussehen sehr den ägyptischen Gänsen.

Die Eiderente (Fig. 15).

Diese Ente hat fast die doppelte Größe der gemeinen wilden und eine Länge von 22 Zoll. Schnabel und Oberkopf sind schwarz, und zwar mit Inbegriff der Augen und begrenzt von einer sich beiderseits, wo die Federn bis an den Schnabel vorrücken, fast bis zu den Nüstern erstreckenden Linie; zu beiden Seiten unterhalb des Nackens ist das Gefieder blaßgrün; der übrige Kopf und Hals, die Brust, der Rücken, die Schulter- und Flügeldeckfedern sind weiß; einige Deckfedern, lang und an den Enden etwas gekräuselt, fallen über die Schwungfedern, welche eine schwarze Färbung haben; die oberen Theile der Brust sind ebenfalls schwarz, so auch der Schwanz; die Beine dunkelgrün. Bei manchen Individuen sind die Basis der Flügel und die Mitte des Rückens schwarz. Das Weibchen wiegt etwa $3\frac{1}{2}$ Pfund; das Gefieder desselben ist im Allgemeinen röthlichbraun, mit schwarzen Querstreifen; der hintere Theil des Halses mit schwärzlichen Streifen bezeichnet; an den Flügeln sind zwei weiße Querstriche; Bauch dunkelbraun, undeutlich mit Schwarz markirt; Schwanz schwärzlich; Beine dunkel gefärbt. Diese Enten brüten im Juni und Juli im Norden Schottlands, besonders an den westlichen Inseln dieses Landes an den Farö-Inseln und an der Küste von Northumberland. Sie legen fünf oder sechs Eier von blaß olivengrünlicher Färbung. Das Nest, auf dem Erdboden angebracht, besteht aus Seepflanzen und ist ausgefüttert mit Dunenfedern von ausgezeichneter Feinheit, welche das Weibchen sich vom eigenen Leibe pflückt und von denen $\frac{3}{4}$ Unzen an Gewicht zur Füllung eines Hutes genügen; sie sind in der That von bewundernswerther Leichtigkeit und Elasticität und bilden einen bedeutenden Handelsartikel Islands. Uebrigens arbeiten Männchen und Weibchen gemeinschaftlich an dem Neste, und letzteres bedeckt die Eier stets sorgsam erst mit Dunen, wenn sie es verläßt, um sich nach Nahrung umzusehen. Oft behelfen sich wohl auch zwei Weibchen in einem Neste und brüten zusammen in vollkommener Eintracht. Die in einem Neste gefundenen Dunen sollen sich in der Regel auf $\frac{1}{2}$ Pfund belaufen. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß die todten Vögeln entnommenen Dunen nicht die Elasticität derer besitzen, welche man in den Nestern findet; daher ist es denn auch bei den Norwegern der Dunen wegen gesetzlich verboten, die Eiderenten zu tödten. In Grönland und Island wimmelt es von diesen Thieren, und auch an der Küste von Labrador sind sie zahlreich vorhanden. Ihr Fleisch wird sehr geschätzt, schmeckt indeß nach Fischen. Sir George Mackenzie hatte auf seinen Reisen in Island Gelegenheit, die Eiderenten bei dem wichtigen Brütegeschäft versammelt zu sehen. Das Boot fand beim Herannahen an die Küste Schaaren dieser Vögel, welche sich kaum aus dem Wege begaben, und zwischen dem Landungsplatze und dem Gouvernementshause bedurfte es einiger Vorsicht, daß man nicht auf ihre Nester trat, während die Enteriche, selbst noch vertrau-

licher als die der gemeinen Art, in der Nähe herumspazierten und dabei einen Ton von sich gaben, der dem Girren der Tauben glich. Die Enten saßen auf ihren Nestern rund um das Haus her, auf der Gartenmauer, auf den Dächern, ja sogar im Innern der Häuser und in der Kapelle. Die, welche noch nicht lange auf dem Neste gesessen hatten, verließen es gewöhnlich, wenn man sich ihnen näherte; die dagegen, welche mehr als ein oder zwei Eier unter sich hatten, ließen sich durchaus nicht stören, sich vielmehr sogar ruhig angreifen. Die Nahrung der Eiderenten besteht in Schalthieren, Muscheln und andern Meerthieren, zu deren Aufsuchung sie untertauchen.

Die Speckente

besucht im Herbst die Britischen Seen und Teiche. Man weiß auch, daß sie in diesen Ländern theilweise gebrütet hat; die größere Menge aber zieht fort im Frühling nach ihren eigentlichen Brutbezirken, welche sich hauptsächlich in Norwegen, Schweden und Lappland befinden sollen. Es sind beständige Gesellschafter der wilden und der Kriechente. Das Nest wird in derselben Weise bereitet, wie es von Seiten der Kriechente und wilden Ente geschieht, indem nämlich Dunen von den Brüsten des Elternpaares das Hauptmaterial dazu bilden. Sie gedeihen auch gut in der Gefangenschaft und dienen übrigens sehr zur Zierde, da das Männchen den Wechsel des Gefieders, der bei den Enten überhaupt nach der Brütezeit sich einzustellen pflegt, ebenfalls zeigt und der Glanz desselben, je näher der Paarungszeit, mehr und mehr zunimmt. Bei ausgewachsenem Gefieder am Männchen ist dessen Schnabel bläulichgrau, nach der Spitze zu schwarz. Der Vorderkopf und Scheitel sind blaßorange wie Büffelleder; Kinn und Kehle schwarz, während der Rest des Kopfes und Halses glänzend orangebraun gefärbt ist; Brust purpurroth, mit grauem Anflug; Bauch und Bürzel rein weiß; Rücken, Schultern, Seiten und Weichen mit unregelmäßigen Streifen von Schwarz und Weiß schön wellenartig gezeichnet; die kleinern Flügeldeckfedern, zunächst den Schultern, grau; die andern rein weiß, die größern Deckfedern mit schwarzen Tüpfeln; die Schwungfedern zweiter Ordnung, welche den Spiegel bilden, glänzend grün; Basis und Spitzen der Federn schwarz; Hauptschwungfedern haarbraun; die drittreihigen Schwungfedern, welche bei dieser Vögelfamilie stets deutlich hervortreten, sind an ihren inneren Fahnen grau gefärbt, an ihren äußern sammetschwarz, rein weiß berändert; Schwanz braun und von etwas länglicher Form. Beim Weibchen sind Kopf und Hals gelblichbraun, mit schwärzlichbraunen Flecken dicht bedeckt; die obern Theile graulichbraun; die Federn mit blässern Rändern; Brust, Bauch und Bürzel weiß; Seiten und Weichen gelblichbraun, welche Farbe oft auch mehr oder weniger über die andern Theile verbreitet ist.

Die Sommer-Kriechente

ist eine sehr schöne Art, etwas kleiner als die Pfeifente, aber nicht so klein, als die gemeine Kriechente; es ist ein Zugvogel und wird gewöhnlich im April auf den Entenjagden in Sommersetshire gefangen; man findet sie im Winter durch ganz England und Irland, in größerer Menge aber auf den

Orkneys; in Schweden, Rußland und Sibirien ist diese Art ebenfalls zu finden, und man weiß auch, daß sie in Norfolk gebrütet hat. Der Schnabel dieser schönen Ente ist von dunkler Bleifarbe; Augensterne hellhaselnußbraun; der obere Theil des Kopfes dunkelbraun, mit schwärzlichen Streifen; über das Auge läuft eine breite weiße Linie, welche längs der Seite des Halses sich hinabzieht; die Backen und der obere Theil des Halses purpurfarben, mit kleinen, niederwärts gerichteten weißen Strichen markirt; die Brust mit halbkreisförmigen braunen und schwarzen Linien bezeichnet; Kinn schwarz, Bauch schmutzigweiß, nach dem Bürzel hin mit schwärzlichen Streifen, die Seiten mit zahlreichen kleinen, schwarzen, gewellten Linien durchkreuzt; die Flügeldeckfedern aschgrau, die größern weiß getüpfelt; Schulterfedern lang und schmal, die obern schwarz, weiß und aschgrau gestreift, die übrigen aschgrau. Der Spiegel auf den Schwungfedern zweiter Ordnung ist grün mit weißen Tüpfeln; der Schwanz aus 14 Federn bestehend, schwärzlich; Beine bleifarben. Das Weibchen ist oben braun, mit schwärzlichen Streifen. Der weiße Streifen hinter dem Auge ist sehr blaß und das Grün auf dem Flügel fehlt. Es ähnelt sehr dem Weibchen der gemeinen Kriechente, indeß wird ein geübtes Auge beide doch leicht unterscheiden.

Die gemeine Kriechente

ist eine der kleinsten Enten, denn sie ist nur 14½ Zoll lang und hat ein Gewicht von 20 Unzen. Der Schnabel ist schwarz; Augensterne haselnußbraun; Kopf und Hals kastanienbraun; an der Seite des Kopfes ist ein grüner Fleck, welcher, sich rückwärtsziehend, unten von einer weißlichen Linie begrenzt wird; der untere Theil des Nackens, der obere Theil des Rückens und ein Theil der Schulterfedern, sowie die Seiten des Körpers, zeigt eine Mischung von Schwarz und Weiß in feinen, gewellten Linien; unterer Theil des Vorderhalses, sowie die Brust, weißlich, mit rundlichen schwarzen Flecken bezeichnet; Bauch von derselben Farbe, aber ungefleckt; Bürzel schwarz, mit büffellederfarbenem Rande; Flügeldeckfedern braun; Schwungfedern schwärzlich; einige der zweiten Ordnung ganz schwarz, andere glänzend grün an ihrer äußeren Fahne, wodurch sich ein Spiegel auf dem Flügel bildet; die unmittelbar darüber befindlichen Deckfedern haben Tüpfel; der Schwanz ist keilförmig; besteht aus 16 braunen Federn mit weißlichem Rande; Beine schwärzlichbraun, das Weibchen hat Kopf, Hals, Rücken und Seiten des Körpers braun, die Federn mehr oder weniger weißlich gerändert; Bauch und Bürzel weißlich; der Spiegel auf dem Flügel wie beim Männchen. Im gezähmten Zustande wird sie sehr zutraulich, und brütet auch darin. Diese Ente erweist sich als eine sehr schöne Bereicherung in einer Sammlung von Wassergeflügel und kommt auch bei nur gewöhnlicher Sorgfalt gut fort.

Die Sommerente, Holzente oder Karolinaente (Fig. 16).

Von dieser ausländischen Ente, welche in England, Irland und in allen zoologischen Gärten bereits ziemlich häufig gefunden wird, giebt Wilson die folgende interessante Beschreibung: „Diese schönste aller unserer Enten wird wahrscheinlich von keiner an Pracht und Mannichfaltigkeit

der Färbung übertroffen; man nennt sie die Holzente, weil sie in hohlen Bäumen brütet, und die Sommerente, weil sie bei uns hauptsächlich im Sommer sich aufhält. Man kennt sie überall in den Vereinigten Staaten, von Florida bis zum Ontariosee, in dessen Nähe ich selbst sie im Oktober angetroffen habe; sie kommt selten an die Meeresküste oder Salzmarschen, ihr Lieblingsaufenthalt sind vielmehr die einsamen, tiefen und sumpfigen Flüßchen, Teiche und Mühlwehre des innern Landes, wo sie ihr Nest häufig in alten hohlen Bäumen, welche über das Wasser herabhängen, baut. Die Sommerente fliegt selten in größerer Anzahl zusammen, als zu Dreien oder Vieren, am gewöhnlichsten nur paarweise oder einzeln. Der gewöhnliche Ton, den der Enterich von sich giebt, klingt wie „Piht, Piht"; steht er indeß auf Wache und merkt Gefahr, so macht er einen Lärm, nicht unähnlich dem Krähen eines jungen Hahns. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Eicheln, Samen der wilden Gerste und in Insekten. Ihr Fleisch steht im Geschmack dem der blauflügeligen Kriechente nach. Sie wird häufig auf die Märkte von Philadelphia gebracht."

„Unter den prächtigen Federn, womit die Indianer den Kalumet oder die Friedenspfeife zu zieren pflegen, sieht man an dem Rohre derselben auch häufig die Kopf- und Halshaut der Sommerente."

„Dieser schöne Vogel ist bereits oft gezähmt worden und wird bald so vertraut, daß er sich mit der Hand über den Rücken streichen läßt. Nach Latham wird er häufig in europäischen Menagerien gehalten, und brütet auch darin."

„Die Holzente wird 19 Zoll lang und hält 2 Fuß 4 Zoll in der Flügelweite. Der Schnabel ist roth, mit schwarzem Rande; ein schwarzer Fleck, zwischen den Nüstern beginnend, zieht sich fast bis zu der gleichgefärbten, starkgebogenen Spitze hin; Augensterne orangeroth; Stirn, Scheitel und herabhängende Haube mit schön glänzend broncegrünem und violettem Gefieder und durch eine zierliche, rein weiße Linie von der obern Kinnlade über das Auge hin markirt, sowie an einem andern weißen Streifen, der, hinter dem Auge beginnend, nach vorn läuft, und welche beide ihre langen hängenden Federn mit den grünen und violetten mischen und so eine herrliche Wirkung hervorbringen; Backen und Seiten des obern Halses violett; Kinn und Kehle rein weiß, ebenso wie ein Band rund um den Hals, das sich halbmondförmig fast bis zum vordern Theile des Auges hinaufzieht und unten schwarz begrenzt ist; Brust dunkelviolettbraun, vorn mit winzig kleinen dreieckigen weißen Tüpfeln, welche allmälig an Größe zunehmen, bis sie in das Weiß des Bauches übergehen; jede Seite der Brust ist von einem großen weißen Halbmond begrenzt und dieser dagegen wieder von einem schwarzen desgleichen; die Seiten unterhalb der Flügel sind mit feinen, parallellaufenden schwarzen Wellenlinien auf einem gelbbraunen Grunde stark und schön bezeichnet; die Weichen mit halbkreisförmigen, abwechselnd schwarzen und weißen Streifen geziert; die Seiten des Bürzels schön hellviolett; Schwanzdeckfedern lang, von haarähnlicher Textur an den Seiten, über welche sie herabhängen, und von dunkelschwarzer, grünschimmernder Färbung; Rücken dunkelbroncefarben, mit grünem Reflex; Schulterfedern schwarz; Schwanz spitz zulaufend, oben glänzend dunkelgrün, unten schwärzlich; die Schwungfedern erster Ordnung schwärzlich, außerhalb silberweiß, mit violettblauen Tüpfeln; die der zweiten grünblau,

weiß getüpfelt; Flügeldeckfedern violettblau, mit schwarzen Tüpfeln; Bürzel schwärzlich; Beine und Füße gelbroth; Klauen stark und gekrümmt."

„Obiges ist eine möglichst genaue Beschreibung eines höchst vollkommenen Exemplars, wie ich (Wilson) es jetzt vor mir habe."

„Das Weibchen hat einen schwach behaubten Kopf; Scheitel dunkel purpurfarben; hinter dem Auge ein weißer Streif; Kinn und Kehle, auf 2 Zoll weit, ebenfalls weiß; Kopf und Hals dunkelgraubraun; Brust schwärzlichbraun, mit großen, dreieckigen, weißen Flecken markirt; Rücken glänzend dunkelbroncebraun, mit einigem Reflex von Grün und Gold. Der Spiegel auf den Flügeln fast wie beim Männchen, aber die schöne Zeichnung der Seiten, sowie die langen, haarähnlichen Schwanzdeckfedern, gehen ihm ab; auch ist der Schwanz bei ihm kürzer."

Die Canvaßrücken-Ente.

Da dieses Vogels, weil hinsichtlich der Schmackhaftigkeit seines Fleisches die ganze übrige Entengattung übertreffend, in Europa häufig Erwähnung geschehen ist, so wird es keiner besondern Rechtfertigung bedürfen, wenn dieselbe, der bisher, wie Nolan meint, in Großbritannien noch nie geschossen worden, hier mit aufgenommen wird, und zwar nach der Beschreibung, welche Wilson in seiner „Amerikanischen Ornithologie" von ihm gegeben hat.

„Diese berühmte amerikanische Species ist, soweit es sich nach den besten Abbildungen und Beschreibungen der fremden (nicht amerikanischen) Vögel beurtheilen läßt, in Europa noch ganz unbekannt. Sie nähert sich am meisten noch der wilden Ente Englands (Anas ferina), unterscheidet sich von dieser aber durch ihre bedeutendere Größe und Schwere, den ansehnlicheren Schnabel und das allgemeine Weiß ihres Gefieders. Eine kurze Vergleichung beider Arten wird dies näher darthun: Die Canvaßrücken-Ente mißt 2 Fuß in der Länge, bei 3 Fuß Flügelweite und wiegt, wenn von bester Beschaffenheit, 3 Pfund und darüber. Die wilde (englische) Ente ist, nach Latham und Bewick, 19 Zoll lang und hat 30 Zoll Flügelweite; ist auch nur 1 Pfund 12 bis 13 Unzen schwer."

„Die Canvaßrücken-Ente langt in den Nordamerikanischen Unions-Staaten, von Norden her, um die Mitte Oktobers an; einige wenige ziehen bis zum Hudson und Delaware herab, der größere Schwarm dieser Vögel aber bleibt in der Nähe der Chesapeake-Bai und an den vielen in dieselbe mündenden Flüssen, namentlich an dem Susquehannah, Patapsko, Potomak und James, welche ihr winterliches Stelldichein zu sein scheinen. Unterhalb dieser Breitengegend, nach Süden hin, habe ich (Wilson) keine bestimmten Nachrichten über sie erhalten können. Am Susquehannah heißen sie Canvaßrücken, am Potomak Weißrücken und am Jamesflusse Muschelenten. Man findet sie selten in großer Entfernung aufwärts an diesen Flüssen, noch auch an der Salzwasser-Bai, wohl aber an jenem besondern Theil des Fluthwassers, an welchem eine gewisse grasähnliche Pflanze wächst, von der sie sich nährt. Diese Pflanze, welche eine Art Valisneria sein soll, wächst an den seichteren Stellen in süßem Wasser von 7 bis 9 Fuß Tiefe (nie aber da, wo der Fluß zuweilen ganz trocken liegt) in langen, schmalen, grasähnlichen Halmen von 4 oder 5 Fuß Länge; die Wurzel ist weiß und hat einige Aehnlichkeit mit der kleinen Selleriewurzel.

Dieses Gras steht an manchen Stellen so dicht, daß ein Boot nur mit Schwierigkeit hindurch zu kommen im Stande ist, da es die Ruder an ihrer Wirksamkeit hindert. Die Ufer sind ebenfalls in großen Massen damit bedeckt, indem es von den Enten abgerissen und vom Sturm aufs Land getrieben wird, wo es wie Heu in Windwehen liegt. Da, wo diese Pflanze zu finden ist, werden sicher auch die Canvaßrücken-Enten nicht ausbleiben, sei es, daß sie nur gelegentlich Besuche machen, oder ihren Winteraufenthalt daselbst nehmen. Dies ist nun der Fall an einigen Stellen des Hudson, im Delaware, in der Nähe von Gloucester, einige Meilen unterhalb Philadelphia, sowie in den meisten Flüssen, welche in die Chesapeake-Bai münden, wohin denn auch überall diese Enten ihre Zuflucht nehmen, während sie an Gewässern, worin es an jener sie nährenden Pflanze fehlt, durchaus unbekannt sind."

„Bei der Ankunft dieser Vögel in Susquehannah, in der Nähe von Havre de Grace, sind sie gewöhnlich höchst mager; aber der Ueberfluß an ihrem Lieblingsfutter ist dort so groß, daß sie gegen Beginn des Novembers bereits ziemlich gut bei Leibe sich befinden. Sie sind übrigens geschickte Taucher und schwimmen mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit. Zuweilen sammeln sie sich in solchen Schaaren, daß sie mehrere Acres des Flusses bedecken, und wenn sie dann plötzlich auffliegen, geschicht es mit einem donnerähnlichen Getöse. Sie schwimmen stets in der Nähe jener seichten Stellen umher, tauchen unter und reißen das Gras mit den Wurzeln, welchen Pflanzentheil sie allein genießen, aus und in die Höhe. Da sie überaus schen sind, so kann man ihnen selten nahe kommen, es sei denn durch List. Werden sie am Flügel verwundet, so schwimmen sie auf so außerordentliche Distanzen hin und mit solcher Schnelligkeit und Ausdauer und so vieler Schlauheit unter dem Wasser fort, daß sie zu verfolgen fast immer vergebens ist. Indeß werden wegen der so großen Nachfrage nach diesen Enten und des so hohen Preises, den sie auf dem Markte haben, doch allerhand Listen angewandt, um ihnen auf Flintenschußweite beizukommen. Die erfolgreichste derselben soll die sein, daß man sie durch einen Hund an das Ufer lockt, während der Jäger versteckt und schußfertig in der Nähe sich befindet. Der Hund läuft, wenn gehörig dressirt, am Wasserrande hin vor und zurück, bis die Enten, dieses gewahrend und vielleicht durch Neugier gestachelt, sich den Ufern nähern und so zuweilen bis auf 20 oder 30 Yards weit von der Stelle kommen, wo der Schütze ihrer harrt und nun erst auf dem Wasser und dann, wenn sie auffliegen, unter sie feuert. Zeigen sich die Enten schwierig im Herankommen, so wird dem Hunde irgend etwas weithin Schimmerndes, z. B. ein rothes Taschentuch, um den Leib oder an den Schwanz gebunden, was dann selten seinen Zweck verfehlt. Zuweilen richtet auch der Jäger, bei Mondschein, seinen Kahn nach einer Entenschaar hin, über deren Aufenthalt er sich zuvor Gewißheit verschafft hat, und fährt leise und unbemerkt in dem Schatten eines Waldes, Ufers oder Vorgebirges oft auf 15 bis 20 Schritt an eine solche Versammlung von vielen Tausenden heran, unter welchen er dann gewöhnlich ein großes Blutbad anrichtet."

„Die Kanvaßrücken-Enten finden hinsichtlich der ungemeinen Saftigkeit, Zartheit und des Wohlgeschmacks ihres Fleisches, unter ihren Gattungsverwandten in diesem Welttheile (Amerika) und wohl auch in den übrigen

Theilen unseres Planeten nirgends Ihresgleichen. Die an den Gewässern der Chesapeake-Bai geschossenen Exemplare werden gewöhnlich allen anderen vorgezogen, ohne Zweifel wegen des großen Futterreichthums, den diese Flüsse ihnen gewähren. Bei unsern öffentlichen Schmäusen, in den großen Gasthäusern und bei besondern festlichen Gelegenheiten gehören diese Enten allgemein zu den Lieblingsgerichten, und es ist daher nichts ungewöhnliches, ein Paar derselben, die nun einmal zu solchen Zeiten, wenn nur irgend zu haben, auf den Tafeln um keinen Preis fehlen dürfen, mit einem bis drei Dollars zu bezahlen."

„Die Kanvaßrücken-Enten fressen auch Körner, namentlich Waizen, gerne und lassen sich für mehrere folgende Tage damit an gewisse Orte locken. Vor einigen Jahren geschah es, daß ein mit Waizen beladenes Fahrzeug in der Herbstzeit nahe am Eingange des großen Egg-Harbour Schiffbruch litt und in Stücken ging. Der Waizen schwamm in ungeheurer Menge umher, und schon nach wenigen Tagen war die ganze Oberfläche der Bai mit Enten von einer Art bedeckt, wie sie den Einwohnern dieser Gegend bisher ganz unbekannt geblieben war. Die Schützen der Nachbarschaft fuhren in Böten aus allen Richtungen herbei, um nach ihnen zu schießen, und waren darin auch so glücklich, daß, wie Herr Beasley mir mittheilte, zweihundert und vierzig Enten an einem einzigen Tage getödtet und dann zu $12\frac{1}{2}$ Cents das Stück, ohne die Federn, verkauft wurden."

Die Kanvaßrücken-Ente ist zwei Fuß lang, hält drei Fuß in der Flügelweite und wiegt, wenn gehörig beleibt, vier Pfund. Der Schnabel ist groß, hoch am Kopfe stehend, drei Zoll lang, an der Basis $1\frac{3}{8}$ Zoll dick und von glänzend schwarzer Färbung; Augen sehr klein; Augensterne dunkelroth; Backen und Vordertheil des Kopfes schwärzlichbraun; der übrige Kopf und der größere Theil des Halses von hellglänzender röthlicher Kastanienfarbe, welche ein breites schwarzes Gefieder begrenzt, das den obern Theil der Brust bedeckt und sich nach dem Rücken herum verbreitet; dieser letztere, so wie die Schulterfedern und die dritten Schwungfedern, ist weiß, mit einer unendlichen Menge gewellter Querlinien oder Punkte, gleichwie mit einem Pinsel schwach markirt; der ganze untere Theil der Brust, sowie der Bauch, weiß, aber in derselben Weise, wie eben angegeben, bezeichnet, und zwar kaum bemerkbar auf der Brust selbst, ziemlich deutlich dagegen nach dem Bürzel zu; Flügeldeckfedern grau, mit zahlreichen schwärzlichen Flecken; die Schwungfedern erster und zweiter Ordnung blaßschiefergrau, und zwar zwei oder drei der letztern, zunächst am Körper befindlichen fein dunkelsammtschwarz gerandet, die erstern dagegen an den Spitzen schwärzlich; Schwanz sehr kurz, zugespitzt, aus vierzehn graubraunen Federn bestehend; Bürzel- und Schwanzdeckfedern schwarz; der Flügelrand weiß; Beine und Füße sehr blaß aschgrau, die letztern drei Zoll weit, ein Umstand, dem zum Theil ihre große Schwimmfähigkeit zuzuschreiben ist."

„Das Weibchen ist etwas kleiner, als das Männchen, und auch nur $3\frac{3}{4}$ Pfund schwer; Scheitel schwärzlichbraun, Backen und Kehle blaß graubraun; Brust, soweit als beim Männchen die schwarze Färbung reicht, dunkelbraun, stellenweise blaß graubraun eingefaßt; Rücken schmutzigweiß, mit feinen Wellenlinien durchkreuzt; Bauch von derselben Färbung und Zeichnung, wie der Rücken; Flügel, Füße und Schnabel, wie beim Männchen; Schwanzdeckfedern schwärzlich; Bürzel weiß, mit Braun gewellt."

Nachdem nun hiermit die Beschreibung des Wassergeflügels, theils seltener ausländischer Arten, theils ursprünglich außerdeutscher, in neuerer Zeit aber durch Zoologische Gärten und Vereine für Beförderung der Geflügelzucht, immer allgemeiner verbreitet, zu Ende gebracht ist, wobei, was die weniger bekannten Sorten betrifft, die Mittheilung von Nolan in Dublin, eines sehr erfahrenen Züchters und Geflügelhändlers, benutzt worden sind, werde noch auf eine zweckmäßige Operation aufmerksam gemacht, aus deren Unterlassung dem Eigenthümer bedeutender Schaden erwachsen kann, nämlich:

das Stutzen der Flügel

bei allen wilden Varietäten. Ein einfaches und leichtes Verfahren hierbei besteht darin, daß man den Vogel auf den Rücken legt, und hat man in dieser Lage den falschen Flügel, der aus drei oder fünf großen Flugfedern besteht, gefunden, so schneidet man mit einem wohlgeschärften Messer das Gelenk glatt durch; oder besitzt man nicht hinlängliche Kraft zum Gebrauche des Messers, so setzt man einen breiten, scharfen Meißel auf das besagte Gelenk und trennt es mit einem einzigen Schlage darauf. Man hat dann nur noch nöthig, die anhängende Haut sorgfältig zu theilen.

Herr Nolan hat diese Operation häufig verrichtet, und während Andere durch ein gewaltsames Verfahren gar manchen Vogel verloren haben, ist dieß bei ihm niemals vorgekommen, und er hat auch weder Ligatur noch Aetzmittel jemals anzuwenden gebraucht. Auch in allen Zoologischen Gärten wird auf gleiche Weise verfahren.

J. Ausländische Hühnerarten.

Unter ausländischen Hühnern, deren nähere Beschreibung hier folgt, sind sämmtliche mehr oder weniger bekannte und verbreitete, aus überseeischen oder europäischen Ländern stammende, überhaupt vom gemeinen Haushuhn abweichende Gattungen zu verstehen. Ein großer Theil derselben ist bereits in Deutschland seit Jahren vollständig akklimatisirt, und sie können daher in Folge vielfach gesammelter Erfahrungen weit richtiger und zuverlässiger beurtheilt werden, als solches mit einigen andern Sorten der Fall ist, welche selbst in England, wohin in Folge der vielen überseeischen Kolonien in der Regel ausländische Vögel zuerst gelangen, noch sehr wenig näher bekannt sind. Bei mehreren, in Europa fast gänzlich unbekannten Sorten sind englische Mittheilungen und namentlich von Nolan in Dublin, welcher stets ein großes Lager aller Arten ausländischer Vögel hält, benutzt worden.

Das Cochinchina-Huhn (Fig. 17).

Die ersten Exemplare dieser Hühnerart kamen im Jahr 1845 aus ihrer Heimath, Ostindien, als ein Geschenk für die Königin Viktoria, nach England und von da auch überhaupt nach Europa. Von den ersten Bruten dieser Vögel im Windsor-Park verbreiteten sie sich dann ebenfalls geschenk-

weise bald weiter in Großbritannien und später auf das Festland unseres Erdtheils.

Ausgewachsene Cochinchina-Hühner, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahre alt, haben eine Höhe von ungefähr 2 Fuß und erreichen eine Schwere von 10—12 Pfd. Das Gefieder des Hahns ist gleich den Hennen gelblich oder bräunlich befiedert, mitunter auch gefleckt, beide Geschlechter übrigens breit von Brust und Rücken. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein und schmal, mit gebogenem, gelbem oder gelblichweißem Schnabel; der Kamm des Hahns einfach, lang, schmal, aufgerichtet, ausgezackt und im besten Wohlsein glänzend scharlachroth; die Bartlappen sind mittelmäßig groß; die Henne hat einen beträchtlich kleineren Kamm, und ihre weißlich gefärbten Bartlappen sind ebenfalls nur klein. Die Federn an dem nicht eben langen Hals und den Lenden haben eine gelblichbraune Färbung; der eigenthümlich kurze Schwanz ist schwarz mit metallischem Schimmer, zeigt sich aber, wenn recht voll besetzt, dem übrigen Gefieder gleich gefärbt; seine Umgebung, weit um den Bürzel her, zeichnet sich, als ein besonderes Unterscheidungsmerkmal von andern Hühnern, durch zartes, eiderdunartiges Gefieder aus; die Beine, obgleich stattlich, sind doch weniger lang, als bei dem malayischen Huhn, stark befiedert und variiren in der Färbung von Hellgelb zu Orangengelb. Ihrer sehr kurzen Flügel wegen sind diese Vögel kaum im Stande, sich vom Boden zu erheben. Das ganze Ansehen dieser Hühnerart ist übrigens ungemein stattlich, ohne jedoch dabei den Charakter ihres vergleichsweise ruhigen Temperaments zu verleugnen.

Was aber unsern fraglichen Hühnern bei ihrer ersten Einführung einen Hauptvorzug vor allen andern gewährte, war ihre ungemein große Eierproduktion, indem die Hennen in ihren drei oder vier Legezeiten, welche auch nur kürzere Unterbrechungen durch die Mauserzeit, Brütungen und sonst erleiden, wöchentlich fünf, ja wohl sechs Eier legen. Diese sind nicht ungewöhnlich groß, oval, ziemlich glatt, an beiden Enden fast gleich abgerundet und röthlichgelb, wie Büffelleder gefärbt. Wenngleich nicht minder eifrig zum Brüten geneigt, trennen sie sich doch oft schon nach 3—4 Wochen von ihren dann noch ziemlich unselbständigen Jungen, um nur wieder Eier legen zu können, und zwar deren meist 30 bis 40 und mehr, ehe sie von Neuem brütig werden, besonders wenn sie jung sind.

Die Cochinchina, welche ungefähr zu gleicher Zeit wo sie nach England gelangten, auch nach Frankreich kamen, und zuerst durch den Admiral Mackau in den Jardin des plantes zu Paris gebracht wurden, gaben in Deutschland sowie in England den ersten Impuls, der Hühnerzucht eine größere Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen. In beiden genannten Ländern wurde die Hühnerzucht nur so nebenbei betrieben, als ein Anhängsel der Landwirthschaft, dagegen gingen besonders von England enorme Summen für Hühner, und noch größere für Eier alljährlich nach Frankreich und Belgien, wo man schon längst größere und nutzbringendere Hühnersorten züchtete als in Deutschland. Die ersten Cochinchina, durch ihre Figur und sonstigen Eigenschaften von den bisher bekannten Hühnern so auffallend abweichend, erregten die allgemeine Aufmerksamkeit im höchsten Grade, und wurden im Anfang zu äußerst hohen, oft fabelhaft zu nennenden Preisen verkauft, die indessen im Lauf der Zeit, und infolge ihrer großen Verbreitung bedeutend herabgegangen sind. Mit dem Sinken der Preise hat sich auch vielfach die nöthige Sorgfalt verringert, diese originellen Hühner in ihrer Reinheit fortzuzüch-

ten und der Erfolg davon ist, daß man nur selten ächte Cochinchina noch antrifft, während die unter diesem Namen verkauften Vögel Bastarde von verschiedenen Kreuzungen herrührend sind. Vereine für Geflügelzucht und Zoologische Gärten streben indessen dahin, eine jede ausländische Gattung in ihren Reinheit zu produciren und alle empfehlenswerthen Sorten anzuschaffen.

Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß auch diejenigen Cochinchina, deren Aechtheit und reine Race nicht zu verkennen ist, wahrscheinlich durch klimatische Einflüsse in der früheren außergewöhnlichen, vielleicht theilweise übertriebenen Fruchtbarkeit ziemlich nachgelassen haben, dagegen den Hang zum Brüten womöglich noch weit stärker kundgeben. Man hat häufige Beispiele, daß besonders ältere Hennen oft, nachdem sie Junge geführt oder zum Brüten Neigung bezeigten, daran aber verhindert wurden, nicht mehr als ein halbes Dutzend Eier legten, und dann abermals brüten wollten, was ihnen zumal bei Personen, welche Hühner der Eier wegen halten, nicht zur Empfehlung dient. Uebrigens versöhnen sie durch ihren sanften ruhigen Charakter, durch ihre Bereitwilligkeit, auch fremde Küchlein zur Pflege ohne Umstände zu übernehmen, und da viele der neu eingeführten fremden Gattungen gar nicht zu brüten pflegen, so sind sie in dieser Hinsicht ein schätzenswerthes Auskunftsmittel.

Am meisten geschätzt sind die gleichfarbigen hellgelbfarbigen, wie überhaupt alle gelblichen und bräunlichen Schattirungen ihre Originalgrundfarbe sind, es giebt deren jedoch auch die dunkelrebhuhnfarbig, ganz weiß, ganz schwarz und von Kukuksperberfarbe sind, welche letztere den Namen Prinz Albert erhalten haben, weil der verstorbene Gemahl der Königin von England ihnen seine besondere Gunst zugewendet haben soll.

Das Befiedern der Küchlein dauert ziemlich lang, und vorzugsweise die jungen Hähne haben gewöhnlich eine Periode durchzumachen, wo der Flaum sich verloren hat, die Federn hingegen noch ausbleiben, sie daher fast ganz nackt herumwandeln, und in dieser Zeit große Vorsicht bedürfen.

Erwachsen vertragen sie die Kälte ganz gut.

Das Brahma-Pootra-Huhn.

Dasselbe ist einige Jahre nach dem Erscheinen der Cochinchina ebenfalls auf den Kontinent gelangt, und zwar zuerst aus Amerika. Ein wirkliches Vaterland dieses Huhns ist nicht bekannt, und alles, was man darüber vernommen, neigt zu der Vermuthung hin, daß es aus der Kreuzung des ächten Cochinchina-Huhns mit irgend einer andern größern Hühnerart von weißer Farbe hervorgegangen sei. Seine Figur, Beschaffenheit, Eigenschaften und Brütlust zeigen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Cochinchina, nur in Farbe sind sie verschieden, denn während letztere einfarbig oder in derselben Farbe schattirt sind, zeigen die Brahma-Pootra ein weißes Gefieder mit schwarzen Hals- und Schwanzfedern, hin und wieder auch mit einzelnen schwarzen kurzen Federn über den Körper vertheilt. Zuweilen findet man die Farbe im umgekehrten Verhältniß, schwarzen Grund mit weißen Hals- und Glanzfedern, doch wird letztere Farbenbildung weniger geliebt und für unächt erklärt. Durchschnittlich ist dieses Huhn noch etwas größer und stärker als Cochinchina, wenn es nicht durch unzweckmäßige Kreuzung in der Größe zurückgegangen ist.

Das Jerusalemer Huhn,

unter diesem Namen in Paris und Umgegend bekannt, sonst aber weniger verbreitet, ist eine Abart des Brahma-Pootra, und durch Kreuzung desselben mit einer kleineren Gattung entstanden, aller Waarscheinlichkeit nach aus der ersten Zeit, wo Brahma-Pootra noch einen sehr hohen Preis hatten, herrührend, um ein ihnen ähnliches Huhn gut verkaufen zu können. Zeichnung ist die nämliche, die Beine wenig oder gar nicht befiedert, der Schwanz länger, die Figur kleiner.

Das malayische Huhn (Fig. 18 a u. b).

Dieses majestätische Huhn ist ursprünglich auf der ostindischen Halbinsel Malakka zu Hause und gelangte ebenfalls über Großbritannien nach Deutschland. Die Färbung des Gefieders variirt sehr, bei den Hennen ist sie am gewöhnlichsten hellrothgelb. Der Hahn ist ganz unbehaubt und hat nur einen kleinen, doppelten, gewöhnlich unter der Benennung Rosenkamm bezeichneten Kamm und einen sogenannten Schlangenkopf mit gelblichem Schnabel; auch der Bart ist klein, beinahe fehlend; der Kamm der Henne ist sehr klein, das Gesicht derselben aber roth behäutet; die Kragenfedern sind ebenso verschieden gefärbt, wie überhaupt das ganze Gefieder bei dieser Hühnerart; der ebenfalls nur kleine Schwanz entspricht hinsichtlich seiner Ausstaffirung der Größe des Vogels durchaus nicht; die Beine sind blau oder gelb, welche letztern an diesen Hühnern besonders beliebt sind.

Die hübschesten Malayenhähne sind gewöhnlich schwarzbrüstig, mit rothen Kragenfedern, mit Flügeln von derselben Farbe, schwarzem Rumpf und Schwanz, kurz dem Gefieder des englischen Kampfhahns ähnelnd; die Hennen braun, gleich den Kampfhennen; es giebt auch graue, mit röthlichen Kragenfedern und Flügeln, überhaupt sehr verschiedene Farben.

Die Malayenhennen legen gut, wenn auch nicht übermäßig große Eier, ihrer Figur angemessen, brüten und führen gut, ohne eine solche Brütleidenschaft zu besitzen, als die Cochinchina, eignen sich auch vortrefflich zur Mast. Da die Malayen nicht nur einen großen starken Körper, sondern auch ziemlich hohe Beine besitzen, so werden sie ungemein häufig zu Kreuzungen benutzt, sowohl mit mehreren Sorten ausländischer Hühner, als auch mit dem gewöhnlichen Landhuhn. In Folge dieser wiederholten Kreuzungen verschwindet das ächte Malayenhuhn immer mehr vom Kontinent, und zahllose Gattungen hochbeiniger Hühner werden als Malayen verkauft.

Französische Züchter haben besonders zwei recht schöne, bereits konstant gewordene Sorten blendend weißer Hühner durch Kreuzung mit Malayen hergestellt; die erste unter dem Namen:

Ganges-Huhn (poule du Gange)

ein schönes großes weißes Huhn mit Rosenkamm, starkem Backenbarte bei sonst glattem Kopf und glatten gelben Füßen. Die zweite unter dem Namen:

Pariser oder Napoleons-Huhn,

besonders in Deutschland sehr bekannt und geschätzt, hat ebenfalls eine hohe Figur, meistens Rosenkamm, wiewohl es deren auch mit einfachem Kamm giebt, einen glatten Kopf ohne Bart, ganz weißes Gefieder und gelbe glatte Füße.

Dieser in der Figur und sonstigen Eigenschaften gleich, nur in Farbe verschieden, ist die in Frankreich unter dem Namen:

Poule Russe

bekannte Varietät; in Deutschland unter dem mehr generellen Namen: französischer Hühner, verbreitet. Die Farben letztgenannter Art variiren ungemein; meistens sind sie gelblich oder bräunlich, doch findet man auch Sperber und andere Farbenstellungen. Alle diese Varietäten, Malayenblut enthaltend, legen und brüten in gleicher Art wie die Malayen, werden wegen ihrer schlanken eleganten Figur und ihren großen Eiern geschätzt.

Das Chittagong-Huhn.

Diese ebenfalls ostindische Hühnerart, welche mit der malayischen häufig verwechselt worden, ist doch unzweifelhaft von derselben verschieden; denn ihr Gefieder zeigt sich ganz oder fast einfarbig, was bei dem malayischen Huhne keineswegs der Fall ist; auch sie hat, trotz ihrer verhältnißmäßig kurzen Beine, eine ansehnliche Größe, steht aber doch ihrer cochinchinesischen und malayischen Gattungsverwandten darin nach, indem die Höhe des Hahnes 22 Zoll, die der Henne etwa 20 Zoll beträgt, jeder nur 8 bis 10 Pfund, diese 7 Pfund schwer wird. Das Gefieder ist einförmig grau gesprenkelt, oder, wie manche Autoren es bezeichnen, kuckukfarben; der Kopf ist unbehaubt, der Kamm groß, der Bart von gewöhnlicher Form; die Kragenfedern sind, gleich dem übrigen Gefieder, grauschäckig; der Schwanz ist verhältnißmäßig klein; die Beine sind verschieden gefärbt, bei den Einen weiß, bei Andern blau oder gelb. Die Henne legt gut, ihre Eier sind groß, und die zeitig im Jahr ausgebrüteten Küchlein nehmen an Größe und Gefieder ebenso schnell zu, wie die unserer einheimischen Hühner. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Art sich mit dem Dorkinghuhn gekreuzt und so die Varietät erzeugt hat, welche den Namen graues Dorking-Huhn führt und ein großer abgehärteter und sehr werthvoller Vogel ist. Das Fleisch dieses Huhns ist weiß und saftig, übrigens in England wenig, und in Deutschland nicht näher bekannt.

Das Bantam-Huhn (Fig. 19).

Während die ostindischen Vorgänger durch ihre bedeutende Größe imponiren und dieserwegen wie um ihrer Eierergiebigkeit willen hauptsächlich zu deren Anschaffung anregen, findet das Bantam-Huhn, dieser Zwerg unter Gallinaceen, eben besonders seiner Kleinheit halber viele Liebhaber, wenn auch der Modereiz, der früher zum Besitze dieser Hühnerpygmäen stachelte, sich schon seit Jahren etwas abgeschwächt hat. Zu leugnen ist

übrigens nicht, daß es sehr hübsche Hühner sind, deren possierlich-stolzes Gebaren sich auch mit vielem Muth und großer Kampflust, auch wohl gar gegen kleine Hühnerhunde verbindet. Dabei legen sie aber ebenfalls fleißig und zwar verhältnißmäßig große Eier, erweisen sich auch als eiferige Brüterinnen und wackere Mütter, selbst gegen Junge anderer Art, welche sie ausgebrütet haben; gleichwie sehr viele, gegenwärtig als konstant zu betrachtende Gattungen ursprünglich durch Kreuzung entstanden sind, ist es mit den Bantams derselbe Fall, und spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, ihre Stammeltern auf Java, in dem dort wildlebenden, von den Eingebornen aber gezähmten Bankiva-Huhn zu erblicken, mit dem es in der Figur große Aehnlichkeit hat. Mögen nun die zuerst nach England gelangten Bantams schon auf Java gekreuzt worden sein, so steht doch fest, daß diejenigen Varietäten, Gold- und Silber-Bantam genannt, zu Anfang des 19ten Jahrhunderts von einem gewissen Sebright, man könnte fast sagen erfunden worden sind. Die schöne gleichmäßige Zeichnung, eine jede gelbe oder weiße Feder schwarz gerändert oder am Ende mit einem schwarzen Tupfen versehen, beweist, daß, um diese Zeichnung hervorzubringen, Hühner ebenso gezeichnet, mithin Silber- oder Goldlack dazu genommen worden sein müssen, und zwar wahrscheinlich die sogenannten Hamburger. Am meisten verbreitet sind die goldgelb und schwarz gezeichnete Sorte, Gold-Bantams genannt, wogegen die weiß und schwarz gezeichneten Silber-Bantams heißen. Letztere sind weit seltener und werden häufig blaßgelbe unter dieser Benennung verkauft, obgleich sie nur mißlungene Gold-Bantams sind. In England legt man besondern Werth darauf, daß sowohl bei den Gold- als Silber-Bantams die Hähne sogenannte Hennenschwänze haben, d. h. keine gebogene Schwanz- oder Sichelfedern, sondern gleich auslaufend und abschneidend wie bei den Hennen.

Es giebt außer den vorerwähnten beiden, vorzüglich beliebten Varietäten auch Bantams in egalen Farben, als schwarz, weiß und gelbliche Schattirungen; sie müssen aber dann ganz rein in einer und derselben Farbe sein, und bei diesen verschiedenen Farben verlangt man in Betreff der beiden Sichelfedern am Schwanz gerade deren Vorhandensein.

Bantams aller Farben haben glatte Füße und einen glatten Kopf ohne Federbart. Der Kamm ist ein starker sehr entwickelter Rosenkamm; einfache Kämme, welche auch vorkommen, werden als nicht nach Vorschrift verworfen. Dergleichen Hühner, besonders wenn sie befiederte Füße haben, sind wiederum Kreuzungen des Bantams mit dem Zwerghuhn, welches letztere um so origineller erscheint, je stärker befiedert seine Schenkel und Füße sind.

Da die Bantams im Gegensatz zu andern Gattungen gerade durch ihre Kleinheit auffallen, so pflegt man sie oft erst im Juni oder Juli brüten zu lassen, weil alle späteren Bruten in der Regel nicht die Größe der früheren erreichen, allein man hat hierdurch allerdings mehr Mühe mit der Aufzucht, darf sie des Morgens nicht zeitig herauslassen, muß sie bei kaltem unfreundlichen Wetter in einem geschützten Raume halten, und darauf sehen, daß sie des Abends nicht zu lange im Freien verweilen.

Das Bankiva-Huhn oder das wilde Huhn von Java (Gallus bankiva).

Wie schon erwähnt, ist dieses Huhn dem schwarzbrüstigen rothen Bantam zum Verwechseln ähnlich, und es läßt überhaupt keinen Zweifel zu, daß diese Art als Urahn der Bantams oder wohl gar unserer meisten einheimischen Haushühner angesehen werden darf. So meint Nolan und giebt von unserem Hahn dann folgende Beschreibung: Der Kamm ist groß, von unregelmäßiger gezackter Form; zwei Bartlappen hängen von der untern Kinnlade herab; die Augensterne sind gelb; der Kopf, der hintere Theil und die Seiten des Halses, sowie die nackte Haut der Kehle und des Rumpfes, mit langen, abgerundeten Kragenfedern von heller, glänzender Goldorangefarbe bedeckt. Unterhalb der Kragenfedern ist der obere Theil des Rückens bläulichschwarz, und die Mitte, mit den kleinen Flügeldeckfedern zeigt eine schöne dunkelkastanienbraune Färbung; die Federfahnen hängen völlig von einander geschieden. Die Deckfedern sind stahlblau, die Schwungfedern zweiter Ordnung von derselben Farbe, aber mit breitem kastanienbraunem Saume; während die großen bläulichschwarzen Schwungfedern blaß röthlichgelb gesäumt sind. Die Henne, bei weitem kleiner als der Hahn, ist dunkelaschgrau gefärbt, doch soll es deren auch mit rothbraunem gesprenkelten Rücken und lichtbraunem weißgeflammtem Unterkörper geben, und ähnelt, mehr als irgend eine andere wilde Art, den gemeinen Haushühnern, ohne jedoch deren Kaliber völlig zu erreichen; auch tragen die Bankiva's den Schwanz nicht so hoch aufgerichtet; die Beine und Füße sind grau und mit starken Sporen bewaffnet.

Ueber ihre Lebensweise läßt sich noch weiter nichts sagen, als daß sie ungemein wild sind und daß sie die Wälder, so wie die Ränder von Holzungen bewohnen, und wenn gleich sie wohl vorzugsweise auf der Insel, nach welcher sie auch benannt sind, zu Hause sein mögen, so finden sie sich doch auch in den Dschungels in der Nähe der Himalaya-Gebirge, von woher Nolan ein schönes, jedoch nur ausgestopftes Exemplar gesehn hat.

Das Bronze-Huhn,

ein anderer Dschungel-Wildling, wurde von Herrn Diard aus dem Innern der Insel Sumatra nach England gesendet. Es ist etwas größer als sein Vorgänger; sein Kamm sehr voluminös, mit glattem Rande; Backen und Kehle sind nackt, und an der Basis jeder unteren Kinnlade befindet sich ein kurzer, dicker Bart; alle diese Theile sind glänzend roth gefärbt. Die Federn des Kopfes, Halses und obern Rückentheils verlängern sich zwar einigermaßen, ohne jedoch die gewöhnliche Länge der Kragenfedern zu erreichen, und haben eine metallisch grüne Färbung mit herrlichen Reflexen. Die Stutzfedern zeigen ein glänzendes, dunkles Purpurroth mit einem breiten Saume von blasser Lackfarbe. Auch der Schwanz ist purpurfarben, mit sehr schönen metallisch grünen Reflexen; Kehle, Brust, sowie alle oberen Theile, sind dunkelschwarz, mit Purpurschimmer und, von einer gewissen Richtung aus gesehen, mit einem grünlichen Tone.

Das gabelschwänzige Huhn.

Dasselbe ist, nach Nolan's Beschreibung, bis zur äußersten Schwanzspitze beinahe zwei Fuß lang. Die Backen sind nackt; der Kopf ist mit einem glattrandigen Kamm, die Kehle mit einem aus ihrer Mitte entspringenden einfachen, großen Barte versehen; alle diese Theile sind glänzend roth gefärbt. Statt der langen Kragenfedern, wie sie bei unsern einheimischen Hühnern den Nacken zieren, zeichnet sich dessen Gefieder bei dem fraglichen Vogel durch Kürze und Abrundung aus. Die Mitte dieser Federn ist von einer dunkeln stahlblauen Färbung, nach dem Rande zu ins Goldgrüne übergehend, und an den Enden haben sie einen schmalen dunkelschwarzen Streifen. Die Federn am untern Rückentheile, sowie die Schwanzdeckfedern, welche nach Art der Kragenfedern bei andern Hühnern sich verlängern, sind in der Mitte tiefblau gefärbt und mit einem schmalen blaßgelben Streifen gesäumt; die Flügeldeckfedern von derselben Form und Färbung, bis auf den schmalen Saum, der ein schönes Orangeroth zeigt; die untern Theile sind insgesammt tiefschwarz gefärbt. Der Schwanz läuft, wie bei allen wilden Hühnerarten, mehr in einer geraden Richtung mit dem übrigen Körper und ist einigermaßen gabelförmig; die großen Stutzfedern sind von einer schönen metallisch grünen Färbung, mit stahlblauem Schimmer; Schnabel, Beine und Füße sind gelb. Die Henne trägt auch hier, wie überhaupt, ein weit bescheideneres Gewand, als der Hahn; es ist nämlich nur bräunlich, jedoch mit goldenen und grünen Reflexen.

Diese Hühner sind auf Java ungemein zahlreich und werden oft an den Rändern der Holzungen und Dschungeln gesehen; sie zeigen sich indeß sehr scheu und es ist noch niemals gelungen, sie zu zähmen, wenngleich sie häufig sich unter zahmes Geflügel mischen und sich mit ihm auch paaren.

Sonnerats wildes Huhn (Gallus Sonneratii).

Einige Exemplare dieses Dschungelvogels, nach einem berühmten französischen Reisenden benannt, haben sich mehrere Jahre lang in der Sammlung der zoologischen Gesellschaft zu London befunden, und es ist auch gelungen, sie mit den dort einheimischen Hühnern zu kreuzen. Es giebt davon zwei Arten, beide in den höher gelegenen waldigen Gebirgen Hindostans, die eine, von schlankem Wuchse, hochbeinig und gelbgesprenkelt, 3000 Fuß über der Meeresfläche, die andere, durch ihre kurzen Beine und das rothe Gefieder des Hahns unterschieden und von den englischen Naturforschern Stanley-Huhn genannt, noch 2 bis 3000 Fuß höher sich aufhaltend. In der Größe überragt es das Bankiva in Etwas und steht es den in England einheimischen Hühnern gleich. Sein Kamm ist groß und gezackt, der Bart doppelt und von der untern Kinnlade ausgehend; die langen Kragenfedern haben ein sehr sonderbares Aussehen: ihre Grundfarbe ist dunkelgraulich, die Schäfte sind glänzend goldorangefarben und erweitern sich in der Mitte und an der Spitze zu einer flachen, hornigen Platte, in der Art, wie es sich auch bei dem europäischen Seidenschwanze findet und einen ebenso schönen als auffallenden Anblick gewährt. Die Mitte des Rückens, die Kehle, Brust, der Bauch, die Schenkel sind von schöner dunkelgrauer Färbung, jedoch mit einem blässeren Ton an den Schäften und Rändern der Federn; der Schwanz, von leichter, anmuthiger Haltung, zeigt

ein glänzendes Dunkelgrün mit Purpur untermischt; die Federn, welche auf die lange Kragenzierde unmittelbar folgen, sind schön purpurroth gefärbt, mit blaßgelbem Saume, die daran weiter sich reihenden goldgrün, mit grau gesäumt; alle übrigens von herrlichen metallischen Reflexen begleitet; Schnabel, Beine und Füße gelb. Die Henne, bedeutend kleiner als der Hahn, hat ein einfaches dunkleres Gefieder, auch weder Kamm noch Bart. Ihre Eier sind denen unserer Haushühner in Gestalt und Farbe durchaus gleich, nur kleiner.

Die im Londoner Zoologischen Garten befindlichen Exemplare scheinen so zahm geworden zu sein, wie nur irgend eins, was um so mehr auffällt, als sie die kühnsten und, je nach ihrer Größe auch, auch die kräftigsten aller ihrer wilden Stammverwandten sein sollen; sie werden daher von den Liebhabern der Hahnenkämpfe sehr gesucht, besonders die ursprünglich wilden, weil sich diese, wie gesagt, leicht zähmen lassen und ihnen dann der Sieg selbst gegen die renommirtesten einheimischen Kampfhähne selten zu entgehen pflegt.

Das Seidenhuhn (Fig. 20).

Man hat davon eine große und eine kleine Spielart, jene verschieden gefärbt, diese gewöhnlich weiß. Erstere entspringen oft von gewöhnlich befiederten Cochinchina, ohne irgend eine Kreuzung, woraus man schließen könnte, daß in einer früheren Generation Vögel mit einer so eigenthümlichen Federbildung gewesen sein dürften. Als Vaterland der kleinen weißen Sorte, welche unzweifelhaft die interessanteste und beliebteste ist, wird Japan betrachtet; sie haben die Größe eines Zwerghühnchens, legen ihrer Größe angemessene Eier, brüten und führen ausgezeichnet gut. Ihr Gefieder, ähnlich dem Marabout, äußerst weich und zart, ist Veranlassung zu der Benennung Seidenhuhn, wiewohl sie auch noch häufiger Japanesen, auch Siamesen genannt werden. Sie zerfallen in zwei Hauptklassen, nämlich mit gewöhnlicher rother oder fleischfarbener, und mit schwarzblauer Haut. Letztere sind am originellsten, denn mit Ausnahme der blendend weißen Seidenhülle ist Alles an diesem Vogel dunkelblau, fast schwarz: Schnabel, Füße, Haut, selbst das Fleisch hat gleiche Farbe, weshalb es zwar denselben Geschmack wie anderes Hühnerfleisch hat, jedoch vermöge seiner dunkeln Farbe nicht einladend aussieht. Diese Varietät hat glatte Füße, keinen Bart, wenig Kamm und einen kleinen Federbüschel auf dem Kopf, man findet indessen durch Vermischung mit der rothhäutigen Varietät weiße Seidenhühner mit rothen und gelben Füßen, glatt und befiedert, mit kleinerer oder größerer Haube.

Das Negerhuhn,

in Afrika heimisch, ist mehr nur eine Zwergart und gereicht weder zur Zierde, noch zum Nutzen; Gefieder, Kamm und Bart, Haut und Knochen, Alles an ihm ist schwarz, und obgleich sonst ein wohlgestalteter kleiner Vogel, geben ihm doch sein schwarzer Kamm und Bart ein so unfreundliches Aussehen, daß ihm in der That zur Empfehlung für europäische Geflügelhöfe wohl nichts weiter dienen könnte, als eben sein sonderbares Aeußere.

Nach Temminck soll auch in Indien ein Negerhuhn (ob das obige?) wild vorkommen.

Das Berberhuhn.

Von diesem großen, grotesk aussehenden Huhne, dessen Beine, wie bei dem behosten Bantam, befiedert sind, erhielt Hr. Nolan einige Exemplare von jenseits des Mittelländischen Meeres, über Spanien, wo es ebenfalls häufig angetroffen wird. Es ist eine sehr produktive Eierlegerin und zugleich von so starkem Körperbau, daß es bei manchen Sammlern sogar als Cochinchina-Huhn gegolten hat, obgleich ihm auf diesen Namen auch nicht der entfernteste Anspruch zusteht. Seine Färbung ist gewöhnlich dunkel. Hinsichtlich des Brütens steht es übrigens, gleich allem behosten Federvieh, in dem übeln Rufe, durch die von ihren Hosen ausgehende Ausdünstung nur zu häufig Anlaß zum Faulwerden der von ihm bebrüteten Eier zu geben und auch dem Aufziehen der Küchlein zu schaden, jedoch mit Unrecht, wohl aber werden zuweilen durch anhängenden Schmutz der Hosen Eier aus dem Nest geworfen.

Das spanische Huhn (Fig. 21).

Diese Hühnerart wurde von den Spaniern aus Westindien zuerst nach Spanien gebracht, wo man sie früher lange Zeit mit Erfolg gezüchtet hat, und von wo sie dann als spanische Hühner sich weiter über die andern europäischen Länder verbreitet haben, während es jetzt noch gute Exemplare davon aus Spanien zu beziehen schwer hält. Man hat auf Grund vielfacher Nachforschungen die Meinung gewonnen, daß das Spanische Huhn aus Spanien zuerst nach Holland, vielleicht schon zur Zeit der Erbfolgekriege gelangt und dort mit vieler Sorgfalt weiter gezüchtet worden sei. Später zu der Zeit, wo durch Einführung der Cochinchina die Hühnerzucht allgemeinen Aufschwung nahm, und zuerst die Engländer bemüht waren, alle irgend aufzutreibenden verschiedenen Hühnerarten nach England zu schaffen, sich auch unverkennbare Verdienste um reine Nachzucht und Veredelung der interessantesten Gattungen erworben haben, bestrebten sie sich eifrigst, dieses schöne und nützliche Huhn durch sorgfältigste Auswahl der edelsten Zuchtvögel auf eine große Stufe der Vollkommenheit zu bringen, was ihnen so wie den Holländern auch gelungen ist, so daß man aus diesen beiden Ländern die vorzüglichsten Exemplare bezieht. Ein ausgewachsener Hahn wiegt bei 22 bis 24 Zoll Höhe gegen 7 Pfund, die Henne, 19 bis 20 Zoll hoch, ungefähr 6 Pfund. Die Färbung des Gefieders ist ein reines glänzendes Schwarz, ohne Beimischung von Federn anderer Farbe. Der ungemein große scharlachrothe Kamm, einfach gezackt, steht bei dem Hahn gerade in die Höhe, während derselbe bei der Henne nach einer Seite überhängt. Bei dem Hahn darf der Kamm nicht überklappen, was ein Zeichen von Schwäche oder Krankheit sein würde. Die Füße sind unbefiedert und von dunkler Farbe, der Unterkamm ist ebenfalls sehr entwickelt. Die Ohrlappen sind weiß, und als besonders charakteristisches Merkmal dient eine weiße fleischige Substanz, welche sich rings um die Augen verbreitet. Bei den jungen Hähnen zeigt sie sich schon zeitig, bei den jungen Hennen hingegen erscheint sie zuerst in gelblicher Farbe, und wird

immer weißer, je näher die erste Legeperiode tritt. Hähne sowohl als Hennen, deren Augenkreis roth ist, und die zuweilen sogar befiederten Beine zeigen, haben wohl ziemlich die nämlichen guten Eigenschaften, allein sie werden nicht als ächt anerkannt, und von Kennern entschieden verworfen.

Die Spanischen Hühner, hin und wieder, wenn auch ohne allen Grund, Tscherkessen genannt, legen ungemein fleißig, und sehr große Eier von blendender Weiße. Sie brüten nie, oder nur mit höchst seltenen Ausnahmen, und lassen beim Legen vom Frühjahre bis zum Spätherbst nur zuweilen kleine Pausen eintreten. Ihre große Fruchtbarkeit und ihre herrlichen Eier haben ihnen mit Recht die größte Anerkennung erworben, außerdem gereicht ihre schöne schlanke Figur, und ihre stolze Haltung, da sie mit wahrhaft Spanischer Grandezza einherschreiten, jedem Hühnerhof zur Zierde, weshalb sie sich auch großer Verbreitung erfreuen.

Die Küchlein wachsen ziemlich schnell heran, befiedern sich aber etwas langsam, frühe Bruten sind daher besonders anzurathen.

Da die Spanier so wie alle Hühner, die stark gelegt haben, auch stark in die Mauser fallen, so müssen sie in dieser Zeit etwas warm gehalten und reichlich gefüttert werden. Auch im Winter darf man sie bei sehr großer Kälte nicht ins Freie lassen, weil sie sich leicht ihre Kämme erfrieren.

Zur Mast eignen sie sich weniger, da ihre Säfte durch das Legen sehr absorbirt werden.

Das kolumbische Huhn.

Zwar der nächste Verwandte des spanischen, ist dieses Huhn jedoch höher auf den Beinen, von stolz aufrechter Haltung, überhaupt größer; denn der Hahn mißt 24 Zoll, die Henne 20 Zoll in der Höhe und jener hat 8 Pfund, diese 6½ Pfund an Gewicht. Das Gefieder ist ebenfalls schwarz, mit metallischem Schimmer; der rothe Kamm groß, gezackt und aufgerichtet, mitunter auch wohl doppelt; der Bart ist lang; Ohren, Backen und Kehle sind mit Federbüscheln geschmückt; Haube auch hier fehlend; die Kragenfedern zeigen sich von glänzender Schwärze; den Schwanz ziert ein Federbusch, der sich nach vorwärts biegt; die Beine sind blau oder schwarz gefärbt.

Das Fleisch ist weiß und von ausgezeichnet gutem Geschmack. Die Eier sind von außerordentlicher Größe, und die daraus hervorgehenden, schönen Küchlein leicht aufzuziehen.

Der wohlbekannte englische Philantrop, C. B. Newenham Esq., von Dundanian Castle, bei Cork, hat diese Hühner zuerst aus Südamerika nach Irland gebracht und auch Hrn. Nolan vor vielen Jahren mit einigen schönen Exemplaren erfreut. Sie wurden sodann auch als gute Legerinnen erfunden, und zwar der größten Eier, die von Hühnern überhaupt herrühren. Und neben allen diesen Eigenschaften empfehlen sie sich auch durch ihre mütterlichen Tugenden im eifrigen, sorgsamen Ausbrüten und Pflegen ihrer Jungen, deren weiteres Aufziehen, wie schon gesagt, sehr leicht von Statten gehen soll. Uebrigens ist dieses Huhn weder in England noch Deutschland bekannter geworden.

Polands oder Haubenhühner (Fig. 22).

Diese Hauptklasse umfaßt eine große Menge von Varietäten, welche darin übereinstimmen, eine große Federhaube auf dem Kopf, meistens auch einen Federbart, dabei äußerst wenig Kamm zu haben, übrigens sich durch glatte oder befiederte Füße, so wie durch die Farbe des Gefieders unterscheiden, welches einfarbig oder mehrfarbig ist. Die Benennung Polands oder Polnische Hühner glaubt man davon herleiten zu müssen, daß die großen runden Hauben Aehnlichkeit mit den Pelzmützen der Polnischen Bauern haben, denn als eigentliches Stammland dieser Hühner kann Polen in keiner Weise betrachtet werden, auch ist sonst ein Grund nicht vorhanden, welcher den Namen rechtfertigen dürfte.

In Holland werden die Polands mit besonderer Vorliebe gezüchtet, und die größten wie schönsten Exemplare kommen aus Holland und Belgien.

Im Durchschnitt und mit wenig wesentlichen Abweichungen legen diese Hühner mittelmäßig große Eier, brüten selten, und dann ziemlich unzuverlässig, eignen sich auch vermöge ihrer großen Haube, die sie am Sehen hindert, nicht zu führenden Müttern, überhaupt da sie auch keine großen Anlagen zur Mast besitzen, gehören sie nicht zu den vorherrschend nutzbaren Arten, wohl aber gewähren sie einen schönen Anblick und sind daher von Liebhabern sehr geschätzt.

Die Hauptvarietäten bestehen in:

Dem schwarzen Poland mit weißer Haube,

welcher einen umso höhern Werth hat, je größer und reiner die weiße Haube ist, ohne mit schwarzen Federn vermischt zu sein; Füße glatt und dunkel.

Dem grauen Poland mit weißer Haube,

auch Silberhuhn genannt, da sein Gefieder einfarbig hellblaugrau, silberfarbig erscheint; theils glatt theils an den Füßen gefiedert, letztere blaßroth oder gelb.

Dem gelben Poland mit weißer Haube,

auch Viktoria genannt, mit möglichst egalem gelben Gefieder, übrige Eigenschaften wie bei vorstehendem.

Dem Sperber-Poland mit weißer Haube,

Gefieder gleichmäßig Kukuksperber, sonst den obengenannten gleich.

Dem Goldlack-Poland,

auch Hamburger Prachthuhn genannt. Dasselbe ist orangefarbig, jede einzelne Feder desselben schwarz gesäumt oder am Ende getupft; diese schwarzen Federn haben einen glänzenden grünen oder violetten Schein, Haube

sehr groß und schwarz, gewöhnlich mit gelben Federn gemischt oder berändert, starker schwarzer Bart, Füße meistens glatt und dunkel, zuweilen aber auch befiedert. Die regelmäßige Zeichnung dieses Huhns, verbunden mit der großen Haube und dem starken Bart geben ihm ein brillantes Ansehen und machen es zu einer der beliebtesten Sorten.

Dem Silberlack-Poland,

ganz dem vorherigen gleich, nur mit dem Unterschiede, daß die Grundfarbe ein reines Weiß ist, welches um so schöner hervortritt, wenn die schwarzen Federn einen violetten Glanz haben, wogegen das Weiß einen gelblichen Schimmer hat, wenn das Schwarze einen grünlichen Schein besitzt. Wohl giebt es noch Haubenhühner oder Polands in andern unregelmäßigen Farben, die aber dann keine Beachtung genießen.

Diesen Haubenhühnern schließt sich:

Das brabanter Huhn

zunächst an, welches sich von den Gold- und Silberlack-Hühnern nur dadurch unterscheidet, daß es zwar auch einen starken schwarzen Bart, und ebenso eine schwarze Haube besitzt, letztere aber nicht rund sondern helmartig in die Höhe gerichtet mit einer kleinen Neigung nach vorn erscheint, wodurch das Huhn weniger am Sehen gehindert wird, als bei einer sehr vollen, das ganze Gesicht umhüllenden Haube. Diese Varietät wird in vielen Gegenden Deutschlands sehr geschätzt, stark gezüchtet, und ihr der Vorzug vor den großen runden Hauben gegeben. Außer den beiden genannten Schattirungen existirt noch eine dritte, chamois oder blaßgelb mit schwarz, ohne Zweifel aus Vermischung der beiden andern Farben entstanden.

Holländische Alletagleger, graue und braune Bolton-Hühner (im Englischen vulgo Chittiprats, Creels etc.). (Fig. 23.)

Diese hübsche kleine Hühnerart wird noch häufig aus Holland nach Großbritannien eingeführt, scheint aber auch zu Bolton in Lankashire ständig gezüchtet zu werden, daher man sie denn auch in diesem Insellande nach jenem Orte zu nennen pflegt. Die Grundfarbe des Gefieders der grauen Bolton-Hühner ist ein reines Weiß, mit einem schönen, zarten schwarzen Anflug, während sie bei den braunen Boltons röthlichgelb mit derselben schwarzen Zeichnung ist. Da beide Varietäten, je nach der Färbung, golden oder silbern glänzen, so giebt es auch hier Gold- oder Silberhühner. Im Uebrigen besteht zwischen beiden Spielarten auch nicht die mindeste Verschiedenheit; dagegen unterscheiden sie sich hinsichtlich des Gefieders, der Größe, Gestalt und sonstigen Kennzeichen von vielen andern Arten der Hühnergattung; am nächsten stehen sie noch dem Silber-Fasanhahne, dessen Zeichnung jedoch entschieden anders ist. Sie sind, wie gesagt, ein netter, gesunder und abgehärteter Schlag Hühner, der sich auf der Tafel als Substitut für junge Hühnchen sehr hübsch macht, und um so mehr, als auch das Fleisch ihres runden, gedrungenen Körpers weiß und

saftig; der Hahn wiegt $4\frac{3}{4}$ Pfund, bei 17 Zoll Höhe, die Henne 4 Pfd. und ist $15\frac{1}{2}$ Zoll hoch; das Gefieder von der angegebenen Färbung; der Kamm doppelt rosenförmig, mit scharfer Spitze, aber ohne Haube; weiße Ohrlappen und starker, runder Bart; die Kragenfedern sind weiß oder von zart angeflogener Färbung: der Schwanz zum Schwärzlichen sich hinneigend; Beine blau oder weiß.

Wie schon ihr Name andeutet, sind diese Hühner überaus fleißige Legerinnen, welche sich von dieser Funktion selbst durch die Kälte im Winter nicht abhalten lassen; als Brüterinnen auf ihren, übrigens sehr kleinen Eiern kann man sie jedoch keineswegs loben. Die niedlichen Küchlein erfordern aber auch eben nicht viele Sorgfalt im Aufziehen und empfehlen sich daher den Damen im Geflügelhofe und auf Rasenplätzen zu einer angenehmen Augenwaide und Zeitvertreibe.

Das Campiner- oder Hoogstracter Huhn ist mit dem obigen offenbar verwandt; es ist fein grau geperlt, Hals und Kopf weiß; kleine Figur.

Das frisirte persische oder Strupp-Huhn,

ist ein kräftiger, abgehärteter Vogel, der reichlich legt, ämsig brütet und als Mutter sich überhaupt wahrhaft musterhaft erweist; auch sind ihre Küchlein leicht aufzuziehen und, obgleich allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, doch keineswegs zu beklagen, da sie unter ihrem Gefieder noch eine reiche Dunendecke tragen, ganz geeignet, um ihre eigene Brut oder fremde Küchlein (auch von Fasanen, Auer-, Hasel-, Rebhühnern 2c.) aufzubringen. Uebrigens giebt es dieser Art Hühner von allen Farben, und ihre Größe ist die des gemeinen Huhns. Der Hahn ist 18 Zoll hoch und an 5 Pfund, die 16 Zoll große Henne $4\frac{1}{2}$ Pfund schwer. Das Gefieder hat in der That ein sonderbares Aussehen, indem jede Feder gekräuselt ist und vom Körper absteht. Der Kamm ist ziemlich groß, gezackt und aufrechtstehend; eine Haube nicht vorhanden; Ohrlappen von gewöhnlichem Aussehen; Bart groß und abgerundet; die Kragenfedern entsprechen in ihrer Färbung dem übrigen Gefieder; der Schwanz ist wie bei andern Hühnern aufgestutzt; die Beine sind verschieden wie das Gefieder gefärbt. Das Fleisch unter der weißen Haut hat einen guten Geschmack.

Die struppigen Federn geben dem Huhn das Ansehen, als ob es naß geworden und von hinten in einen Wirbelwind gerathen wäre; es wird daher auch nur selten gehalten. In Persien sollen diese Hühner häufig sein.

Das Crèvecoeur Huhn (Fig. 24.)

Unter den französischen Hühnerarten, so vortrefflich die nachbeschriebenen auch ebenfalls sind, hat ohne Zweifel das obengenannte gerechten Anspruch auf den Vorrang zu machen, sowohl was Schönheit, Größe und Kräftigkeit, als auch Nutzbarkeit betrifft, ja es darf sich in fast allen diesen Eigenschaften selbst den renommirtesten Hühnerracen kühn zur Seite stellen. Als Hauptkennzeichen dienen ihm seine stattliche, mit der Zeit nach hinten meistens weiß werdende Haube, sowie der auffallend in zwei Spitzen oder Hörner auslaufende rothe Fleischkamm. Die Färbung des Gefieders an Hals, Rücken, Flügel und Schwanz ist dunkelschwarz mit grünlichem oder

bläulichem Gold- oder Silberschimmer, an den übrigen Theilen, mit Ausnahme der braunschwarzen Bürzelfedern, mattschwarz. Manche Hühner haben auch, unbeschadet ihrer reinen Zucht, hier und da hellere Federn eingemischt, sind aber dann weniger gesucht. Ihre kurzen, starken Beine haben eine bleigraue Färbung.

Als Gegensatz zu ihrem stolzen Aeußeren zeichnen sich diese Hühner auch durch ihre Sanftmuth und Friedensliebe aus; sie legen auch recht gut, brüten nicht, oder äußerst selten, und die Küchlein wachsen sehr leicht und schnell heran, so daß sie schon mit 5 Monaten völlig ausgewachsen sind. Da ihr Knochenbau ein überaus feiner ist, ihr Fleisch das vieler anderen Hühner an Weiße und Zartheit übertrifft, sich auch besonders leicht mit Fett durchsetzt, so liefern diese Hühner vor allen jene ausgezeichneten französischen Poularden, von welchen etwa halbjährige nicht selten 6 Pfund, Kapaune oder Hähne von demselben Alter 7 Pfd. und darüber schwer werden.

Das Houdan-Huhn (Fig. 25),

ist ebenfalls eine schöne und vortreffliche Gattung französischer Hühner. Das Gefieder zeigt gewöhnlich durchgehend eine ziemlich unregelmäßige oder gescheckte Mischung von Weiß und schwarz; bald die eine, bald die andere dieser beiden Farben mehr vorherrschend. Sie haben meistens eine ziemlich starke Haube, welche indessen gleich denen der Crêve Coeur mehr nach hinten zu neigt, sie daher am Sehen nicht hindert. Das besonders charakteristische Merkmal dieser Hühner ist, daß sie eine Doppelzehe, mehr oder weniger entwickelt haben, demnach sowie die Dorkings fünfzehig sind. Die Houdans legen gut, große Eier und brüten nur ausnahmsweise; ihre Jungen wachsen und befiedern sich fast ebenso schnell als die der Crêve Coeur. Ein Stamm Houdans auf einem Hofe gewährt einen eleganten Anblick; sie sind etwas höher gestellt als die Crêve Coeur und haben rothe oder blaue glatte Füße.

Das Huhn von Mans,

nach der gleichnamigen Hauptstadt des Sarthe-Departement im nordwestlichen benannt, gehört ebenfalls zu den schönsten und nutzbarsten Hühnerracen dieses Landes. Das Gefieder des Hahnes variirt sehr in der Färbung; sein einfacher gezackter, unbehaubter Kamm steht aufrecht und breitet sich ziemlich weit frei nach hinten aus; Bartlappen lang; die Henne ist in der Regel ganz schwarz gefärbt, die Beine sind bleigrau.

Auch dieses Huhn zeichnet sich durch seine Nutzbarkeit als fleißige Eierlegerin, besonders aber auch durch seine leichte Mästbarkeit aus, so daß seine Poularden und Kapaune gar schnell bis zu 8 Pfd. und darüber schwer werden, sich auch ihres zarten, saftigen, delikaten Fleisches wegen selbst außerhalb Frankreichs eines wohlverdienten Rufes erfreuen.

Das Huhn von La Flêche (s. Fig. 26.)

So wenig entfernt der Zuchtort dieser Hühner-Varietät, welcher ihr den Namen gegeben hat (La Flêche eine kleine Stadt im Departement der

Sarthe), von dem der zunächst hervorgehenden gelegen ist, weicht doch dieses der Grafschaft Maine ganz eigenthümliche Huhn von seinem Vorgänger äußerlich gar sehr ab, wie ähnlich beide Hühnerarten in ihren vortrefflichen Eigenschaften sich sonst auch sind. Es ist aber auch ein sehr schöner großer auf seinen hohen, wie in Halbhosen steckenden Beinen stattlich einherschreitender Vogel, dessen kleiner gezackter, von einem Federbüschlein überragter Kamm, sowie der ansehnliche Unterkamm, lebhaft roth gefärbt ist, das Gefieder hingegen durchaus schwarz, in seinen langen, feinen Kragenfedern, sowie an andern Theilen des Körpers jedoch schön und violettglitzernd und sich hier und da in den Tönen der Hauptfarbe dunkler oder heller nüancirend.

Die Stadt La Flèche ist gleichsam eine Musterschule für das Mästen von Hähnen und Poularden. Statt die Hähne dort zu kapaunen, hält man sie, wenn ausgewachsen, unter der Bezeichnung coqs vierges (Jungfernhähne) von den Hennen abgesondert, und indem man sie so zur Enthaltsamkeit zwingt, lassen sie sich binnen höchstens 6 Wochen bis zu einem Gewichte von 12 Pfund frecken. Diesem Huhn ist am Aehnlichsten eine in Holland und Belgien sehr beliebte Gattung:

Das Breda-Huhn,

ebenfalls hochgestellt, mit dem Unterschied; daß dasselbe keinen Federbüschel, und an Stelle des Oberkammes gleichsam eine kleine harnartige Platte, aber einen sehr entwickelten Unterkamm hat. Die Farben dieser Hühner sind ganz schwarz und ganz weiß, zuweilen auch Kuckukfarben, Füße zuweilen etwas befiedert.

Das Dorking-Huhn (s. Fig. 27.)

Diese englische Hühnerart führt ihren Namen von dem Ort Dorking in der Grafschaft Surrey, wo sie sonst sehr zahlreich zu finden war, wegen der vielen Nachfrage nach ihr in neuerer Zeit aber so selten geworden ist, daß es schwer hält, nach ächte Exemplare von dort her zu bekommen. Der Hahn erreicht eine Höhe von 22 Zoll, die Henne von etwa 20 Zoll und ein Gewicht bis zu 9 Pfund. Der Körper dieser Art ist ziemlich langgestreckt, gedrungen mit breiter Brust und Rücken; sein Gefieder grau, entweder farbig gesprenkelt, oder gestreift, zuweilen auch von rother Färbung; der Kamm des Hahnes groß, einfachgezackt und aufgerichtet; keine Haube; die Kragenfedern variiren je nach der Färbung des Gefieders; der Schwanz präsentirt sich, wenn gut besetzt, als ein stattlicher Federstutz; die kurzen Beine sind weiß oder blau; die Füße als besonders charakteristisches Kennzeichen dieser Species, mit einer fünften Zehe versehen. Die Hennen legen reichlich, doch sind ihre Eier verhältnißmäßig nur mittelgroß. Die Küchlein wachsen etwas schwieriger heran, als bei den meisten andern Hühnern. Das Fleisch dieser Vögel ist weiß, saftig und von Wohlgeschmack. Es möchte daher kaum eine Hühnerart geben, welche, was ihre Nützlichkeit betrifft, besser als die Dorkings, welche ursprünglich aus der Normandie stammen sollen, für die Landwirthschaft sich eignen möchte, besonders da sie sich in England auch zur Kapaunirung sehr gut erprobt haben; doch muß auch sie, wie jede andere Art, von Zeit zu Zeit durch frisches Blut

erneuert werden, wenn sie nicht ausarten soll. Uebrigens ist es Schade, daß die Hähne schon im frühen Alter oft plötzlich, man weiß nicht recht warum, verkümmern und sterben.

So abgehärtet auch die ältern Dorkings sind, so mißlich sind sie in ihrer Jugend und erfordern viele Pflege und sehr gutes Futter.

Die Engländer sind besonders stolz auf ihre Dorkings, da sie behaupten, es sei eine original englische Race. Dem sei nun, wie ihm wolle, so liegt ihnen doch aus gedachtem Grunde die Veredlung derselben besonders am Herzen, und sie haben mit so glücklichem Erfolg darin operirt, daß die Dorkings in England sich successive wohl um die Hälfte vergrößerten, im Vergleich zu der Größe und Stärke, die sie vor 10 bis 12 Jahren noch hatten. Diese Vergrößerung der Race wurde durch rationelle Kreuzung erlangt und zwar in folgender Weise: einem möglichst schönen und großen Dorkinghahn wurden Hennen einer andern noch stärkeren Race, z. B. Malayen oder Brahma Pootra beigegeben, die hieraus hervorgehenden jungen Hähne beseitigt, die jungen Hennen aber das darauf folgende Jahr abermals mit einem Dorkinghahn, jedoch des Blutwechsels wegen nicht mit dem erst benutzten, sondern einem andern guten Hahn vereinigt, und mit diesem Modus einige Jahre fortgefahren, wodurch in 3 bis 4 Jahren Dorkings erzeugt wurden, alle Merkmale und Eigenschaften der ächten Race an sich tragend, aber von weit bedeutenderem Körperumfang. Der Einfluß des Hahns auf die Nachzucht ist größer als jener der Henne, und mit jeder neuen Kreuzung bilden sich die Resultate dem Vorbild entsprechender aus.

Es giebt Dorkings in sehr verschiedenen Farben, wie bei dem gewöhnlichen Landhuhn; eine Zeit lang wurde weiß, als seltener, mehr gesucht, in neuerer Zeit sind Kuckuksperber besonders geschätzt; die Mode wechselt auch hierin.

Das Sussex= oder Kent=Huhn

steht dem Dorking im Aussehen so nahe, daß beide sich von einander kaum unterscheiden lassen; auch möchte man sie für identisch halten dürfen, da es häufig vorkommt, daß aus einer und derselben Brut dieser Art einige Küchlein fünf Zehen haben und von den Züchtern daher Dorking genannt werden, während die andern, als nur vierzehig, für der alten Sussex=Art angehörig gelten. Diese letztere wird der Dorking=Varietät von Vielen aus dem Grunde vorgezogen, weil ihnen die Zehenzugabe nur eine Mißbildung zu sein und, wenn sie sehr hervorsteht, auch zu übeln Zufällen leicht Veranlassung geben zu können scheint. Man hat sie übrigens von all den verschiedenen Farben der Dorkings, so daß die Beschreibung dieser Letztern in allen Beziehungen, nur etwa mit Ausnahme der Mehrzehigkeit, auch auf sie paßt.

Das Kuckukshuhn,

in Norfolk also benannt, weil sein Gefieder der Brust eines Kuckuks ähnelt, scheint eigentlich wohl nur eine Bastardart zu sein, wofür es auch von Vielen gehalten wird; indeß hat es sich doch auf vielen englischen Geflügelhöfen durch mehrere Geschlechter hindurch mit festen charakteristischen

Merkmalen erhalten. Diese Hühner haben übrigens ganz das stattliche Aeußere der Dorkings, sind überhaupt, namentlich die Hennen, nur schwer von diesen zu unterscheiden, und um so weniger leicht, als das Gefieder unserer Kuckukshühner ebenfalls vorherrschend grau ist, jedoch mehr schieferfarben und mit weißen Wellenlinien gezeichnet. Der Kopf ist unbehaubt, trägt einen sehr kleinen Kamm und zeichnet sich durch hellorangenfarbene Kreise um die Augen aus; die Beine sind von heller Fleischfarbe. Da ihre Hennen reichlich und dabei große, schön weiße und spiegelglatte Eier legen, gern und sorglichst brüten, auch ihren sonstigen Mutterpflichten bestens nachkommen und sich zudem noch, gleich den Dorkings, recht kapital mästen lassen, so kann man diese Hühner den Züchtern nur empfehlen.

Das Lerchenkamm=Huhn.

Diese hübsche Hühnerart theilt mit dem Kuckukshuhn das Schicksal, nicht überall nach ihrem vollen Werthe geachtet zu werden, indem nur die weißbefiederte Sorte derselben sich eines hohen Ansehens zu erfreuen hat. Es giebt nämlich von den Lerchenkamm-Hühnern gar verschiedenfarbige Exemplare, indem sie theils durchaus und zwar blendend schneeweiß, theils braun und gemischt oder ganz schwarz sind. Von den polnischen Hühnern, zu welchen unsere Art, einer jeweiligen Aehnlichkeit in den Kämmen beider Vögel wegen, von vielen Londoner Geflügelhändlern gerechnet wird, unterscheiden sie sich wesentlich eben dadurch, daß der Kamm der Polen mehr nach vorn sitzt, bei den Lärchenkämmigen mehr hinterwärts aufsitzt; derselbe ist übrigens bei den Hähnen einfach, aufgerichtet und nimmt zuweilen beinahe völlig die Stelle der Federhaube ein; auch unsere Hühner=Damen gefallen sich in verschiedenartigem Kopfputz, jedoch lassen manche es sich bescheiden an kaum einem halben Dutzend Federn genügen.

Ihr sonstiges Aussehen ist ein gar stattliches, wenn sie auch den Dorkings und andern in der Größe nicht ganz gleichstehen; auch ist Fleisch und Haut bei ihnen weiß, zart und von delikatem Geschmack, sowie sich übrigens von dem schönen blendendweißen Gefieder der betreffenden Sorte ein unweit leichterer und vortheilhafterer Absatz erzielen läßt, als von den dunkelgefärbten Hühnerfedern.

Das rothmondige oder goldglänzende Hamburger oder Fasanhuhn (s. Fig. 28a u. b).

Dieses prächtige Huhn, das in Lankashire, Westmoreland und Yorkshire mit besonderer Sorgfalt gezüchtet wird, verdankt seinen stolzen Namen keineswegs einer verwandtschaftlichen Beziehung zu dem wirklichen Fasan, sondern lediglich der schönen Färbung seines Gefieders, worin es dem braunen Fasan in der That ähnelt.

Der Hahn ist, bei 19 Zoll Höhe, an $5\frac{1}{2}$ Pfd., die Henne $4\frac{1}{2}$ Pfd. schwer und 17 Zoll hoch. Die Grundfärbung des Gefieders ist ein schönes, goldglänzendes Orangeroth, mit schwarzgrünen, rothbetüpfelten Monden an Brust, Rücken und Bauch; der Kamm groß, doppeltrosenförmig, nach hinten zugespitzt, von einer Haube keine Spur; der Bart groß und abgerundet; die Ohrlappen sind weiß; die Kragenfedern goldigschimmernd; die Beine blau, der Schwanz präsentirt sich schön aufgestutzt.

Die Henne legt sehr reichlich, und ihre Küchlein beanspruchen keine außergewöhnliche Pflege. Die Haut dieser Hühner ist übrigens ebenso appetitlich weiß, als ihr Fleisch von feinstem Wohlgeschmack.

Das silberglänzende Fasanhuhn

ist nur eine Spielart seines Vorgängers, dessen orangenrothe Grundfärbung hier durch ein silberschimmerndes Weiß vertreten ist.

Das schwarze Fasanhuhn,

mit seinem durchgehends glänzend schwarzgrünen Gefieder, ist im übrigen Aussehen und Haltung seinen beiden Vorgängern so durchaus gleich, daß es ohne Zweifel aus der Zucht dieses Urstammes entsprossen ist.

Das Malayen-Fasanhuhn.

Eine andere Bewandtniß hat es dagegen mit dieser Hühnerart, wenn ihr auch ebenso wenig, als seinen Namensverwandten, ein Tropfen Fasanenblut in den Adern quillt; sie sollen vielmehr, nach der Behauptung Baker's, eines der achtbarsten Händler mit Zierhühnern, in London und Chelsea, von Kalkuttaer Zucht sein. Whitacker, ein anderer englischer Züchter, sagt weiter über diese unsere Varietät Folgendes: „Meine Hähne haben am Halse ein ganz besonderes Gefieder, die Halsfedern sind nämlich sehr lang und voll, dunkelroth und an den Spitzen schwarz, aber am untern Ende flaumfederweiß. Daher erscheinen sie als ein scheinbares Gemisch von Dunkelroth und Weiß um den Hals herum, was um so mehr in die Augen fällt, da es von dem glänzend schwarzen Halsgefieder der Hennen grell absticht. Rückendecke und Flügel sind etwas spärlich befiedert und auch der Schwanz ist nicht sehr voll. Das Huhn besitzt eine gute, aufrechte Haltung."

„Die im Juni ausgekrochenen Küchlein gedeihen immer besser als die früheren. Die Küchlein dieser Brut sind Anfangs sehr klein und nur spärlich mit Flaumfedern bedeckt. Wenn sie größer werden, sehen sie fast nackt aus und sind auch gegen Kälte sehr empfindlich. Im Alter von sechs Wochen sind sie nicht halb so groß als die Dorkingrace, die gleich alt ist, aber nach zwei Monaten wachsen sie sehr schnell; die Hühnchen befinden sich gut. Die Hähne sind bis zu fünf Monaten unbekleidet; darauf erhalten sie ihr dauerndes Gefieder und wachsen schnell. Das Fleisch ist ganz delikat und weiß. Sie legen viel, obgleich spät. Ich vermuthe mit großer Zuversicht, daß sie aus einem wärmern Klima zu uns seit nicht zu langer Zeit eingeführt sind. Als eine lohnende Zucht kann ich sie nicht empfehlen, wegen der Gestalt und des prächtigen Gefieders aber gehören sie unzweifelhaft zu den Zierden des Hofes."

An einer andern Stelle desselben Werkes heißt es:

„Mit den Malayenhühnern haben sie keine andere Aehnlichkeit, als daß die Hähne etwas hohe, die Hennen im Gegentheil kürzere Beine besitzen. Die Kämme der Hennen sind sehr klein. Ich habe nie einen Hahn gesehen, der nicht weiße Flecke auf einer seiner Schwanzfedern hatte. Man wird wahrnehmen, daß bei den Fasan-Malayenhennen die beiden längsten

Schwanzfedern etwas gekrümmt sind, was, wenn der Vogel völlig ausgewachsen und völlig befiedert ist, sein Aussehen ungemein verschönert. Sie sind erst im zweiten Jahre ausgewachsen" u. s. w.

„Die Hähne sind groß gewachsene Vögel, von dunkelrother Farbe, mit kleinem Kamm. Die Farbe der Beine ist ganz weiß und stimmt nicht mit den Norfolker Exemplaren überein."

„Die Eier sind ganz klein, aber von vortrefflichem Geschmack, weder sehr weiß, noch sehr braun. Die Form derselben weicht beträchtlich von einander ab."

Das ägyptische Huhn.

Dieses Huhn ist vor längeren Jahren aus Alexandrien nach dem nördlichen Deutschland eingeführt worden, und hat daselbst die in seinem Heimathlande entwickelten Eigenschaften des fleißigen Legens und der gänzlichen Enthaltsamkeit vom Brüten getreulich beibehalten. Letzterer Umstand scheint schon vor undenklicher Zeit den ägyptischen Hühnern eigenthümlich gewesen zu sein und die dortigen Bewohner veranlaßt zu haben, auf künstliche Brut bedacht zu sein, worin sie eine anderwärts noch nicht erreichte Fertigkeit und Sicherheit erlangt haben, die ihnen einen Thermometer entbehrlich macht. Von Figur wenig größer als die Zwerghühner, erscheinen sie vermöge ihrer ziemlich hohen glatten Füße nicht so unansehnlich. Der Kopf ist glatt, Kamm einfach, Gefieder meistens weiß, indessen dürften Vermischungen mit andern Gattungen, vielleicht auch klimatische Einflüsse beigetragen haben, ihr Gefieder so wie ihre Kammbildung zu verändern. Sie legen fleißig, verhältnißmäßig große Eier, und sind unschwer aufzuziehen.

Kräher über den Berg.

Woher der eigenthümliche Name dieser merkwürdigen Art Hühner herrührt, ist nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, indessen ist der Vermuthung Raum zu geben, es solle derselbe die Idee ausdrücken, man vermöge die Stimme eines solchen Hahnes entweder über einen Berg hinweg zu vernehmen, oder sie halte so lange an, als der Hahn Zeit bedürfe, um über einen (doch nicht allzuhohen) Berg, hinweg zu gelangen. Unter allen Umständen ist es äußerst interessant, dieses lang anhaltende, in mehrere Tonarten übergehende, zuweilen sogar trillernde Krähen eines Hahns dieser Race zu hören. Während des Krähens streckt der Hahn den Hals lang, vor sich hin, und zieht gewissermaßen die Töne aus der Kehle, worauf dann noch ein gedämpfter Nachschlag folgt. Man kann annehmen, daß mindestens die doppelte Zeit, welche ein gewöhnlicher Hahn zum Krähen verwendet, von ihm in Anspruch genommen wird, und je größer die Pausen zwischen dem Krähen sind, um so anhaltender und kräftiger erfolgt es dann.

Die Größe, Figur, Kopf und Kammbildung dieser Kräher ist ungefähr die der Spanier, nur ist das Gefieder mehr oder weniger gelbbraun gefleckt, und der weiße Augenkreis fehlt; sie legen gut, große Eier und brüten so wenig als die Spanier, von denen sie wahrscheinlich abstammen und durch irgend eine Kreuzung möglicherweise ganz zufällig entstanden

sind. Uebrigens ist nicht jeder Hahn dieser Gattung ein Virtuose, sondern es fallen häufig Hähne, ohne alles Talent; man hat beobachtet, daß junge Hähne, welche schon im Herbst anfangen zu krähen, später keine gute Stimme erlangen, während solche, die nicht vor dem Frühjahr damit beginnen, gewöhnlich sehr gute Kräher werden.

In der Gegend von Elberfeld, Barmen, überhaupt im ganzen Wupperthal sind die Kräher über den Berg hauptsächlich zu Hause, und von da meistens weiter verbreitet worden.

Der britische Kampfhahn (s. Fig. 29).

Dieser in England nur zu wohlbekannte und hochgeschätzte Vogel ist als eine besondere Varietät erfunden worden, ausgezeichnet durch seine Kampfbegier, sowie durch den unbeugsamen Muth, womit er im Kampfe selbst noch unter solchen Umständen ausharrt, daß es Jedem, der diesem grausamen Schauspiele nicht beigewohnt hat, als unbegreiflich erscheinen muß.

Die äußeren guten Eigenschaften eines Kampfhahnes sind folgende: Ein schmaler, langer, oder doch wenigstens sehr spitz zulaufender Kopf, ein großes, volles Auge, ein gebogener, starker Schnabel, ein dicker, langer Hals, (was besonders bei Kämpfen, in welchen er es mit einem seine Angriffe nur nach dem Kopfe richtenden Gegner zu thun hat, von großem Vortheil ist), ein kurzer gedrungener Körper mit runder Brust (da ein scharfbrüstiger Hahn viel unnützes Gewicht mit sich führt und niemals eine schöne Vorhand hat), schöne, dicke, gut oben an den Schultern angesetzte Schenkel (denn ein Hahn mit zu weit hinterwärts befindlichen Schenkeln wird sicherlich nie lange im Kampfe ausharren), lange, dicke Beine, welche, wenn sie der Färbung des Schnabels, blau, grau oder gelb, entsprechen, noch einen Vorzug mehr haben; die Füße müssen breit und dünn, mit sehr langen Klauen, sein. Was seine Haltung betrifft, so muß sie aufrecht, jedoch nicht steif sein; sein Gang stattlich mit theilweise, aber nicht nach Art der Gänse, ganz ausgebreiteten Flügeln; die Färbung des Gefieders wo möglich grau, gelb oder rosenfarbig mit schwarzer Brust; seine Sporen müssen rauh, lang und einwärts gekehrt sein. Was seine Färbung betrifft, so ist dieselbe zwar unwesentlich, denn es hat gute Hähne von allen Farben gegeben, aber die Federn dürfen nicht zu dicht sein; dagegen zeugt ihre Kürze und bedeutende Härte mit für des Vogels Gesundheit.

Das Fleisch der Kampfhähne ist weiß, zart und überaus wohlschmeckend; die Eier ihrer Hennen ziemlich klein. Die Züchter dieser Hühnerart haben für sie, nach den verschiedenen Farben derselben, eine Menge Namen, welche deutsch zu geben zum Theil schwierig, übrigens aber auch von wenig oder keinem Interesse sein würde, daher sie hier übergangen werden.

Das allgemeine Aussehen der Hennen ist ganz dem Charakter der Hähne entsprechend. In gewisser Beziehung hat ihre Individualität sogar eine größere Bedeutung, da es bei den betreffenden Züchtern allgemein angenommen ist, daß die Brut einer schlechten Henne nichts tauge, so gut auch immer ihr Hahn gewesen sei, daß hingegen ein eben nicht ausgezeichneter Hahn und eine vorzüglich gute Henne eine treffliche Nachkommenschaft liefern. Die allgemein herrschende Meinung, die Farbe der Eier müßte

nothwendig ins Büffellederfarbene spielen, wie es gewöhnlich der Fall ist, beruht auf einem Irrthume *).

Die Ansicht einiger Züchter hinsichtlich der Nachkommenschaft dürfte doch wohl nicht ganz die richtige sein, da nicht angenommen werden kann, bei den Kampfhühnern finde ein dem gewöhnlichen entgegengesetztes Verhältniß statt, indem in allen andern Fällen, was Zeichnung, Figur, Farbe und sonstige Eigenschaften betrifft, der Hahn vom entschiedensten Einfluß ist, und die Erfahrung häufig genug ergeben hat, wie von einem guten Hahn und einer schlechten Henne recht gute Junge hervorgehen können, während von der besten Henne und einem selbst nur mittelmäßigen Hahn regelmäßig schlechte Nachkommen fallen.

Den Kampfhähnen wird in der Jugend Kamm und Kammlappen glatt abgeschnitten, da der Kamm jederzeit der empfindlichste Theil am Körper ist, und sich die gegenseitigen Angriffe der Hähne stets vorzugsweise auf diese Stelle richten.

Das Furneß-Kampfhuhn.

Ueber das Vaterland dieses prächtigen Huhnes läßt sich nichts auch nur mit einiger Bestimmtheit angeben. Bei dem Hahne sind Hals, Brust und Schweif von einem sehr reichen, glänzenden Schwarz, das jedoch ins Gelbröthliche nüancirt. Die Henne ist, bis auf einen leichten goldgelben Anflug am Bürzel, durchaus schwarz. Sind diese Bürzelfedern ganz goldfarben, so rührt dies von einer Kreuzung her. Auch hat man schwarze Furneßhühner mit kupferrothen Flügeln; von diesen unterscheidet sich das iltisfarbene Kampfhuhn nur durch eine hellere, mehr strohgelbe, Färbung, besonders in den Flügelfedern, während der Rumpf meist schwarz, die Brust schattirt oder gestreift ist.

Die rauhfedrigen Kampfhähne (piles) sind entweder roth, an der Brust gestreift (Chesshirer oder Staffordshirer), oder rothrückig und weißbäuchig, mit weißen und rothen Bruststreifen.

Die ganz weißen Kampfhühner werden in England vorzüglich geschätzt.

Durch die Kreuzung der Kampfhühner und deren Halbblut mit andern Hühnern ist in England übrigens in der Färbung des Gefieders ein solcher Mischmasch entstanden, daß es schwer hält, noch derartige Vögel von reiner Zucht aus diesem Mischlingsvolke heraus zu erkennen. Eine dem Grafen Derby gehörige Partie ausgezeichnet schöner Furneßhühner ist roth, mit schwarzer Brust. An dem sich wundervoll präsentirenden Hahn ist der Schnabel weißgestreift; der Hals rund und stark; der Kragen dicht befiedert, ebenso auch der breite, lange Schweif, an der Wurzel dicht gebüschelt; die Brust breit und schwarz; der Bauch klein und enganschließend; die Flügel sind abgerundet und gehörig verlängert zur Deckung der kurzen und dicken, derb angesetzten Schenkel, die Beine lang und weiß; der Kamm ist, bevor er beschnitten wird, ziemlich groß und roth; fünf Pfund schwer. Die rundgeformte Henne, von Rebhühnerfarbe, hat weiße Beine und Füße und einen großen Fächerschwanz. Die Eier sind verschieden

*) Die Beschreibung eines Hahnenkampfes, sowie alles sonst darauf Beziehliche, wird der Leser im Anhange finden.

gefärbt, gut proportionirt und länglich. Die Fütterung, worauf viel ankommt, wird sehr geheim gehalten. Auch machen die Fütterer der Kampfhühner, sowie deren Abrichter, je ein besonderes Gewerbe aus ihren Geheimnissen, ja die Letzteren ziehen auf ihre Kunst im Lande (Großbritannien) umher. Bei dem Züchten dieser Hühner wird in der Absonderung von den andern die höchste Sorgfalt, sowie auch sonst die strengste Kontrole angewendet, indem nur gewisse Kreuzungen für statthaft gehalten werden.

Das kurzgefaßte Resultat aus der vorhergehenden Beschreibung mehrerer Hühnersorten dürfte somit folgende Gattungen als besonders empfehlenswerthwerth herausstellen:

Cochinchina und Brahma Pootra in den ersten Jahren fleißig, obschon nicht allzugroße Eier legend, als Brüter ausgezeichnet, werden im dritten oder vierten Jahre ohne besondere Mast bei gutem Futter von selbst fett.

Malayen legen ziemlich fleißig, große Eier, brüten gut, aber nicht so häufig als Cochinchina.

Spanier legen unstreitig am besten, schöne große Eier, brüten nicht oder sehr selten, und eignen sich weniger zur Mast.

Dorkings legen mittelmäßig, brüten gut, und eignen sich gut zur Mast.

Crêve Coeur legen recht gut, große Eier, brüten nicht, ziehen sich sehr leicht und schnell auf, und eignen sich jung und alt zur Mast.

Houdan, Mans, La Fleche, } ungefähr ebenso, ziehen sich auch gut auf, wenn auch nicht so schnell als die Crêve Coeur wachsend.

Wohl giebt es unter den zahlreichen außerdem aufgeführten Gattungen noch manche recht gute, jedoch in ihrer Nutzbarkeit weniger hervorragend als die obigen.

K. Ausländische Truthühner.

Das wilde (amerikanische) Truthuhn.

Aus der Kreuzung des wilden Truthuhns mit dem zahmen Britischen ist die schöne große Norfolkart entstanden, deren weiterhin näher erwähnt werden wird. Das Nachstehende ist ein Auszug aus den verschiedenen Nachrichten, welche Lucian Bonaparte, Audubon und Wilson über den so interessanten Vogel der wilden amerikanischen Stammart veröffentlicht haben.

Der wilde (amerikanische) Truthahn (Fig. 30) ist, völlig ausgewachsen, beinahe vier Fuß lang und hält in der Flügelweite über fünf Fuß. Der Schnabel ist stark und kurz, indem er nur $2\frac{1}{2}$ Zoll bis zum

Mundwinkel mißt, und röthlich gefärbt, bis auf die hornfarbene Spitze; die obere Kinnlade ist gewölbt und am Ende geneigt, ragt auch, da sie länger und weiter als die untere, über diese hinweg. An der Basis wird sie von einer auffallenden, wachsähnlichen Membran überdeckt, worin die von einer wulstigen Haut halb geschlossenen und nach unterwärts sich öffnenden Nasenlöcher sich befinden. Die untere Kinnlade erhebt sich allmälig nach der Spitze zu; die Ohröffnung schützt ein Bündel kleiner, zerschlissener Federn; die Zunge ist fleischig und ungespalten; die Augensterne sind dunkelbraun; der verhältnißmäßig sehr kleine Kopf, sowie der halbe Hals, ist mit einer nackten, bläulichen Haut überzogen, auf welcher eine Anzahl an den obern Theilen rother, an den untern weißlicher warzenähnlicher Erhabenheiten und, zwischen denselben zerstreut, einige schwarze borstige Haare, sowie noch minder zahlreich am Halse kleine Federn sich bemerklich machen. Die nackte Haut bildet, noch weiter herab am Halse, wo derselbe schlaffhäutig ist, wellige Anhängsel, an dessen unterer Fläche höhlenreiche Erhabenheiten oder ein Bart sich befindet. Von dem Schnabel, da, wo er sich mit dem Vorderkopfe verbindet, entspringt ein runzliges, konisches und ausdehnbares Fleischgewächs, das an der Spitze mit langen Haaren besetzt ist. So lange der Vogel sich ruhig verhält, ist dieser Fleischbalg nur $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, in von Begierde oder Zorn aufgeregtem Zustande dagegen verlängert er sich dermaßen, daß er den Schnabel ganz und gar bedeckt und noch zwei oder drei Zoll weit darüber herabhängt. Der Hals, von mäßiger Länge und Dicke, hat an seinem untern Theil ein Büschel neun Zoll langer, steifer, schwarzer Haare. Der Rumpf ist dick, etwas länglich und mit langen, abgestumpften Federn bedeckt. Diese theilen sich in sehr leichte, rußfarbene Dunen an der Basis, oberhalb welcher sie jedoch eine mehr schwärzliche Färbung annehmen. Diesem dunkelgefärbten Theile folgt dann ein breiter, metallisch glänzender Streifen, der, je nachdem das Licht darauf fällt, bald kupfer- oder goldbronzen, bald violett oder purpurn schimmert und in einen schmalen, sammetschwarzen Endstreifen übergeht, der den Federn an Hals und Brust fehlt. Der untere Theil des Rückens und der obere Theil des Bauches sind weit dunkler gefärbt, mit weniger gold- und violett glänzenden Reflexen. Die Federn des untern Bauchtheils haben mehrere verdeckte, rußfarbene, schwarze Querlinien, dann ein schwarzes Band vor dem breiten, kupferfarben glänzenden Streifen. Der schmale, schwarze Endstreifen ist mit einer hellbraunen Franse besetzt. Die Schwanzdeckfedern sind ebenfalls von hellbrauner Färbung, mit zahlreichen grünlich schimmernden, schmalen Streifen. Allen diesen Deckfedern fehlt das metallisch glänzende Band, sowie der Mehrzahl auch der schwarze Endstreifen. Der Bürzel und die Schenkel sind einfach bräunlich-aschfarben, untermengt mit blässeren Tinten. Die untern Schwanzdeckfedern sind schwärzlich, nach den Endungen zu kupferig glänzend und an den Spitzen hellbraun.

Die Flügel haben eine konkave, abgerundete Form und überragen kaum den Anfang des Schwanzes. Sie haben 28 Schwungfedern, deren erste die kürzeste ist, die fünfte und sechste die längsten sind; die zweite und neunte haben fast gleiche Länge. Die kleinen und mittelgroßen Flügeldeckfedern sind wie die Federn des übrigen Körpers gefärbt, die größern Deckfedern sind kupferig-violett, mit einem schwarzen Streifen nahe an der weißlichen Spitze. Ihre untere Fahne ist mit dunkler Rußfarbe gesprenkelt. Bei alten Vögeln ist die äußere Fahne zwischen den Büscheln durch Bruch

zerrissen, weshalb denn auch die Federn ein sehr sonderbares gekräuseltes Ansehen haben. Der falsche Flügel, die ersten Deckfedern und die Hauptschwungfedern sind einfach schwärzlich gefärbt und weiß bandirt, welche letztere Färbung jedoch durch den Schaft unterbrochen wird und schwärzlich gesprenkelt ist. An den Schwungfedern zweiter Ordnung ist die weiße Farbe so überwiegend, daß sie als weiß mit schwärzlichen Streifen bezeichnet werden können; auch haben sie überdies noch einen gelbrußigen Anstrich, welche letztere Farbe allmälig in das Weiß und dann in das Schwarz der Federn übergeht, je nachdem diese sich mehr dem Körper nähern, so daß die Federn dritter Ordnung fast ganz jene Färbung haben, nur daß sie schwärzlich gesprenkelt sind und an der innern Fahne metallisch schimmern. Die vordern Deckfedern unterhalb der Flügel sind bräunlichschwarz; die hintern grau gefärbt. Der Schwanz mißt über $1\frac{1}{4}$ Fuß, hat eine abgerundete Form und besteht aus achtzehn breiten Federn. Er kann sich sammt den oberen Schwanzdeckfedern ausbreiten und verlängern, so daß er einem Fächer ähnlich wird, wenn der Vogel sich spreizt. Der Schwanz ist rußfarben, mit schwarzen Flecken und zahlreichen schmalen Wellenlinien von derselben Farbe, welche sich an den mittleren Federn unter einander wirren; nahe an der Spitze ist ein breiter schwarzer Streifen, worauf die Federn sich wieder auf einer kleinen Strecke geschäckt und weiterhin gelbrußfarben getüpfelt zeigen. Die Füße sind stark und mitunter länger; die Fußwurzel hat über sechs Zoll in der Länge, ist vorn mit großen, abwechselnden, fünfeckigen Platten bedeckt und an der hintern, innern Seite mit einem etwas stumpfen, kräftigen, zusammengedrückten, fast zolllangen Sporn versehen. Von den Zehen sind drei, an der Basis durch eine Membran, nach vorn gestellt und eine hinterwärts, welche, höher an der Fußwurzel als die anderen artikulirt und um die Hälfte kürzer als die beiden gleichlangen Seitenzehen, nur mit der Spitze den Boden berührt; die Mittelzehe hat über vier Zoll, die hintere dagegen nur etwas über einen Zoll Länge; sie sind insgesammt mit ganzen Platten bedeckt. Die Fußsohle hat eine gekörnte Struktur. Die Färbung der Füße ist roth. Die Ränder der Platten und Schuppen, sowie die Membran und die Nägel, sind jedoch schwärzlich gefärbt. Die Nägel sind länglich, breit, an der Spitze abgestumpft, oben gerundet, unten ganz flach.

Die wilde (amerikanische) Truthenne (Fig. 31) ist bedeutend kleiner, als das Männchen, da sie nur eine Länge von $3\frac{1}{4}$ Fuß hat. Der Schnabel und die Füße ähneln denen des Truthahns, sind jedoch verhältnißmäßig kürzer als bei diesem und von Sporen auch nicht eine Spur vorhanden. Die Augensterne sind wie beim Männchen, der Kopf und Hals hingegen nicht so nackt, sondern mit kleinen, zerschlissenen Federn von schmutziggrauer Farbe bedeckt, die des Nackens rußfarben getüpfelt. Der Fleischwulst auf der Stirn ist nur klein und der Verlängerung nicht fähig. Die allgemeine Färbung ist ein schwärzliches Grau, jede Feder mit einem metallisch, jedoch weniger als beim Truthahn, glänzenden Streifen, den ein anderer schwärzlicher mit einer graulichen Erdfranse folgt; der schwarze Endstreifen an den Federn des Halses und der ganzen untern Fläche ist verwischt. Die Federn des letztern Körpertheils, sowie die des unteren Theils des Rumpfrückens und der Weichen haben gelbliche, rußfarbene Spitzen, welche nach dem Schwanze zu allmälig heller werden.

Der Bürzel und die Schenkel sind schmutzig gelbgrau ohne allen Reflex; die untern Schwanzdeckfedern sind dunkel rußfarben getüpfelt und gefleckt; die oberen Schwanzdeckfedern denen des Männchens ähnlich gefärbt, aber dunkler und mit einer breiten, weißlichen, rußfarbenen Franse endigend. Die Flügel haben ebenfalls eine dunklere Färbung, da jede Feder grau getüpfelt ist; an den Hauptschwungfedern, wo die Streifen sich verschmälern, findet sich weniger Weiß, und an denen zweiter Ordnung fehlt es ganz. Der Schwanz ist ähnlich wie beim Truthahne gefärbt.

Das pfauenäugige Truthuhn

ist eine Spielart des wilden, wird auf der Honduasküste gewonnen und hat, wie sein Name besagt, ein nach Pfauenart mit Augen verziertes, schönes Gefieder. Ein im Besitze des Grafen Derby befindliches Exemplar wird von Herrn Nolan folgendermaßen beschrieben.

In der Gestalt der Größe gleicht es fast dem gemeinen Truthuhn, doch ist sein Schwanz weniger breit. Der Schnabel hat dieselbe Form und an seiner Basis auch das gleiche erweiterungsfähige Fleischgewächs wie sein Gattungsverwandter. Der Kopf, sowie zwei Dritttheile des Halses, sind nackt und auch eben so bleigrau gefärbt, aber ohne alle Spur von Fleischwarzen an dem untern Theile, wodurch das Aussehen des gegemeinen Truthuhns einen so besondern Charakter erhält. Es finden sich deren nur fünf oder sechs über jedem Auge, fünf auf der Mitte des Scheitels, sowie sechs oder sieben in einer Linie über und gleich weit von einander zur Seite des Halses. An der Brust keine Spur von Haarbüschel. Die Federn sind an den Enden abgerundet, die am untern Theile des Halses, am oberen des Rückens, die Schulterfedern, sowie das ganze Gefieder am unteren Theile des Körpers, bronzegrün, mit zwei Endstreifen, deren einer schwarz, der andere, der Spitze zunächst befindliche, goldbronzefarben ist. An den anderen Theilen des Rückens ist die Farbenvertheilung dieselbe; je mehr sie aber dem Schwanze sich nähern, um so lebhafter werden sie; der bronzirte Theil wird schön blau oder smaragdgrün, je nach dem Wechsel des Lichtes; auch nimmt der äußere Streifen an Breite zu, sowie einen goldigeren Schimmer an, und auf dem Rumpfe hin, wo er sich roth färbt, ähnelt die Schattirung an Schönheit der Kehle des purpurbehaubten Kolibris. Der Glanz dieses Randes wird noch auffälliger dadurch, daß er von dem Blau durch einen Streifen von dunkelem Sammetschwarz geschieden ist. Die Basis der Federn an solchen versteckten Theilen ist grau gefärbt, mit schwarzen Flecken. Am Schwanze und den oberen Deckfedern tritt dieses Grau mehr hervor, und die Zeichnung darauf nimmt die Form von Querstreifen an, deren einer, der unmittelbar auf den blauen Streifen folgt, denselben umgiebt, so daß dadurch die Federn beäugt erscheinen. Von den Schwanzdeckfedern, sowie den unteren des Bürzels, sind vier Reihen mit diesen geäugten Spitzen versehen, wo die graue Hälfte der Basis der Federn sichtbar ist, was von dem Glanze des übrigen Gefieders sehr bescheiden absticht. Der Schwanz ist abgerundet und enthält nur vierzehn Federn. Die unteren Theile des Körpers sind bronzefarben, schwarz und grün gestreift, ermangeln jedoch des blendenden

Glanzes der oberen Theile. Die Hauptschwungfedern, mit Inbegriff der falschen, sind breit und schräg weiß gesäumt, welche Farbe fast den ganzen äußeren Rand der ersteren einnimmt. Die Schwungfedern zweiter Ordnung haben reinweiße äußere Fahnen, die Mittelstreifen werden, wenn die Flügel aufliegen, nicht sichtbar; die zu oberst befindlichen sind in der Mitte schwarz gefleckt, mit grünem Schimmer, der, je kürzer die Federn werden, sich mehr und mehr über die Oberfläche verbreitet, so daß zuletzt nur noch ein weißer Saum übrig bleibt. Die größeren Deckfedern sind kastanienbraun; die Füße und Beine schön lack- oder purpurroth. Das ganze Gefieder dieses Vogels ist überhaupt mannichfaltiger, glänzender und schöner, als das irgend eines anderen seiner Gattung.

III.

Ziergeflügel.

I. Die Pfauhühner

sind die von der Natur am prächtigsten ausgestatteten Thiere des ganzen befiederten Geschlechts. Der Pfauhahn besonders zeichnet sich aus durch die sehr große Entwickelung der obern Deckfedern seines Schweifes, welche er mittelst des eigentlichen Schwanzes in die Höhe zu richten und kreisförmig auszubreiten im Stande ist. Man kennt davon zwei Arten, beide heimisch auf dem Festlande und den Inseln Ostindiens.

Das gemeine Pfauhuhn,

von dem das gemeine Volk in Italien sagt, daß es mit dem Aeußern eines Engels und der Stimme eines Teufels einen Diebsmagen in sich vereine, wurde zuerst aus Ostindien, wo es noch in ungeheuer großen Herden wild gefunden wird, nach England gebracht. Der Kopf desselben ist mit einem Busch von 24 Federn geschmückt, deren Schäfte völlig nackt, aber mit grünen, goldfarbigen Augen getüpfelt sind; der Kopf selbst, die Kehle, der Hals und die Brust sind blau, mit Grün und Gold untermengt; die größern Deckfedern und die falschen Flügel haben eine röthlichbraune Färbung, ebenso auch die Schwungfedern, von welchen aber einige mit Schwarz und Grün abwechseln; Bauch und Bürzel sind schwarz mit grünlichem Schimmer. Das Hauptkennzeichen dieses merkwürdigen Vogels ist jedoch sein Schweif, welcher gerade über dem eigentlichen Schwanz entspringt und, wenn ausgebreitet, einen in den glänzendsten Farben spielenden Fächer bildet; die beiden mittlern Federn sind zuweilen $4\frac{1}{2}$ Fuß lang, wogegen die andern sich allmälig nach beiden Seiten hin verkürzen; die weißen Schäfte von Anfang bis fast zu Ende mit getrennten Fasern von verschiedenen Farben versehen und enden in einer flachen Fahne, welche mit dem sogenannten Auge verziert ist. Der eigentliche Schwanz besteht aus kurzen, steifen, braunen Federn, welche dem Schweife zur Stütze dienen. Der Schnabel ist von mäßiger Größe, schwach gebogen, mit nahe an der Basis stehenden

offenen Nasenlöchern; der Kopf ist fast ganz befiedert; die Beine sind mit starken konischen Sporen bewaffnet; die hintere Zehe berührt nur mit ihrem Nagel den Boden. Die Flügel sind kurz und konkav; die sechste Schwungfeder ist die längste von allen.

Wenn er sich recht behaglich fühlt, oder in Gegenwart seiner Hennen, breitet der Pfauhahn seinen Schweif aus und zeigt sich so in seiner vollen majestätischen Schönheit; alle seine Bewegungen zeugen dann von Würde; sein Kopf und sein Hals sind stolz zurückgebogen, sein Schritt ist langsam und feierlich, und er dreht sich dabei oft bedächtig und anmuthsvoll um, gleichsam in der Absicht, die Sonnenstrahlen in jeder Richtung aufzufangen und so neue Färbungen seines Gefieders von unbeschreiblicher Schönheit und Pracht hervorzubringen, welches Alles er mit einem hohlklingenden Gegurre, als dem Ausdruck von Lust und Wohlbehagen, begleitet; das Geschrei, welches der Pfau zu andern Zeiten und zu öfterem ausstößt, klingt sehr unangenehm. Das Gefieder erneuert sich alle Jahre, und während der Mauser entzieht sich unser Vogel gleich als schäme er sich der Oeffentlichkeit.

Man findet auch mitunter Exemplare, welche ganz weiß sind, und zwar sowohl in wildem Zustande, als gezähmt, doch kommt diese Färbung unter den Letzteren häufiger vor, als in ihrer Heimath. Auch giebt es hier und da geschäckte Spielarten, welche, wenn das dunkle Blau an Hals und Brust mit dem Reinweiß des übrigen Körpers kontrastirt, einen herrlichen Anblick gewähren und daher sehr gesucht sind. Bei diesen weißgefärbten Pfauen bieten sich übrigens die Augen auf den Federn, deren sonstige Struktur unverändert ist, sowie alle Abzeichen des Schwanzes, je nach dem darauffallenden Lichte in verschiedener Färbung dar.

Der Herrlichkeit dieses Vogels ist schon von den ältesten Geschichtschreibern gedacht worden. In einem frühen Abschnitte der englischen Geschichte, wo die Feste der Barone durch pomphafte Gebräuche, welche selbst gegen den Prunk des Königthums kaum zurückstanden, sich auszeichneten, durften bei einem nobeln Gastmahle Pfauhühner, mit Gewürzen und wohlriechenden Kräutern ausgestopft, gebraten und ganz, auch mit dem vollen Schweif geziert, aufgetragen, nicht leicht fehlen. In unsern Zeiten werden Junge und Eier von Pfauen ebenfalls noch häufig auf den Tafeln der Reichen gesehen. Auch gelten sie als ein malerisches Zubehör der Parks und Gärten unserer Begüterten, worin sie ihre Jungen ohne allen menschlichen Beistand, außer einiger Abwartung in der Winterszeit, ausbrüten und aufziehen.

Die Pfauenjagd ist in Ostindien ein Lieblingsvergnügen, da diese Vögel dort in einigen Gegenden ungemein zahlreich sind. „In der Nähe der Wege in dem Dschungel-Distrikte,“ berichtet Oberst Williams, „habe ich solche Mengen von Pfauen gesehen, daß ich davon in höchstem Grade überrascht war. Ganze Wälder waren mit ihrem schönen Gefieder bedeckt, dem die aufgehende Sonne noch ein prächtigeres Ansehen verlieh. Ich kann, ohne alle Uebertreibung, versichern, daß an der Stelle, wo ich beinah eine Stunde lang stand, nicht weniger als 12- bis 1500 Pfauhühner von allen Größen im Bereiche meiner Augen sich befanden.“

Gleich andern Vögeln des Geflügelhofes frißt auch das Pfauhuhn alle Arten Körner, vorzugsweise aber Gerste. Indeß giebt es kaum ein

Nahrungsmittel, wonach es sich nicht zu Zeiten gelüsten läßt, und nicht leicht vermag dann eine Hofmauer es abzuhalten, seinem Verlangen nachzugehen. Es entkleidet die Dächer der Häuser von Ziegeln oder Geströhde, vereitelt die Arbeiten des Gärtners, entwurzelt die kostbarsten Saaten, und beißt seine Lieblingsblumen schon in der Knospe ab. Also ist denn seine Schönheit ein schlechter Lohn für den Schaden, den es anrichtet, und es werden ihm daher viele Vögel vom unscheinbarsten Gefieder mit Recht vorgezogen. Uebrigens reicht ein Pfauhahn für vier Hennen hin.

Die Pfauhenne bereitet sich ihr Nest auf der Erde und legt in dem fremden Klima selten mehr als 5 oder 6 Eier, bevor sie zu brüten beginnt; nach der Behauptung Anderer soll sie jedoch zuweilen 12 Eier legen. Die Brütezeit dauert 30 Tage. Die Küchlein sind überaus zärtlich, so daß man schon bei der mindesten Kälte oder Nässe sich fast mit Sicherheit auf ihren Untergang gefaßt machen muß; sie erfordern daher, gleichwie Fasanen oder Truthühner, große Sorgfalt zu ihrer Pflege. Das beste Futter für dieselben ist frischer Käse oder Quark, den man aus Milch mit Alaun bereitet, Ameiseneier, Mehlwürmer und hartgesottenes Eigelb. Wenn sie älter geworden, fressen sie gleich den alten Pfauhühnern gekochte Gerste oder andere Körner. Nach Reptilien sind sie überaus begierig, und sie werden daher ihren Aufenthaltsort von Fröschen, Eidechsen und dergleichen stets rein halten. Während der Mauser gebe man ihnen Honig, Waizen und Hafer mit frischem Wasser.

In den Wäldern, wo sie im wilden Zustande brüten, vermehren sie sich über alle Beschreibung stark. Sie erreichen ein Alter von etwa 20 Jahren, und erst mit dem dritten Jahre bekommt der Hahn das schöne, bunte Gefieder, das seinen Schweif so herrlich ziert.

Das javanische Pfauhuhn (Fig. 32)

kann als ein erst neuerlich (in England) eingeführter Vogel betrachtet werden. Es wurde zuerst von Dr. Horsfield auf Java, von Sir Stamford Raffles auf Sumatra, nach dem Leben beobachtet. Auch befinden sich einige lebende Exemplare desselben in der Sammlung der Londoner Zoologischen Gesellschaft, sowie in dem Zoologischen Garten zu Dublin. Herr Nolan besaß deren ebenfalls, und sie sind jetzt überhaupt nicht mehr sehr selten.

Die vorherrschenden Farben dieser Art sind blau und grün, welche an Tiefe variiren und gegenseitig in einander übergehen, je nach dem Lichte, das in mehr oder weniger gerader Richtung auf sie fällt. Hinsichtlich der Größe und der Proportionen ist diese Art der erst beschriebenen ziemlich ähnlich, nur hat ihre Haube die doppelte Länge der vorigen, und es sind auch die Federn, woraus dieselbe besteht, an dem ausgewachsenen Vogel von unten nach aufwärts regelmäßig bebärtet und durchgehends von gleicher Breite; Kopf und Haube sind wechselsweise blau und grün; ein nackter Raum an den Backen, der Augen und Ohren einschließt, ist hinten hellgelb, nach vorn bläulichgrün gefärbt; die Hals- und Brustfedern, welche breit, kurz, abgerundet und gleich Fischschuppen übereinanderliegend sind, haben an ihrer Basis dieselbe glänzende Färbung wie der Kopf mit einem breiten, hellern, metallisch schimmernden Rande; an denen des Hahnes tritt dieser metallische Lüster noch stärker hervor; die Flügeldeckfedern haben

die allgemeine Färbung mit einem dunkler blauen Tone; die Schwungfedern erster Ordnung sind hellkastanienbraun, das Gefieder des Schwanzes und seine Deckfedern glänzend metallischbraun, das ins Grüne übergeht; ihre Bärte sind ungemein lang, locker, seidenartig und einigermaßen zerfitzt, enden auch fast alle mit ähnlichen Augenflecken, wie man sie an dem gemeinen Pfauhuhn, und auch ziemlich von gleicher Größe, sieht; bei der javanischen Art sind aber diese Augenflecke in der Mitte von einer schönen dunkelpurpurrothen Färbung, und zwar bis zur Größe eines Kupferdreiers; diese umgiebt ein grüner Streifen, der sich nach hinten verschmälert, nach vorn dagegen erweitert und eine Art Kerbe ausfüllt, welche ins Blaue übergeht; dann kommt ein breiter bräunlicher Streifen und zuletzt ein schmaler schwarzer Ring mit kastanienbraunem Saume: dabei sind alle Farben von einem schönen metallischen Schimmer oder glänzen vielmehr wie Edelsteine, wenn sie in gewissem Lichte gesehen werden. Der Schnabel, von graulicher Hornfarbe, ist noch länger und schlanker als bei dem gemeinen Pfauhuhne; der Augenstern dunkelhaselnußbraun; die Beine sind stark, nackt, netzhäutig und, gleich den überaus langen Sporen, von schwärzlicher Färbung. Ein sonderbarer Umstand ist übrigens der, daß, während der Hahn dieser Species bei weitem dunklere Farben zeigt, wie der gemeine Pfauhahn, die Henne derselben im Gegentheil in einem helleren Gefieder auftritt, als die gemeine Pfauhenne.

Ueber die Lebensweise dieser Pfauenart in ihrem wilden Zustande ist nichts Näheres bekannt; ohne Zweifel gleicht dieselbe der der andern Species, da man auch in der Gefangenschaft zwischen beiden Arten kaum einen betreffenden Unterschied wahrnimmt.

II. Die Perlhühner.

Das Perlhuhn war schon bei den Griechen bekannt und stand zu der Zeit, als das römische Weltreich im Zenith seiner Macht und seines Glanzes sich befand, bei den öffentlichen Festschmäusen in der Siebenhügelstadt, wohin es nach der Eroberung Mauritaniens gelangt war, in hohem Ansehen, war aber nach dem Verfalle dieses Reiches für Europa eine Zeit lang völlig verschwunden, bis es endlich nach aller Wahrscheinlichkeit von den ersten spanischen Seefahrern nach Mariot-Didieux erst im 16. Jahrhundert aus Afrika unserem Welttheile von Neuem zugeführt wurde.

Das gemeine Perlhuhn (Fig. 33).

Naturgeschichte. Das Perlhuhn, der siebenten Ordnung der Vögel, den Hühnerarten und zwar der Fasanen-Familie angehörend, vereinigt in sich einigermaßen die charakteristischen Kennzeichen des Fasans und des Truthuhns, indem es die feine, anmuthige Gestalt des Ersteren und den nackten Kopf des Letzteren hat. Zwar nur von der Größe des gemeinen Haushuhns, erscheint es jedoch, weil von längern Beinen getragen, höher. Der Schnabel ist kurz, stark, gebogen, an seiner Basis mit einer warzigen

Membran versehen; den Unterkiefer zieren fleischige Hängewangen; der Kopf, der sich durch den Kontrast von lebhaft rothen und bläulichen Farben besonders kennzeichnet, trägt einen Federbusch oder Haube; der Bart geht nicht, wie bei den Hühnern, von dem untern Schnabeltheile, sondern von dem obern aus, was ihm ein eigenthümliches Aussehen verleiht; die vierte Schwungfeder ist die längste; der Schwanz kurz und niederwärts gebogen wie beim Rebhuhne, dem unser schöner Vogel überhaupt auch in seinen abgerundeten Körperformen ähnelt. Es hält übrigens schwer, Hahn und Henne von einander zu unterscheiden, doch ist des Ersteren Bart von intensiv rötherer Färbung und weiter vom Schnabel abstehend, der der Henne mehr hängend; auch die höchst widrige gluckende Stimme Beider nicht ganz gleichtönend, sowie sie denn von der aller Gattungsverwandten ebenfalls durchaus abweicht.

Das alte Numidien, das heutige Belad-al-Dscherid (zu Deutsch: Dattelland), welches, nach den alten Geographen, von dem Südabhange des Atlas bis zur Sandwüste Sahara reichte, zum Theil dürr und sandig, zum Theil in seinen Oasen überaus fruchtbar ist, kann, wie als die Heimath der Kameele und Strauße, so auch als die der Perlhühner, welche dort in unzählichen Völkern wild angetroffen werden, gelten, was zu wissen um so wichtiger erscheint, als von der Bekanntschaft mit den dortigen klimatischen und Nahrungs-Verhältnissen, welche bei der Zucht unserer fraglichen Zierhühner überall möglichst nachzuahmen ist, das Gedeihen derselben in europäischen Ländern größtentheils abhängt.

Es giebt in Europa, soviel bekannt, drei Varietäten von Perlhühnern, nebst einigen Abarten, welche aus deren Kreuzung unter einander hervorgegangen zu sein scheinen.

a. Die schwarze, mit Weiß gefleckte oder marmorirte Varietät ist die beliebteste und fruchtbarste, auch am leichtesten zu züchten, aber zugleich die, welche in den Hühnerhöfen den meisten Lärm macht, sich am zufahrigsten und herrschsüchtigsten benimmt. Sie scheint sich auch in Frankreich am ehesten akklimatisirt zu haben, ist dort völlig zum Hausthier geworden und so zutraulich, daß sie auf den Ruf herbeieilt und selbst vom Teller frißt. Nach Nolan eignet sie sich aber auch vortrefflich zu Wettkämpfen und hat überhaupt, trotz aller Zähmung, von ihrer ursprünglichen Wildheit noch immer etwas beibehalten, daher sie sich denn auch gern weit entfernt, um ihre zahlreichen Eier an heimlichen Orten zu legen. Die gemeine Haushenne giebt, da sie nicht das unstäte Wesen der Perlhühner besitzt, eine sehr gute Stellvertreterin für diese im Ausbrüten der Eier, welches 30 Tage dauert, ab. Die Küchlein sind sehr zärtlich und fallen daher, wenn zu bald im Frühjahre ausgekrochen, der strengen Witterung leicht zum Opfer. Das Futter der Truthühner eignet sich übrigens auch hier.

Man hat von der schwarzen Varietät zwei Abarten, nur in der Größe unter einander verschieden und wovon die größere den Vorzug verdient.

b. Die aschgraue Varietät ist etwas weniger beliebt als die vorige, aber auch von weniger zufahrendem Wesen, jedoch noch etwas zärtlicher im Aufziehen.

c. Die weiße Spielart wird ebenfalls minder groß als die erste, ist auch friedlicher und weniger lärmend, ja es existirt davon eine stumme Abart, welche aber schwer aufzuziehen ist.

Erzeugnisse vom Perlhuhne. Dasselbe liefert 1) ein delikates Fleisch, dem des Rebhuhnes im Ansehen und Geschmack sehr ähnlich und von 4 bis 6 Pfund schwer; 2) seine Eier, hellgrau und schwarz getüpfelt, haben eine Mittelgröße, eine dicke harte Schale und einen höchst angenehmen Geschmack, daher sie denn auch in den Städten, wo es deren zum Verspeisen giebt, doppelt soviel kosten, als gewöhnliche Hühnereier; auch bietet 3) ihr Koth einen ebenso guten Dünger als der Taubenmist, dagegen sind ihre Federn im Handel eben nicht gesucht.

Ob übrigens die Perlhühnerzucht vortheilhaft sei, diese Frage kann bejaht oder verneint werden, je nach der Verfahrungsweise, welche bei der Zucht dieser Vögel angewendet wird. Dieselbe wurde bisher nur mehr aus Liebhaberei betrieben, und es schrieb das herrische Wesen dieser Thiere den andern Hühnern gegenüber, ihr scharfes, ohrenzerreißendes Glucken, ihre Neigung, weit wegzuschweifen, ihr Eifer, nur versteckt zu legen, ihre anscheinend geringe Sorgsamkeit beim Brüten, indem sie, wenn irgend beunruhigt und wenn nicht vor Aller Augen verborgen sitzend, ihre Eier gar leicht im Stiche lassen, ja dies Alles schrieb ihnen das Verbannungsurtheil aus vielen Geflügelhöfen. Hat man jedoch das Perlhuhn hinsichtlich seiner Naturgeschichte und Lebensweise erst besser studirt, so läßt Alles glauben, daß auch von ihm ein erklecklicher Gewinn zu ziehen sein wird, ja es dürfte bei der Fülle und Güte seiner Erzeugnisse dann vielleicht nicht unwerth gefunden werden, daß andere Hofinsassen ihm weichen.

Aeltere Perlhühner haben wie alles ältere Geflügel ein zähes Fleisch, junge dagegen liefern einen wohlschmeckenden Braten.

Einen Uebelstand theilt das Perlhuhn, nach der Ansicht Mariot-Didieux's, übrigens ohne seine Schuld, mit manchem andern Federvieh, nämlich den, daß die Kunst, es zu vermehren und zu verbessern, es zum Hausgeflügel zu erziehen, fast überall noch durchaus vernachlässigt, der bloßen Routine preisgegeben ist. Statt diese an physischen Genüssen so ergiebige Kunst in den Stadt- und Landschulen zu lehren, hat man seit Jahrhunderten vorgezogen, den Elementen der Musik und des Gesanges meist allzuviele Zeit zu widmen, und es ist so die Fabel La Fontaine's von der zirpenden Heuschrecke und der fleißigen Ameise leider zur Wahrheit geworden.

Lassen wir jetzt die Gründe, welche für die aus der Perlhühnerzucht unmittelbar zu erzielenden Vortheile sprechen, in der Kürze an uns vorübergehen.

Fruchtbarkeit der Weibchen. — Die Perlhenne beginnt gleich mit der ersten Frühlingswärme zu legen und fährt ohne Unterbrechung bis zu Ende des Sommers, ja selbst oft noch bei anhaltender milder Witterung, den Herbst hindurch damit fort, so daß sie jährlich an 100 bis 150 Eier producirt.

Die Legezeit tritt mit dem ersten zurückgelegten Jahre ein und dauert in ihrer größten Ergiebigkeit 5 bis 6 Jahre, nach welcher Zeit sie den Züchter nicht mehr genug für seine Mühewaltung lohnt, und er daher wohlthut, sie zur Konsumtion zu bestimmen.

Fruchtbarkeit der Männchen. — Beide Geschlechter des Perlhuhns zeigen, wie die Rebhühner, einen gleichen Trieb zur Paarung, welche übrigens nicht, wie man lange gemeint hat, zum Befruchten der Eier eines jeden Weibchens nothwendig ist, ebenso wenig als daß man zur

Paarung gleichviel Männchen als Weibchen bedürfe, ein Irrthum, der das Aufziehen der Perlhühner ebenfalls lange in Mißkredit erhalten hat. Aus vielen angestellten Versuchen geht vielmehr hervor, daß ein Männchen für 10 Weibchen hinreicht.

Es ist übrigens nicht so ganz leicht, die Männchen von den Weibchen nach dem bloßen Aussehen zu unterscheiden; doch dient die etwas blauere Färbung der Wangen bei Ersteren, sowie auch deren anmuthiges Ausbreiten der Flügel beim Fressen immerhin als Erkennungsmerkmale.

Das Eierlegen der Perlhennen.

Was die Schriftsteller, fast ohne Ausnahme, über diesen Gegenstand geäußert haben, leidet sehr an Oberflächlichkeit, indem sie blos anrathen, die Perlhenne so lange eingesperrt zu halten, bis sie ihr Ei gelegt hat. Dieser Zwang mißfällt ihr jedoch in dem Grade, daß er ihr mit der Zeit sogar die Fruchtbarkeit entzieht. Der Züchter respektire daher ihren Trieb heimlich zu legen, indem er im Hühnerhofe Verstecke von Laubwerk, welche unsere Weibchen besonders lieben, anbringt; auch sorge man in den Waidegehägen für buschiges Strauchwerk oder hochwüchsiges Gras und lasse an den von ihnen beliebten Legeplätzen stets ein Ei zurück; sie legen dann die folgenden Eier dazu. Vor den Ratten, Wieseln ꝛc. hat man sich übrigens dabei nicht zu fürchten, da die Schale ihrer Eier viel zu hart ist, als daß dieses Raubgesindel ihnen etwas anhaben könnte.

Das Brüten der Perlhühner.

Man hat an diesen Thieren auch getadelt, daß sie wenig Neigung zum Brüten zeigten, aber mit Unrecht. Die Perlhenne gefällt sich, wie gesagt, instinktgemäß im geheimen Eierlegen und so auch in solchem Brüten, so daß sie in einem Versteck gern und leicht ihre 18 bis 20 Eier ausbrüten wird.

Jener unbegründete Argwohn hat übrigens dahin geführt Perlhühnereier durch Haushennen ausbrüten zu lassen. Soll dies jedoch guten Erfolg haben, so muß, da die fraglichen Jungen ziemlich klein und zugleich frostiger Natur sind, auch die Adoptivmutter nur von mittler Größe sein; andernfalls befänden sich diese Jungen zu fern von dem Körper der Brüterin und erhielten nicht unmittelbar genug Wärme. Den kleinen Haushennen glückt es aber fast immer, ihre betreffenden Pfleglinge bis zu der Zeit aufzuziehen, wo diese sie verlassen.

Das Aufziehen der jungen Perlhühner.

Da die Perlhühner, wie erwähnt, einem dürren, sandigen, heißen Heimathlande, reich an gewürzigen Pflanzen, pikant schmeckenden Insekten und an zuckersüßen Früchten mit wenig Wassergehalt, entstammen, so ist es natürlich geboten, ihre Jungen nur in sandigen trocknen Höfen aufzuziehen, auch dafür zu sorgen, daß ihnen etwas weiniges Getränk, sowie eine stärkende, reizende Nahrung, z. B. Ameiseneier, Fliegenlarven aus den Würmerhecken, hartgekochte Eier, vermengt mit gehackter Petersilie, Zwiebel, Schalotten und Knoblauch, gereicht werde. Wie bei den Jungen

des Truthuhns, hat man auch bei ihnen eine reizende Diät so lange anzuwenden, bis ihre Fleischläppchen sich roth färben, was im Alter von 3 bis 4 Monaten zu geschehen pflegt.

Die jungen Perlhühnchen können auch von Truthühnern aufgezogen oder vielmehr nur zur Waide geführt werden, dort dann auch gelegentlich unter den Zelten und in den Hühnerwägen Quartier finden.

Uebrigens finden sie oft auf den dürrsten, unfruchtbarsten Waiden die ihrem Gaumen und Gedeihen entsprechendste reizende Nahrung an Körnern und Insekten. Völlig erwachsen, fressen diese Vögel gleich den Truthühnern Alles, was irgend genießbar ist.

Das Aufziehen von Herden junger Perlhühner. — Der herrische Sinn des Perlhuhns, der es aus den Hühnerhöfen verbannt, läßt es vortheilhaft finden, sie für sich in besondern Herden zu halten. Herr Mariot-Didieux hat einen Pachter zu Auxi-le-Chateau gekannt, der seinen weiten Hühnerhof ausschließlich dem Aufziehen von Perlhühnern gewidmet hat, und derselbe versicherte ihm, er zöge von einer gleichen Anzahl Perlhühner den doppelten Gewinn wie von Haushühnern.

Unser Vogel hält sich, wie die Haushühner, Nachts und bei schlechtem Wetter in Hühnerställen auf, hat es aber gerne, wenn diese hoch und weniger warm sind; auch müssen die Aufsitzstangen bei ihm etwas dicker sein.

Ob auch wohlgenährt und schwer an Gewicht, ist ein irgend, namentlich von Hunden, scheugemachtes Perlhuhn nichts destoweniger nur zu geneigt zum Fortfliegen. Um nun diesem zuvor zu kommen, amputirt man ihnen, und zwar schon im Jugendalter, die Flügelspitzen, mittelst eines scharfen Eisens, welches rothglühend auf das Gelenk der ersten Phalanx des rechten Flügels aufgesetzt wird.

Es leidet übrigens wohl kaum einen Zweifel, daß der deutsche Züchter von Perlhühnern, wenn er allen zum Aufziehen derselben vorangegebenen Bedingungen gehörige Rechnung trägt, mit diesen Vögeln ein nicht minder gutes Geschäft machen werde, wie jener so eben erwähnte Pachter in Frankreich.

Das behaubte Perlhuhn

ist nicht so groß wie die gemeine Art; Kopf und Hals desselben sind nackt, von tiefblauer Färbung, auf dem Kopf ins Rothe spielend. Statt des Helmes hat es eine weite Haube haarähnlicher, getrennt stehender, bläulichschwarzer Federn, welche bis vor an die Nasenlöcher reichen, aber gewöhnlich nach rückwärts gewendet sind. Das ganze Gesieder, die Schwungfedern ausgenommen, ist bläulichschwarz, mit kleinen graulichen Flecken bedeckt, deren zuweilen 4, zuweilen auch 6 auf jeder Feder sind. Die Hauptschwungfedern sind blaß gelblichbraun, und die Ränder derjenigen zweiter Ordnung reinweiß, was, wegen des Kontrastes mit den andern, ungemein hervorsticht. Es bewohnt das Land der Großen Namaquas (in Südafrika) und hat mit seinen Gattungsverwandten die gleiche Lebensweise gemein.

Auf Madagaskar findet sich eine andere Species, welche der gemeinen Art sehr nahe steht und sich hauptsächlich nur durch die allgemeine Färbung des Gefieders, welche dunkler ist, sowie auch durch die größeren Tüpfel auf demselben unterscheidet.

N. Die Fasane.

Der gemeine Fasan.

Die Geschichte lehrt, daß, als Cröſus, König von Lydien, umgeben von allem Pomp orientaliſcher Hoffart, auf dem Throne ſaß, derſelbe den Solon unter Anderem auch fragte, ob er jemals etwas ſo Schönes geſehen habe. Der griechiſche Weltweiſe, ſei es nun, daß die Gegenſtände um ihn wirklich des Eindrucks auf ihn verfehlt hatten, oder daß er von ſeiner heimathlichen Einfachheit eingenommen war, gab zur Antwort, er könne ſich, ſeit er das herrliche Gefieder des Faſans geſehen habe, über nichts anderes Schönes mehr wundern. Vom Heliogabal wird geſagt, er habe, in ſeinem Uebermuthe, die Löwen ſeiner Menagerie mit Faſanenfleiſch gefüttert.

Der Faſan iſt nicht nur dem Auge wohlgefällig, ſondern ſein Fleiſch wird auch für das leckerſte, was es giebt, gehalten. Wenn die alten Aerzte die heilſamen Wirkungen des Fleiſches verſchiedener Thiere in Betracht zogen, verglichen ſie daſſelbe ſtets mit dem des Faſans. Wie groß aber auch immer die Pflege ſei, welche man dieſem Vogel angedeihen läßt, er wird ſich doch ſtets, wenn er kann, dem Schutze des Menſchen entziehen, den dickſten, entlegenſten Wald zu ſeinem Aufenthalte wählen und dort die kärglichſte Eicheln- oder Beerennahrung dem reichlichſten Futter eines Geflügelhofes vorziehen. Die Faſanenhenne zeigt auch im wilden Zuſtande viel Ausdauer, Sorgſamkeit und Muth im Ausbrüten und Aufziehen ihrer Jungen, was dagegen, wenn ſie gezähmt worden, durchaus nicht mehr der Fall iſt. Es muß daher auch für ſie nach einer Stellvertreterin geſucht werden, und dieſe findet ſich glücklicherweiſe in der unbehoſten Bantam-Henne, da das größere Geflügel für die zarten Faſanküchlein zu ſchwer iſt. Indeſſen werden in den böhmiſchen und ſchleſiſchen Faſanerien die meiſten Faſane durch Truthennen ausgebrütet, was allerdings in der erſten Zeit Sorgfalt und Vorſicht erfordert. Die Legezeit der Faſanenhenne beginnt etwa in der Mitte Aprils, und es ſind die von ihr in einem Geflügelhauſe gelegten Eier ſofort wegzunehmen und in trockner Kleie oder Spreu aufzubewahren, bis ſie ausgebrütet werden ſollen. Die Jungen kriechen nach ungefähr 24 Tagen aus und bleiben in den erſten 24 Stunden ohne Futter, worauf man ihnen dann hartgekochte Eier, klar gehackt und mit Hafermehl gemiſcht, Ameiſenlarven, Käſe, Quark, feingeſchnittenes Lauch, mit ſüßer Milch angenäßtes Waizenmehl, Brodkrume, Brod und Milch zu freſſen giebt, zu trinken aber wenig. Vor Feuchtigkeit und Kälte müſſen ſie gar ſehr in Acht genommen werden; auch hat man dafür zu ſorgen, daß die Henne ihnen nicht das Futter wegfreſſe, und ſie mit Gewürmen zu verſehen. Zu letzterem Zwecke bereitet man ſich in der Nähe von Paris, für deſſen Markt große Quantitäten junger Faſane gezogen werden, eigene Würmerhecken, indem man in einen trocknen, ſandigen Boden ein Loch gräbt und darein ein Stück Fleiſch legt, was ſich bald in Maden umwandelt, und womit dann die jungen Faſanen gefüttert werden. Nolan's Würmerhecke iſt von noch einfacherer und weniger koſtſpieliger Einrichtung; dieſelbe beſteht in einem irdenen Topfe von ungefähr 2 Fuß Tiefe und 1 Fuß Durchmeſſer, worin ſich etwas Kleie befindet und obendrauf ein Stück Leber oder Aas; dieſer Topf wird dann, mit einem Stück

Fensterglas bedeckt, in die Sonne gestellt. Das Fleisch geht rasch in Fäulniß über, und von der sich daraus erzeugenden Unzahl von Maden wird dann mit einem langstieligen Löffel den jungen Fasanen vorgeworfen. Mehr als einmal des Tages darf man ihnen jedoch von diesem Futter nicht geben, und je mannichfaltiger überhaupt ihre Nahrung ist, und je öfter frisch bereitet, desto besser; denn frische Nahrung und davon wenig zur Zeit gegeben, sind nothwendige Bedingungen zu ihrem Gedeihen. Die grünen Blätter der Gerste haben sich hier auch noch als ein vortreffliches Futter bewährt. Sind die Jungen 3 Monate alt geworden, so setze man ihnen Gerste vor, mit etwas Waizen, gekochten Möhren oder Kartoffeln und mit Brodkrume untermischt. Während der Mauserzeit wird eine kleine Portion gekochten Reises gegeben.

Den an der Darre leidenden Fasanen reiche man frischen Quark, zu dessen Bereitung das erforderliche Quantum frischer Milch mit einem Stück Alaun zu einer rahmkäseartigen Masse gekocht wird. Etwas von diesem Quark nebst Ameiseneiern werde ihnen täglich zweimal zu ihrem übrigen Futter gegeben. Ihre Därme müssen rein gehalten werden, und sollte die Krankheit noch länger dauern, so reiche man ihnen jeden zweiten Tag eine kleine Dosis Knoblauch mit etwas frischer Butter. Auch der Steißverengung (vent-bound) sind sie ausgesetzt, und wird diese außer Acht gelassen, so gehen sie bald drauf. Man hilft ihnen von diesem Uebel dadurch, daß man mit einer scharfen Scheere die Dunen oder Federn um den Bürzel wegschneidet und den Theil mit süßem Oel einschmiert, auch ihn stets sorgfältig rein erhält, bei welcher Behandlung übrigens die zarteste Behutsamkeit angewendet werden muß. Gegen den Durchfall hilft der vorhin angegebene Alaunquark.

Den gemeinen Fasan in einer Art wilden Zustandes aufzuziehen, hält nicht schwer; wenn dies aber in einem Geflügelhause geschehen soll, muß die Frontseite desselben aus Drahtgitter bestehen, und zwar von solcher Dichtheit, daß die Sperlinge und andere Vögel ihm das Futter wegzufressen gehindert seien. Diese Ersparung an Futter wird, ganz abgesehen davon, daß auch die Ernährung der Fasane dadurch mehr gesichert ist, den Kostenaufwand für das Drahtgitter gar bald ausgleichen. Oben werde es durch dichtes Netzwerk von mäßig starkem Bindfaden geschlossen, das mit einer beliebigen Farbe angestrichen werden mag. Weil nämlich die jungen Fasane, wenn sie flügge werden, gerade auffliegen, würden sie beim Anprallen gegen eine harte Substanz sofort des Todes sein, während es auf die angegebene Weise ohne allen Schaden abgeht. Ein Theil des Hauses muß gegen unfreundliche Witterung geschützt sein, sowie auch, benebst einer Anzahl Sitzsprossen, ein abgelegener Ort für die Henne zum Eierlegen darin nicht fehlen darf, welchen Ort man mit reinlichem Stroh belege, während für den übrigen zum Gehen bestimmten Raum feiner Sand zu empfehlen ist. Waizen und Gerste, mit gelegentlicher Pflanzenkost, an Lauch, Rübenkraut, Kohl ꝛc., bekommen ihnen am besten. — Ein Hahn genügt für 3 oder 4 Hennen.

Mag auch der Fasan ursprünglich nur auf das asiatische Festland, jedoch auf den größern Theil desselben bis nach China und den Grenzen der Tartarei, beschränkt gewesen sein, so ist er doch jetzt viel weiter verbreitet und bei der Leichtigkeit, ihn zu zähmen, sowie durch seine abgehärtete Leibesbeschaffenheit, auch für fast jedes Land geeignet. So ist er denn

selbst zahlreich in Sibirien zu finden, wo die Bewohner ihre Mützen mit seinen Federn schmücken, und auch einem Gouverneur der Insel St. Helena ist es fast gelungen, ihn auf dem unfruchtbaren Boden dieser Insel zu akklimatisiren. In dem größeren Theil von Europa ist er völlig heimisch geworden, und auch in Nordamerika soll er gut fortkommen. Ob in dieser Beziehung auch schon in Afrika und Neuholland Versuche angestellt wurden, darüber ist bis jetzt nichts bekannt geworden: die letztere Insel möchte wohl kaum einen Zweifel für sein dortiges Akklimatisiren zulassen, das Klima Afrikas dagegen sich zum Gedeihen dieses Vogels schwerlich eignen.

Seine erste Einführung in Großbritannien ist ungewiß; doch wird seiner in Echards Geschichte von England, als im Jahre 1299 das Stück nur 4 Pence kostend, erwähnt.

Der gemeine Fasan unterscheidet sich nicht sehr von der gemischten Race, welche man in Großbritannien zu sehen gewohnt ist, ausgenommen durch den völligen Mangel des Ringes und die eigenthümliche Färbung an Kopf und Rumpf; aber er ist um 5 bis 6 Zoll länger, als der andere, indem er an 3 Fuß mißt.

Ueber die Lebensweise dieses Vogels im Naturzustande ist wenig bekannt, dieselbe aber wahrscheinlich von der der britischen und überhaupt europäischen Fasane nicht eben verschieden. In ihrem wilden Zustande sind Holzungen mit einem dichten Unterwuchs von Brombeer- und andern Sträuchern, langem Gras ꝛc. und hie und da mit Lichtungen, welche ein kleines Wasser erfrischt und der belebende Sonnenstrahl erhellt, ihr liebster Aufenthalt während des Tages, von wo sie sich des Morgens und Abends in das freie Feld begeben, wo ihrer irgend eine Lieblingsnahrung in reichem Maße harrt. Auf diesen ihren Wegen nun wird ihnen von unbefugten Personen leicht nachgestellt; denn, da sie nie auffliegen, es sei denn, daß sie irgendwo gestört werden, so bahnen sie sich ihren Weg stets mitten durch das Gestrüpp, so Lücken hinterlassend, welche dem geübten Auge des Wildschützen nicht leicht entgehen. In den Wintermonaten bäumt der Fasan regelmäßig auf, und die Bevölkerung eines Fasanengartens läßt sich im Zwielicht dann leicht ermitteln durch das Geräusch, welches die Männchen, wenn sie zu ihrem Nachtquartier auffliegen, verursachen. Den Sommer hindurch aber und während der Mauser bäumen sie nicht, sondern kauern zwischen dem langen Grase und werden da einer andern Klasse von Feinden, nämlich den Iltissen, Füchsen ꝛc. zur leichten Beute.

„Da, wo die Fasane zahlreich sind", bemerkt Herr Selby, „leben die Männchen zur Winterszeit gewöhnlich gesellig zusammen und getrennt von den Weibchen, und erst gegen Ende März gestatten sie diesen, sich ihnen zu nahen, ohne Zeichen des Mißvergnügens oder wenigstens der Gleichgültigkeit zu äußern. Zu der angegebenen Zeit aber gewinnt die Sache beim Männchen ein anderes Ansehen. Die scharlachrothe Färbung seiner Backen und um die Augen her wird dunkler, seine Ohren strecken sich empor und sein Gang wird gemessener mit niederliegenden Flügeln und mit höher getragenem Schweife. Als der Vielweiberei zugethan, nimmt er nun Besitz von einem gewissen Terrain, von dem er jeden männlichen Eindringling seiner Art fern hält, und beginnt zu krähen, begleitet von einem besondern Geklapp mit den Flügeln, was sowohl einer Einladung für das andere Geschlecht, als einem Absagebriefe für das eigene entspricht."

Den Sommer über sind die zarten Sprossen der Kartoffel und anderer Pflanzen, sowie Insekten und deren Larven den Fasanen ein Lieblingsfraß. Beim Herannahen des Herbstes machen die reifenden Körner aller Art, sowie die große Menge wilder Früchte und Beeren, welche die Natur überall spendet, ihnen diese Zeit zu lauter Festtagen. Kommt dann der Winter heran, so sehen sie sich auf eine weniger mannichfaltige Kost beschränkt und genöthigt, auf den Brachäckern und Rübenfeldern nach Wurzeln zu suchen; auch hat Herr Selby beobachtet, daß sie den Wurzeln des knolligen Hahnenfußes (Ranunculus bulbosus), besonders aber den Tulpenzwiebeln sehr nachgehen, so daß sie keine Gelegenheit versäumen, die letztern mittelst Schnabel und Füßen aufzugraben, so tief sie auch immer liegen mögen. In ausgedehnten Thiergärten werden sie den Winter hindurch regelmäßig gefüttert, und sie kennen genau die Fütterungsstunde und den Ruf des Wärters, wodurch sie denn auch abgehalten werden, sich zu weit zu entfernen. Das beste und beliebteste Futter zu dieser Zeit besteht in Samen und Körnern. Eine besondere Vorliebe aber zeigen sie für die Jerusalems-Artischocke, sowie eine außerordentliche Geschicklichkeit, dieselbe aus der Erde zu picken. Diese Wurzeln und Buchwaizen sind ihre liebste und gesundeste Winternahrung, und es werden daher in den vorzüglichsten Thiergärten beide Pflanzen stets auf kleinen Ackerstückchen in der Nähe der Fasanenhütte eigens gebaut, und zwar ist der Monat Mai die Zeit, wo man die Knollen der einen oder den Samen der andern in die Erde bringt. Und es übt dieses Futter auf sie eine so fesselnde Gewalt, daß sie der Hütte, in deren Nähe sie solches wissen, sicherlich nicht untreu werden. Ist übrigens diese Winternahrung eine reichliche, so werden die so gefütterten Fasane gewiß auch im darauffolgenden Frühling und Sommer es durch einen hohen Grad von Fruchtbarkeit vergüten.

Im südlichen England, Frankreich, Deutschland und auch in Irland wird die Fasanenzucht nach einem großen Maßstabe betrieben, und man sieht daher diese Vögel dort fast nur noch in einem erkünstelten Zustande; denn nachdem sie aus den Verpflegungshäusern zeitig im Frühjahr entlassen worden, um dann im Thiergarten behufs der winterlichen Klopfjagden weiter gefüttert und abgewartet zu werden, erweisen sie sich als träge, verdrossen und durchaus ohne alle Scheu, so daß sie Niemandem, der dem Vogel in seinem wilden, natürlichen Aufenthalte nachzustellen gewohnt ist, noch ein Jagdvergnügen gewähren können. Das Blutvergießen bei diesen Jagdpartien ist zuweilen so groß, daß von all dem geschossenen Wilde kaum Gebrauch gemacht werden kann. Indeß war dies früher auf dem Festlande noch mehr der Fall, als in England. So wurden in dem vielleicht ausgedehntesten und am prächtigsten eingerichteten Wildgehäge der neuesten Zeit — dem von Chantilly (in Frankreich) — in einem einzigen Jahre 54,878 Stück verschiedenes Wild getödtet. Die Anzahl der dort binnen 32 Jahren der Jagdlust geopferten Fasane betrug 86,193, so daß beinahe 2700 durchschnittlich auf das Jahr kommen. In Deutschland steht man in dieser Beziehung auch eben nicht zurück. So sollen bei einer Jagd in Böhmen, welche zwei Tage dauerte, auf einem ziemlich beschränkten Raume über 950 Fasane, außer noch etwa 1200 Rebhühnern, getödtet worden sein; und in einem andern Theile Deutschlands brachten zwölf Jagdfreunde — wenn diese Bezeichnung hier noch anwendbar ist — in 14 Stunden 39,000 Stück Wild, und darunter auch Fasane, um. Bei

den Jagden in England zu Weihnachten sind 800 bis 1000 Stück Wild eine häufige Tagesbeute, und der größere Theil derselben besteht in Hasen und Fasanen. Man kann sich hiernach einen Begriff machen von der Ausdehnung, in welcher die Fasanenzucht in England getrieben zu werden pflegt.

Der Fasan ist in seinem Gefieder einem bedeutenden Farbenwechsel unterworfen. Gleichwie bei den meisten hühnerartigen Vögeln, eignet sich, im vorgerückten Alter, das Fasanenweibchen zuweilen das Gewand des Männchens an, und da ihm damit zugleich eine feindselige Neigung gegen seine eigene Race beigeht, so sollte man es sofort tödten oder aus dem Wildgarten entfernen.

Der Farbenwechsel geschieht, indem das Gefieder der Fasane sich mit weißen Flecken betüpfelt oder diese Färbung auch wohl durchgehends annimmt, und Temminck ist der Meinung, daß in solchen Fällen eine krankhafte Beschaffenheit irgend einer Funktion die Schuld daran trage, erwähnt auch, daß es Personen, welche lange als Fasanenwärter gedient haben, nichts Neues sei, solche weiße Vögel, nachdem sie Jahre lang in diesem Albino-Zustande sich befunden hatten, die frühere Farbenpracht ihres Gefieders wieder annehmen zu sehen.

Noch giebt es eine andere schönere Spielart, welche seit den letzten Jahren unter dem Namen böhmischer Fasan in Schottland überaus gemein geworden ist. Die Grundfarbe des Gefieders ist eine reiche grüne Rahmkouleur, der Kopf aber behält seine glänzende Färbung, und die schwarzen Tüpfel und Zeichen auf Brust, Bauch und Rücken scheinen sich sogar noch deutlicher hervorzuheben, wie bei der gemeinen Art. Diesem Zustande mag wohl eine Modifikation derselben Ursachen, welche ihren Einfluß auf den Farbenwechsel der weißen Varietäten äußern, zu Grunde liegen.

Es ist übrigens nichts Ungewöhnliches, die gemeinen Fasane mit andern Arten sich kreuzen zu sehen; auch sollen die daraus hervorgegangenen Bastarde zeugungsfähig gewesen sein. Herr Nolan ist zwar ebenfalls so glücklich gewesen, dergleichen Bastarde zu züchten, hat sie aber niemals ihre Zeugungskraft erproben sehen. Auch ist ihm die Kreuzung eines gemeinen scheckigen Fasanhahns mit einem Weibchen des Goldfasans gelungen. Der männliche Sprößling war von glänzendem Gefieder, jedoch nicht in dem Grade, wie die Mutter, auch nicht ganz so groß, wie der Vater, aber höchst kampflustig; er kam nachher in den Besitz des Grafen Derby. Der weibliche Fasan aus jener Kreuzung war, obgleich nie aus des Herrn Nolans Geflügelhause gekommen, so wild, daß er sich zuletzt selbst durch Auffliegen gegen das Dach des Hauses tödtete.

Der Halsband-Fasan (Fig. 34)

ist nur eine Varietät des gemeinen Fasans. Schwerlich möchte sich ein Thiergarten finden, in welchem nicht der gemeine braune und der Halsband-Fasan vereint, oder vielleicht eine aus beiden hervorgegangene Bastardart gehalten würde. Manche Autoren geben den Halsband-Fasan für kleiner aus, als den gemeinen braunen, welcher Behauptung aber Nolan, der beide Arten aufgezogen hat, nicht beistimmt; derselbe meint vielmehr, der mit dem Halsringe sei der größere, jedenfalls aber der betreffende Unter-

schied, wenn überhaupt einer bestehe, höchst unbedeutend. Der Hahn wiegt nahe an 3 Pfund.

In den meisten Thiergärten hat sich erst seit Kurzem eine weiße und eine scheckige Spielart eingebürgert, beide sehr schön und ebenso leicht aufzuziehen, als die gemeine, oder vielmehr noch leichter, was sich wohl daraus erklärt, daß beide Spielarten zahm gezüchtet und also mehr an das Haus gewöhnt sind, als die farbigen Fasane.

Der Obertheil des Kopfes vom Halsband-Fasan ist braungelb mit grünlichem Schimmer; über den Augen befinden sich zwei weiße Flecke; der übrige Theil des Kopfes und der Hals haben eine glänzend dunkelgrüne Färbung mit violettem Reflex, ausgenommen da, wo das weiße Band, welches dem Vogel den Namen gegeben hat, sich um den Hals zieht. Die Federn des Rückens sind schwarz, in der Mitte von einem weißlichen Zickzackstreifen umgeben und mit einem schwarzen pfeilförmigen Flecken bezeichnet; die an den Schultern sind an der Basis ebenfalls schwarz, in der Mitte ein weißlicher runder Fleck, umgeben von einem schwarzen und kastanienbraunen Ringe mit einem etwas purpurfarbenen Schimmer nach den Spitzen hin. Die Schwanzdeckfedern sind lichtbraun mit losen seidenartigen Bärten; die Brust zeigt ein glänzendes Purpurroth; die Seiten sind blaßgelb, die untern Theile der Schenkel schwarz mit violettem Schimmer; die Schweiffedern endlich haben eine olivengrüne Färbung, in der Mitte mit breiten schwarzen Querstreifen, und eine Länge von etwa 16 Zoll. Diese Art ist auch mit schwarzen Sporen versehen, die aber weniger lang sind, als bei dem Haushahne. Das Weibchen hat unter jedem Auge einen schmalen Streif kurzer schwarzer Federn, wodurch sie sich hauptsächlich von der gemeinen Fasanenhenne auszeichnet, von der sie sich übrigens auch noch durch den Mangel der schwarzen Flecke auf der Brust, sowie durch die größeren schwarzen Querstreifen auf ihrem Schweife unterscheidet. Auch die Eier derselben differiren, indem sie hellblau sind mit einem grünlichen Schimmer und zahlreiche Tüpfelchen von dunklerer Färbung zeigen, während die des gemeinen Fasans olivenweiß und unbetüpfelt sind.

Gleich allen andern Fasanen sind auch diese in China zu Hause und gelangten nach Europa von den Ufern des Phasis, des jetzigen Rioni, in Kleinasien.

Die Gold- und Silberfasane (Fig. 35).

Da diese so häufig Bewohner unserer Geflügelhäuser sind, so verdienen sie auch eine besondere Beschreibung.

Der Goldfasan

(oben auf der Abbildung) ist nicht so groß, als der gemeine Fasan, aber der schönste der ganzen Gattung. Der männliche Vogel hat, wenn vollständig befiedert, eine Länge von beinahe 3 Fuß, von welcher jedoch der Schweif allein etwa zwei Dritttheile mißt. Die Federn am Vorderkopfe sind sehr lang, seidenhaarig, glänzend gelb und überragen weit die des Hinterkopfes, welche eine glitzernde Orangefärbung haben und mit schwarzen Querstreifen markirt sind; diese letztern sind lang und hängen wie ein

steifer Kragen über die Seiten des Halses herab, können auch beliebig auf- und niedergerichtet werden. Die Backen sind mit winzigen kleinen sammet artigen Federn dünn bekleidet, und sowohl der übrige Kopf, dem übrigens der bei dem gemeinen Fasan so ansehnliche Kamm völlig abgeht, als die ganze Kehlgegend, befiedert. Die Federn des Nackens haben eine grün und gold gemischte Färbung mit schwarzen Säumen; die des Rückens und der obern Schwanzdeckfedern sind glänzend gelb, die letztern auch karmoisinroth gesäumt. Ueber der Basis jedes Flügels ist ein breiter tiefblauer, ins Violette spielender Fleck; die Flügeldeckfedern und die Schwungfedern zweiter Ordnung bieten verschiedene Nüancen von Kastanienroth und Braun dar, und die Schwungfedern erster Ordnung sind mit röthlichen Flecken auf braunem Grunde bezeichnet. Die Schweiffedern sind abwechselnd kastanienbraun und schwarz, und zwar laufen die Farben in schrägen Streifen zerstreut über die verborgenen Federn. Unmittelbar über der Basis des Schweifes ist das Gefieder schön scharlachfarben. Die Kehle ist schwärzlich braun, der übrige Theil der untern Halsgegend, mit Einschluß des Nackens, die Brust und der Bauch glänzend scharlachroth. Die Augensterne sind von goldschimmernder Färbung, ebenso auch der Schnabel und die Beine, aber von etwas hellerem Tone. Die letztern sind auch mit Sporen von konischer Form und mäßiger Größe bewaffnet; die Füße in vier Zehen getheilt, von welchen die drei vordern an der Basis durch eine kurze, membranöse Erweiterung mit einander in Verbindung stehen. Der lange, schmale und in Bogenform getragene Schweif besteht aus 18 Federn, welche zwei vertikale Flächen bilden und einander in regelmäßiger Abstufung überdecken, so daß die zwei mittelsten beträchtlich länger als die übrigen sind.

An dem Weibchen sind, wie gewöhnlich bei dieser Vögelfamilie, die Farben bei weitem weniger glänzend als an dem Männchen. Die obern Theile haben eine mehr oder minder dunkle rostbraune Färbung, die untern eine Zeichnung von dunkelbraunen Flecken auf hellerm Grunde; die Kehle ist beinahe weiß; die Flügel sind mit schwarzen Querstreifen gezeichnet, und der Schweif, bedeutend kürzer als beim Männchen, ist wie die Flügel scheckig gefärbt.

Diese Fasane sind in China zu Hause, wo sie dieselben Oertlichkeiten bewohnen, wie der gemeine Fasan, bilden aber eine ganz verschiedene Species, und daß sich die beiden Arten unter einander im wilden Zustande gekreuzt hätten, davon ist niemals etwas bekannt geworden. Bei den Chinesen führen sie den Namen Kinki, oder Goldblumenvogel. Sie sind in ihrer Lebensweise nicht so wild, als der gemeine Fasan, und man hat daher versucht, sie in Wildgärten zu halten, jedoch im Allgemeinen ohne Erfolg. Für die Tafel sollen sie von noch zarterem Geschmack als der gemeine Fasan sein. Die Federn der Haube und des steifen Kragens werden von den Anglern in England sehr gesucht.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß der Goldfasan keineswegs der weichliche Vogel ist, als welcher er von manchen Autoren beschrieben worden, da man ihn zu allen Zeiten des Jahres in einem offenen Geflügelhause gehalten, auch gefunden hat, daß er früher zu legen beginnt, als der Silber- und der gemeine Fasan, die Strenge der Witterung ihm also nichts anzuhaben vermag. Bei geeigneter Behandlung möchte er daher in der Gefangenschaft noch leichter aufzuziehen sein, als der gemeine Fasan,

und dasselbe bezügliche Verfahren, wie es bei dem Letztern ausführlich angegeben worden, dürfte auch bei dem Goldfasan seine passende Anwendung finden.

Der Silberfasan,

welcher sich auf Fig. 35 unten mit abgebildet findet, ist größer und kräftiger, als der Gold- und gemeine Fasan, auch gelehriger, als diese beiden Arten; er besitzt zugleich viel Muth, läßt sich aber leicht zähmen. Der männliche Vogel ist etwa 2 Fuß 8 Zoll lang; seine Backen sind von einer anscheinend nackten und karmoisinroth gefärbten Haut überzogen, welche sich auch, gleichsam eine Art Kamm bildend, weiter über die Augen hinzieht und zu beiden Seiten der untern Kinnlade in einer hängenden Falte verläuft. Den Scheitel des Kopfes ziert ein Büschel langer schwarzer Federn, welche über den obern Theil des Nackens hinabfallen. An den Seiten des Kopfes und Halses, dem ganzen Rücken und den Flügeln, sowie an dem obern Theile des Schweifes ist das Gefieder glänzend silberweiß gefärbt, aber durchgehends mit größter Regelmäßigkeit von unendlich vielen feinen schwarzen Strichen durchkreuzt, welche in der Form von Sparren schief über die Federn hinziehen, daher man ihn auch wohl den gemalten Fasan nennt. Einen auffallenden Kontrast mit dieser zarten Färbung gewährt das durchgehend purpurschillernde Schwarz des Gefieders an dem Vordertheile des Halses, an der Brust und der untern Körperfläche. Die beiden langen Schweiffedern sind in ihrer äußern Hälfte vollkommen weiß, der Augenstern ist bräunlich-orangefarben, der Schnabel gelblich, nach der Spitze hin sich verdunkelnd; die Beine sind von tiefrother Färbung; die Sporen lang, scharf und weiß. Bei dem Weibchen tritt das Roth an den Wangen bei weitem weniger hervor; der Scheitel des Kopfes hat eine Art Haube von schwärzlichbraunen Federn; Hals, Brust und obere Körperfläche sind erdfarben braun, die Bauchfläche schmutzig weiß, mit Braun gemischt und von schwärzlichen Streifen durchkreuzt; die Schwungfedern sind fast schwarz, und der Schweif mit schwarzen, weißen und braunen Federn durch einander besetzt.

Diese schöne Fasanenart bewohnt das nördliche China, wo sie häufig auch zahm gefunden wird, und von wo sie nach Europa eingeführt worden ist. Sie kommt sogar besser, als der gemeine Fasan, in gezähmtem Zustande fort, läßt sich leicht aufziehen und kann auch, wie durch gelungene Versuche sich erwiesen hat, im freien, offenen Lande fortgepflanzt werden; des gemeinen Fasans Nähe duldet sie indeß in den Wildgärten durchaus nicht.

Alle Fasane sind, wenn noch im wachsenden Zustande, öfteren Anfällen von Uebelbefinden unterworfen, welche meist von zu feuchter Atmosphäre, zu scharfem Luftzuge oder dem Mangel an Insektennahrung herrühren. Am häufigsten leiden sie von einem Eingeweidewurm, welcher, in der Luftröhre sich einnistend, Erstickung verursacht. Knoblauch wird dagegen zuweilen mit Erfolg angewendet, indem man davon einen starken Aufguß in das Wasser zum Saufen giebt; oder man zerschneidet eine Knoblauchszehe und treibt sie durch die Kehle; auch Schnittlauch oder kleine Zwiebeln, klein geschnitten und mit Mehl gemischt, können, täglich ein- oder zweimal als Futter gegeben, in dem frühern Stadium des Uebels und be-

vor durch die Würmerreizung Entzündung eingetreten ist, sehr wohlthätig wirken. Räucherung wird im vorgerückten Krankheitsstadium empfohlen; das Einathmen des Tabacksrauches steht darin als schnellwirkendes oben an, und es soll auch, gehörig angewendet, ein unfehlbares Heilmittel sein. Um es aber mit gutem Erfolg zu appliciren, muß man die Jungen sorgfältig vor Erstickung in Acht nehmen, und dies geschieht am besten, indem man die kranken Thiere in einen Kasten bringt und dann durch ein darin angebrachtes Loch den Rauch aus einer brennenden Tabackspfeife hineinbläst, und zwar so lange, bis der Rauch hinlänglich dick geworden ist, zu welchem Ende alle zwei oder drei Minuten nachgesehen werden muß. Werden einige der Jungen durch den Tabacksrauch betäubt, so hört man mit dem Hineinblasen auf; erscheinen sie aber dadurch erschöpft, so nimmt man sie aus dem Kasten, und sie werden sich alsbald wieder erholen. Je dichter der Rauch ist, in welchem die Jungen es noch aushalten können, um so besser, und das Kriterium dabei ist stets die Betäubtheit und die Unfähigkeit, sich länger auf den Beinen zu erhalten; sobald dies eintritt, darf kein Rauch mehr eingeführt werden. Uebrigens ist das Einathmen eines großen Quantums Rauch in einer kurzen Zeit wirksamer, als wenn ein kleines Quantum mehrere Stunden lang eingeathmet wird.

Herr Nolan hat eine mäßige Tabacksauflösung in Wasser mit gutem Erfolg angewendet. Sie scheint auf die jungen Fasane ganz die gleiche Wirkung zu äußern, wie die Räucherung; und wenn sie gleich nicht durch die Luftröhre hindurchgeht, so wirkt sie doch durch ihre Ausdünstung auf die Würmer ein und scheint so alle Vortheile der Räucherung, ohne die Erstickungsgefahr zu haben. Auch soll die Wirkung des Tabacks so mächtig sein, daß keine Art von Zubereitung in der Küche das Fleisch eines Fasans, der in Folge einer solchen Operation umgekommen ist, wieder mundrecht zu machen im Stande ist.

Fasanen, welche auf die obige Weise betäubt und allzusehr geschwächt wurden, hat man mit gutem Erfolg Jalappe als Abführungsmittel gegeben, und zwar zu fünf Körnern, wenn sie noch ganz jung waren, zu zehn, wenn halberwachsen, und zu fünfzehn Körnern im ausgewachsenen Zustande.

Die ebengedachten Heilmittel sind übrigens auch auf das ganze Hühnergeschlecht anwendbar.

Zum Schlusse des über die Fasane Gesagten führen wir aus dieser Vögelgattung noch einige Arten an, welche von verschiedenen Autoren erwähnt und insgesammt so schön sind, daß sich nur schwer sagen läßt, welcher Art der höchste Preis der Schönheit vor den andern gebührt.

Eine von Herrn Diard aufgeführte Art hat die Größe des gemeinen Fasans und ist aufs Prachtvollste gold und grün gefärbt; in der Gestalt ähnelt sie der gemeinen sehr, übertrifft sie aber bei weitem in der Schönheit des Gefieders.

Der Phasianus superbus, *Latham*,

ist vielleicht der schönste Vogel dieser ganzen Familie; man findet ihn nur sehr selten in China, wo er von den Vornehmen in ihren Menagerien gehalten wird. Derselbe hat einen ungemein langen Schweif; Temminck giebt die längsten Federn desselben als über 4 Fuß messend an. Sein

Körper ist von der Größe des Silberfasans und sein Gefieder durchgehends schön gestrichelt.

Sömmerings Fasan

ist eine sehr schöne Species und ward der holländischen Sammlung durch Dr. v. Siebold aus Japan gesendet. Hinsichtlich der Größe soll er zwischen dem gemeinen und dem Goldfasan stehen. Das Gefieder des Männchens ist von einer prächtig purpurröthlichen Färbung.

Der Argus-Fasan,

ein herrlicher Vogel, dessen Gefieder die reinsten Farben in harmonischer Uebereinstimmung hat, wenn es auch nicht in der stolzen Pracht schimmert, wie das der vorhergehenden Arten. Er ist ein Bewohner Sumatras und der Halbinsel Malakka. Sein Körper hat die Größe des Silberfasans, aber mit den beiden langen Schweiffedern, die allein 3 Fuß 8 Zoll messen, eine Länge von 5 Fuß 3 Zoll. Die Flügel, deren Federn zweiter Ordnung die Hauptschwungfedern um das Zweifache überragen, sind etwa 2 Fuß 10 Zoll lang und hindern wegen ihrer Schwerfälligkeit den Vogel fast gänzlich am Fliegen, sind ihm dagegen beim Laufen von großem Nutzen. Auf den Flügeln, und namentlich auf den Federn zweiter Ordnung ist der größere Theil des herrlichen Schmuckes dieses Vogels, in den vielen Augenflecken, von denen er den Namen führt, verschwenderisch dargelegt. In Zeiten der Ruhe, oder wenn der Vogel nicht aufgeregt ist, sind diese schönen Flecken kaum wahrnehmbar; befindet er sich aber in Gegenwart seiner Weibchen, so breitet er die Flügel aus und schleppt sie auf dem Boden nach, so, dem Pfau und Truthahn gleich, seine volle Schönheit zur Schau tragend. Das Weibchen ist auch hier kleiner, als sein männlicher Genosse, sowie sein Gefieder, wie überhaupt bei allen Fasanen, von größerer Einfachheit und Bescheidenheit zeugt.

Der Impeys-Fasan

bewohnt die alpinischen Gebirgsketten Nepals und des Himalaya; Lady Impey machte den ersten Versuch, ihn nach England überzusiedeln, aber ohne Erfolg, da er auf der Reise starb. Seit der Zeit aber haben mehrere schöne Exemplare dieses Land glücklich erreicht, welche sich im Besitz des Londoner Zoologischen Gartens befinden, auch Hoffnung zu gedeihlicher Nachzucht geben.

Die Pracht und das herrliche Widerspiel der Farben an dem männlichen Vogel mit Worten zu beschreiben oder durch den Pinsel wiederzugeben, ist fast unmöglich. Der größere Theil des Gefieders changirt in Grün, Stahlblau, Violett und Goldbronce. Auf dem Kopfe hat er eine zum Aufrichten geeignete Haube von Federn, bestehend aus einem nackten Schaft mit ovalen Fähnchen, von einer dem übrigen Gefieder ähnlichen Textur. Die Mitte des Rückens ist rein weiß, der Schweif schlicht abgerundet und von glänzend kastanienbrauner Färbung; die Beine sind mit starken Sporen bewaffnet. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen;

die Federn auf dem Kopfe desselben verlängern sich nach hinten; die Kehle und der Vordertheil des Halses sind rein weiß; das übrige Gefieder zeigt ein angenehmes Rothbraun, von andersfarbigen Flecken und Streifen unterbrochen. Von den schimmernden Farben des Männchens findet sich hier aber keine Spur. Die Zehen und der Schnabel dieses Fasans eignen sich vortrefflich zum Ausscharren der Wurzelknollen und Insekten, wovon sie sich vorzugsweise nähren.

Ohne nun noch weiter die in diesem Buche hinsichtlich der Fasane, deren Arten ebenso zahlreich als schön sind, gesteckten Grenzen zu überschreiten, sei hier nur noch bemerkt, daß einige prachtvolle Häute der herrlichen chinesischen Fasane, sowie der in der Himalaya-Kette und auf Sumatra hausenden Arten dieses Vogels vor einigen Jahren nach Dublin gekommen sind, wo sie von dem berühmten Thierausstopfer und Mineralogen Mr. Glennon, wohnhaft Suffolk-street, aufs Trefflichste ausgebälgt wurden.

Anhang.

Ueber Geflügelhäuser im Allgemeinen und in Großbritannien.

Herr Nolan giebt davon in seinem Werke folgende Beschreibung:

„Diese für die gute Erhaltung einer befiederten Thierfamilie so wesentlich nöthigen Gebäude sollten, wo möglich, stets eine östliche Lage haben, damit sie der Morgensonne genießen; auch durch Baum- oder hinlänglichen Strauchwuchs geschützt sein, damit die Vögel weder im Sommer von der Mittagssonne, noch im Winter von den schneidendscharfen Winden, welche beide ihnen gleich schädlich sind, irgend zu leiden haben. Das Geflügelhaus selbst muß so gebaut sein, das es möglichst viel Wärme, so weit dies mit genügender Ventilation oder Luftänderung vereinbar ist, gewährt, da sich der Nutzen einer solchen Einrichtung schon daraus deutlich ergiebt, daß das Federvieh eines Landmanns, welches im Stall oder über dem Feuerherde desselben seine Wohnung hat, auch in den Wintermonaten reichlich legt, während der reiche Gutsbesitzer, der seinem Geflügel in einem geräumigen Hause Quartier giebt, eben nicht sehr mit Eiern versorgt wird. Je enger sie zur Winterszeit gehalten werden, um so besser ist es, weil jeder Vogel stets einen Theil seiner Körperwärme dem andern mittheilt und so zum Wohlbehagen des andern beiträgt, ihn daher auch zum Legen mit anregt. Der Fußboden sollte etwas über den Erdboden erhöht sein, um vollkommen trocken zu liegen, und dabei aus solchem Material bestehen, daß er täglich leicht gereinigt werden kann. Die Mauern müssen dicht und massiv sein, um keinem Ungeziefer irgendwelcher Art eine Herberge zu gewähren, auch häufig getüncht werden; das Dach muß gehörig luftdicht halten, sowie dem Regen durchaus widerstehen, weil Feuchtigkeit auf alles Federvieh höchst schädlich einwirkt. Die Fenster sollten sich einander gerade gegenüber befinden, damit die Luft im ganzen Hause während des Sommers täglich erneuert werde; ein Fenster aber muß auch in dieser Jahreszeit zur Nacht stets sorgfältig geschlossen werden, weil dem schlafenden Geflügel nichts nachtheiliger ist, als Zugluft. Daß den Winter hindurch beide Fenster Nachts zu sein müssen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der

Lüftung wegen und um doch den fliegenden Bewohnern die Passage durch die Fenster zu verwehren, sollten diese durch ein Drahtgitter verwahrt werden. Auch ist anzurathen, daß man die Sitzstangen niedrig, d. h. etwa 1½ Fuß weit vom Fußboden, anfangen und dann allmälig nach Art einer weitsprossigen Leiter ansteigen lasse, und zwar seien die 1½ bis 2 Zoll starken, abgerundeten Sitzstangen etwa 12 Zoll von einander und ebenso hoch über einander angebracht, damit der fallende Unrath des einen Vogels nicht das Gefieder eines andern beschmutzen könne. Der Vortheil solcher niedrigen Sitze kann von den Züchtern schönen und großen Geflügels nicht genug gewürdigt werden, weil dieses, von hohen Sitzstangen herabflatternd, sich leicht das Brustbein so beschädigt, daß es sich schwer wieder davon erholt. Auch Nester werden öfters innerhalb dieser Gebäude gleich mit angebracht, und es ist dies auch keineswegs verwerflich, falls sie sich, vor dem fallenden Unrath der andern Vögel gesichert, in runder Form auf dem Boden befinden und dann und wann durch einen Kalküberzug völlig gereinigt werden. Sind sie nicht in dieser Art eingerichtet, so hat man den Hennen Kästen oder Körbe zu besorgen, von festem Stand und mit kurzgeschnittenem Stroh versehen; auch muß dieses Lager häufig erneuert und das Nest überhaupt reinlich gehalten werden. Behufs des Brütens sind Kästen den Körben stets vorzuziehen, da sie der Lufteinwirkung weniger ausgesetzt sind; auch möchte sich empfehlen, sie wegen der Sitzstangen dem Boden nahe zu stellen, um damit der Natur möglichst nachzuahmen und den Hennen den Eingang zum Neste bequemer zu machen. Wäre dabei irgend eine Schwierigkeit zu überwinden, so würden die Eier leicht zerbrochen werden, und fiele die Henne beim Ersteigen eines hohen Nestes, wenn im Begriff zu legen, so liefe man Gefahr, daß das beschädigte Thier weichschalige oder mißgestaltete Eier legte."

„Das Brüten auf dem Boden, wie dies bei auswärts legenden Hennen geschieht, ist von sehr gutem Erfolg befunden worden, da die Erdausdünstung zum Brüten anregt; als Ersatzmittel für diese Ausschwitzung hat Cantelo für nöthig erachtet, die Eier täglich mit einem Schwamme anzufeuchten."

„In der Thür sollte eine Oeffnung zum Ein- und Ausgange für das Federvieh gelassen werden, jedoch, wegen Abhaltung des Ungeziefers, etwas erhöht über den Fußboden, auch zur Bequemlichkeit der Vögel mit einer Sitzstange versehen. Es muß ihnen täglich frisches, reines Wasser gereicht werden. Wäre ein Winkel in dem Hause mit feinem Sande belegt, so würde dies zu seiner Gesundheit und Behaglichkeit, indem es sich dadurch von dem ihm anhaftenden Ungeziefer befreien könnte, Vieles beitragen."

„Gepflasterte Höfe für das große Federvieh sind keineswegs empfehlenswerth, weil sie so häufig ihm schon frühzeitig Gicht und Hühneraugen zuziehen. Uebrigens ist ein Schuppendach, zum Schutz gegen den Regen, noch ein wesentliches Erforderniß für einen Geflügelhof, und auf feinem Sande ergehen sich die Bewohner desselben vorzugsweise gern."

„Da ich alles vorzügliche Hühnervieh, als Fasane ꝛc., zum Verkauf halte, so mußte ich mein desfalliges Vorrathshaus in verschiedene Abtheilungen bringen, um jede Art besonders zu stallen. Ich habe daher die Vorderseite desselben und auch einen Theil des Daches mit einem Drahtgitter versehen, so wie mit dergleichen durchsichtigen Thüren, welche von einer Abtheilung in die andere führen, so daß, indem ich eine Thür offen lasse,

die Abtheilung vergrößert, d. h. zwei zu einer gebildet werden können, wenn sich eben Veranlassung dazu bietet. Das Haus befindet sich am äußersten Ende eines Gartens, dem es seine Fronte zukehrt, und der den Vögeln eine Fülle von Pflanzennahrung darbietet, sowie dieselben auch gelegentlich einen hinter dem Hause gelegenen Rasenplatz besuchen können. Dasselbe liegt erhöht über dem Niveau des Gartens, welchen ich, da das Meer in der Nähe ist, mehrere Zoll hoch mit Seesand habe befahren lassen, was die Vögel reinlich, gesund und behaglich erhält, da sie sich in diesem Sande gern herumwälzen, und man sollte sich, was auch immer für Einwürfe gegen den Meersand gemacht werden mögen, desselben überall, wo man ihn nur haben kann, bedienen, oder doch mindestens eines ihm ähnlichen Materials, weil der grobe Kies den Füßen des Federviehs leicht schädlich wird."

„Ich habe mein Geflügelhaus, nur mit geringen Abänderungen, nach dem des Hrn. England bauen lassen; insofern nämlich meine praktische Erfahrung mich die hohen Sitzstangen, sowie die hohen Lege- oder Brütnester für großes und feines Geflügel entschieden hat verwerfen lassen, bin ich in diesen beiden Punkten von ihm abgewichen. In der im Grundrisse beigefügten Abbildung dieses meines Hauses (s. Fig. 36), welches 15 Fuß breit, 10 Fuß tief und 8 Fuß hoch ist, sind a Nester zum Legen oder Ausbrüten von Eiern; b Sitzstangen, welche $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch vom Erdboden beginnen und sich dann um einen Fuß schräg hin erhöhen. Als allgemeine Erfordernisse dabei empfehle ich noch Reinlichkeit, häufiges Weißen der Wände, eine warme Lage, gehörige Lüftung und reines Wasser, auch daß man den brütenden Hennen einen ruhigen, ziemlich dunkeln, abgesonderten Sitz, und zwar in einer von den legenden Hennen getrennten Abtheilung des Hauses, gewähre."

„Der Landmann ist sich des Vortheils, der ihm aus dem behaglichen Leben seines Federviehes in der Nähe seines Feuerherdes dadurch erwächst, daß es zu allen Jahreszeiten Eier legt, gar wohl bewußt. Will derselbe sich jedoch, aus andern Gründen, ein Geflügelhaus außerhalb seiner eignen Wohnung anlegen, so mag ihm die von mir gegebene Abbildung dazu als Andeutung dienen, indem er es an der Giebelseite in der Nähe seines Küchenfeuers anbringt, wodurch sowohl für bessere Benutzung der Wärme, als auch für Verscheuchung der Feuchtigkeit gesorgt wird."

Wir entlehnen aus dem Nolan'schen Werke nun auch noch im Auszuge die Beschreibung zweier ausgezeichneter Anstalten dieser Art in England.

I. Das Geflügelhaus der Königin Viktoria zu Windsor.

Dasselbe ist, von den Herren Bedborough und Jenner gezeichnet und erbaut, ein halbgothisches Gebäude von einfacher, zweckentsprechender Schönheit und besteht, wie unsere Abbildung (s. das Titelkupfer) zeigt, aus einem in der Mitte befindlichen und zur Beaufsichtigung des Geflügels dienenden Pavillon, den ein zierliches Taubenhaus krönt, und dessen Seiten sich Flügel in symmetrischer Ausdehnung anschließen, worin die musterhaften Nachtwohnungen, so wie die Leg- und Brütnester des Geflügels enthalten sind.

Der Boden vor demselben fällt allmälig gegen den Park hin ab und ist durch leichtes Drahtgitterwerk in besondere Reviere, behufs der täglichen Bewegung des Geflügels im Freien, abgetheilt und eingeschlossen. Innerhalb dieser Reviere führen von Rasenplätzen begrenzte Kieswege zu den Eingängen des Hauses. In den Verhältnissen, der Eintheilung, den Einrichtungen der verschiedenen Räume dieses Hauses bekundet sich eine große Bekanntschaft mit der Lebensweise und einem derselben entsprechenden Komfort der körnerfressenden Bewohner; die einzelnen Gemächer sind geräumig, luftig und von einer gleichmäßigen Temperatur, wie sie den ursprünglichen Gewohnheiten der Vögel angemessen ist, so wie auch ihre Nester in der Art eingerichtet sind, daß sie den dunkeln buschigen Wohnungen derselben in ihren heimathlichen Dschungeln möglichst ähneln.

Uebrigens ist die Anstalt der Königin sehr bedeutend, da sie ein halbes Dutzend sehr große Höfe, so wie mehrere kleinere, auch zahlreiche Fütterungshäuser, Schuppen zum Eierlegen, Spitäler, Winterhöfe 2c. umfaßt.

In dem sogenannten neuen Geflügelhause werden die selteneren und vorzüglicheren Vögel gehalten, bestehend aus Cochinchina-Hühnern, weißen Java-Bantams, einigen köstlichen Bantams von Sir John Sebright's Zucht, wovon ein durch seine martialische Haltung sich auszeichneter Hahn des Prinzen Albert Liebling war, sowie noch andern schönen Bantams und einigen merkwürdigen Kreuzungen dieser Hühnerart mit Haselhühnern, nebst verschiedenen Kraushühnern, welche ihres seidenweichen, haarähnlichen Gefieders wegen bemerkenswerth sind.

Die fürs Legen bestimmten Nester bestehen aus dürrem Haidekraut von der Erica tetralix, kleinen Weißdornsträuchen, bedeckt mit Rennthiermoos, dem Mose unserer Hecken, Scheunenthore und Parkgatter. Diese Materialien geben, durch die Bewegung und den Druck der Hennen unter einander gerieben, ein leichtes Pulver aus, welches, zwischen die Federn und bis zur Haut eindringend, als ein Mittel erfunden worden ist, die Vögel von allen Arten Ungeziefer sofort zu befreien.

II. Das Geflügelhaus des Lord Penrhyn zu Winnington in Cheshire.

Dieses ist vielleicht der prächtigste Geflügelpalast, der jemals gebaut worden, und zwar besteht derselbe aus einem hübschen, regelmäßigen Frontgebäude von einhundert und vierzig Fuß Länge, das am jedem Ende einen netten Pavillon mit einem großen Bogenfenster hat. Diese Pavillons stehen mit dem Mittelgebäude in Verbindung durch eine Kolonade von aus Eisen gegossenen, weiß angestrichnen Säulen, welche ein Karnies und ein Schieferdach tragen und so einen gepflasterten Gang bedecken, so wie noch eine Menge von Annehmlichkeiten für das Geflügel, Räume zum Aufbewahren von Eiern, Korn u. dgl. Die Thüren zu diesen Gemächern sind insgesammt von weiß angestrichenem Gitterwerk mit grüngefärbten Rahmen. In der Mitte der Fronte erheben sich vier hübsche steinerne Säulen und vier Pfeiler, ebenfalls von einem Karniese und einem Schieferdache gekrönt, und darunter und dazwischen erblickt man ein schönes eisernes Thor mit Mosaikarbeit, an dessen einer Seite ein elegantes Eintrittszimmerchen, herrlich tapeziert,

und meublirt, sich befindet, während an das andere Ende des Säulenganges sich eine sehr hübsche Küche reihet, worin Alles so überaus reinlich und schön geordnet ist, daß das Auge nicht müde wird, sich daran zu waiden. Uebrigens bildet das Vordergebäude gleichsam die Sehne eines hinter demselben sich erstreckenden großen halbkreisformigen Hofes, rund um welchen ebenfalls eine Kolonnade, mit einer großen Mannichfaltigkeit von Erholungs- und Bequemlichkeitsräumen für das Geflügel, sich hinzieht. Dieser Hof ist nett gepflastert, und in seiner Mitte ein halbzirkelförmiger Teich mit einem Pumpbrunnen. Hinter dem Ganzen erstreckt sich ein allerliebstes Wildgärtchen, worin das Geflügel zwischen den Fütterungszeiten der vollsten Freiheit genießt. Um 1 Uhr wird eine Glocke geläutet, und das schöne Thor in der Mitte öffnet sich. Das im Wildgarten hausende Geflügel, durch das Läuten der Glocke zur Tafel gerufen, fliegt und rennt nun von allen Seiten herbei und versammelt sich an dem Thor, jedes bemüht, der ersten Bissen habhaft zu werden. Es sind ihrer 600 Stück von verschiedenen Arten hier am Orte, und so groß die Zahl auch ist, so wird doch der Hof stets so reinlich und nett erhalten, daß auch nicht eine Spur von Mist darauf zu sehen ist.

Dieser Geflügelpalast ist, mit Ausnahme der Säulen und Karniese, der Stürze und Pfosten an den Thüren und Fenstern, aus Backsteinen gebaut, ohne daß man jedoch dieses Baumaterials gewahr wird, da es überall mit einer bewunderswürdig feinen Schieferart, in einer Besitzung Sr. Lordschaft in Wales gebrochen, überdeckt ist. Diese Schieferplatten sind dicht an einander gepaßt und mittelst Schraubennägel an in den Backsteinen eingelassenen Holzleistchen befestigt, sodann angestrichen und, während die Farbe noch naß, mit feinem weißem Sand beworfen, was nun dem Ganzen das Ansehen eines Bauwerks aus den schönsten Quadersteinen ertheilt.

Normännische Hühnerhöfe *).

„Es ist keineswegs nothwendig, große Kapitalien zur Anlage und Umzäunung von Hühnerhöfen aufzuwenden, wie man dies gewöhnlich in Deutschland für nöthig erachtet. Bei großen Herden würden die Kosten dann gar leicht den größern Theil der Einkünfte verschlingen. Daß aber kostspielige Anlagen durchaus nicht nothwendig sind, das beweisen die normännischen Hühnerhöfe (parcs à poules), welche ebenso einfach als genügend sind, und von denen wir eine Abbildung (Fig. 37) aus der Vogelperspektive geben."

„Um recht passende Höfe anzulegen, so muß das zu Gebot stehende Areal 75 bis 100 Quadratfuß Fläche betragen. Die Beschaffenheit des Bodens ist von großer Wichtigkeit; er soll sandig, trocken, locker, durchlassend sein; niemals das Wasser halten und sumpfig werden. Im entgegengesetzten Falle muß man Drainirung oder ein anderes Mittel anwenden. Auf dem Raume müssen mehrere Fruchtbäume oder Akazien an-

*) Dem Jacque'schen Hühnerwerke entlehnt.

gepflanzt sein, welche einen dichten Schatten werfen, namentlich aber kleine Bosquets von Johannisbeeren, unter welchen die Hühner bei großer Sonnenhitze am liebsten Schutz suchen. Derlei Gebüsch trägt zur Heiterkeit des Parks bei und liefert zugleich den Thieren einige säuerliche Früchte, welche sie mit großer Begierde fressen. Die Umfassung soll soviel als möglich den Nordwind abhalten, daher nach dieser Seite hin am besten eine Mauer angebracht wird, etwas höher, als der übrige Raum. Zur Herstellung der Umfassung werden verschiedene Mittel angewendet. Die zwei einfachsten sind die folgenden:

„Auf einen Raum von 1200 Quadratfuß sollen acht Höfe oder Parks angelegt werden. Man zieht die Grenzlinien so, daß keine Abtheilung in die andere geht; gegen Norden kommt eine 8 Fuß hohe Mauer, entweder aus Steinen oder aus Lehm gestampft, welche die Strahlen der Morgensonne zurückwirft. Die Einrichtung der einzelnen Höfe ist in der Abbildung leicht erkenntlich. Der Umfassungszaun muß 6 bis 7 Fuß Höhe haben. Auf die wohlfeilste Art legt man ihn an, wie dargestellt, aus Baumzweigen, etwa von Pappeln, Weiden ꝛc., die senkrecht eingegraben und mit Querstangen zusammengeflochten werden. Von den letzteren bedarf es zur Befestigung vier Stück bis in die Höhe. Die unteren Sprossen dieses Geflechtes werden mit Haidekraut, Stroh, Gestrüpp ꝛc. so zugemacht, daß sich die Thiere in den einzelnen Höfen gegenseitig nicht erblicken können, weil sonst leicht gefährliche Kämpfe entstehen. Im Frühjahre darauf fangen die eingesetzten Stangen meistens an, sich zu begrünen und bilden dann lebende Hecken, die von Jahr zu Jahr dichter werden. Die Thüren schlägt man auf die einfachste Art aus Bretern zusammen, deren Schlösser aber, seien sie von Holz oder Eisen, immer sicher schließen müssen.“

„Eine zweite Art der Umfassungen besteht einfach aus einem Zaun aus Schalbretern, welche der Länge nach an senkrechte Ständer genagelt sind. Hübsch ist es dann, wenn die Wände ringsum mit Hopfen oder anderen Kletterpflanzen bekleidet werden. Die Hühnerställe in den normännischen Parks sind ganz einfach aus Lehmsteinen errichtet und mit Stroh gedeckt.‘

Ueber den Eierhandel nach England.

Ein Zeitungsschreiber in einem zu Arras in Frankreich erscheinenden Blatte theilte vor einigen Jahren schon folgende Angaben über diesen Handelszweig mit: „Von den 72 Millionen Eiern, welche jährlich aus Frankreich, Deutschland und den Niederlanden nach hier (England) eingeführt werden, liefert Frankreich allein 55 Millionen, und berechnet man den Einkaufspreis zu 4½ Pence (ca. 4 Sgr.) das Dutzend, so bezahlt England an Frankreich jährlich für Eier ungefähr 77,000 Pfd. St. (also über 500,000 Thlr).“ Ein anderer Berichterstatter im Penny Magazine berechnet die Eiereinfuhr aus allen Ländern auf 69 Millionen für das mit dem 5. Januar 1847 endigende Jahr, und der Zoll dafür, zu 1 Penny für das Dutzend, belief sich auf 24,048 Pfd. St. Im Jahre 1820 be-

trug das eingeführte Eierquantum 31 Millionen, und der Zoll dafür gewährte eine Einnahme von 11,077 Pfd. St. Im Jahre 1827 war die Einfuhr von Eiern fast die nämliche. „Jene 69 Millionen Eier erforderten etwa 575,000 Stück Geflügel, indem man auf jedes durchschnittlich 120 Eier, und das sonst noch Gelegte als für den eigenen Hausbedarf aufgehend, rechnet. Nimmt man nun diese Angaben als richtig an, so sind die von Frankreich gelieferten Eier das Ergebniß von 458,333 Stück Geflügel, deren jedes 10 Dutzend Eier giebt, welche gegen einen Zoll von 10 Pence, welche Abgabe früher auf jedem Stück Geflügel lastet, eingeführt werden. 12 Stück Federvieh auf jede Familie, welche für Befriedigung des Eierbedarfs sorgt, gerechnet, bringt die Zahl der also betheiligten Familien auf 39,861, welche eine Bevölkerung von 198,000 Seelen geben. In neuerer Zeit hat statistischen Berichten zufolge das Eiergeschäft ganz bedeutend zugenommen.

Die gewöhnliche Art und Weise, wie diese Eier in den Handel kommen, besteht darin, daß Zwischenhändler in den Dörfern von Haus zu Haus gehen und die gesammelten Vorräthe zusammenkaufen; sie liefern dann den Ertrag ihrer Reise an den Eier-Kaufmann ab, der sie nun regelmäßig nach ihrem Bestimmungsorte verschifft.

Herr Weld schreibt in seinem „Statistical Survey“ (Statistischen Uebersicht) von Roscommon also: „Der Handel mit Eiern, deren Ausfuhrwerth sich, nach Herrn Williams, im Jahr 1832 täglich auf 500 Pfd. St. belief, welche von England an Irland bezahlt werden, findet mit bedeutender Lebhaftigkeit zu Lanesborough und auch zu Tarmonbarry statt. Die Eier werden bei den Landleuten auf mehrere Meilen weit umher gesammelt, und zwar durch Boten, gewöhnlich Knaben von neun Jahren und darüber alt, deren jeder seinen Bezirk hat, den er täglich begeht, und das Ergebniß seiner Mühen, sorgsam in ein Handkörbchen gelegt, zu Hause bringt. Ich bin solchen Bürschchen auf ihren Umgängen oft begegnet, und es schien dabei die Vorsicht, welche sich zum sicheren Fortbringen ihrer zerbrechlichen Waare so nöthig macht, ihrem Verhalten einen so hohen Grad von geschäftlicher Besonnenheit verliehen zu haben, wie man sie bei den sonst mit so flüchtigem Sinne begabten Kindern Irlands selten genug findet. So erinnere ich mich eines kleinen Barfüßers, der mir sagte, daß er täglich etwa 12 irische Meilen (über 15 englische und also 3 deutsche) weit ginge. Sein täglicher Verdienst bestand, bei einem Absatze von zwei Schock Eiern, in einem Shilling (10 Sgr.), wobei er noch für den Risiko und seinen Unterhalt selbst zu sorgen hatte. Uebrigens ändern sich die Preise zu verschiedenen Perioden des Jahres, niemals jedoch, ohne den kleinen Eiersammlern vorher Anzeige davon gemacht zu haben. In der warmen Jahreszeit wechseln die Preise zu Lanesborough zwischen 2 Sh. 6 P. bis 4 Sh. die 120 Stück, steigen aber gegen den Winter bis auf 5 Sh. Die Eier werden zwischen Strohschichten in eben solchen Körben (crates) verpackt, als man sich zur Versendung von Töpferwaaren zu bedienen pflegt. Jeder Korb hält etwa 84 Hundertundzwanziger, d. i. 10,080 Eier, deren Einkaufspreis von 10 Pfd. 10 Sh. bis 16 Pfd. 6 Sh. beträgt. Diese Eier werden dann auf Spekulation nach Dublin oder auch wohl gelegentlich gleich auf den englischen Markt gesendet, und 4—5 Pfd. per Korb wird schon als ein ganz hübscher Gewinn betrachtet. Zuweilen beträgt er mehr, manchmal aber auch weniger, und es ist der Handel auch

nicht ohne allen Risiko. Von Lanesborough werden die Eierkörbe landeinwärts nach Killashee, dem nächsten, am Königskanal gelegenen Orte, gesendet, um dann durch Handelsfahrzeuge weiter nach Dublin befördert zu werden. Ich sah zu Tarmonbarry mehrere Karren mit vollen Eierkörben beladen, welche aus den benachbarten Distrikten, von beiden Ufern des Flusses, dahin gebracht worden waren."

Die folgenden Berichte des Herrn Legrand, eines Mitglieds der französischen Statistischen Gesellschaft, über die Erzeugung und den Verbrauch von Eiern dürften nicht ohne Interesse erscheinen: „Im Jahre 1813 belief sich die Zahl der aus Frankreich ausgeführten Eier auf 1,754,140. Von 1816 bis 1822 stiegen die Mengen der betreffenden Ausfuhr schnell von 8,733,000 bis auf 55,717,500, und im Jahre 1834 war das Quantum sogar bis zu 90,441,600 gewachsen. Im Jahre 1835 wurden 76,190,120 Eier nach England exportirt, sowie 60,800 nach Belgien, 49,696 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 42,960 nach der Schweiz, und 306,304 nach andern Theilen der Welt. Der Gesammtbetrag der betreffenden Ausfuhr in dem Jahre war 3,828,284 Francs. Der Verbrauch in Paris ist zu 115⅔ Eier auf den Kopf berechnet worden, oder insgesammt zu 101,012,400. In andern Gegenden Frankreichs läßt sich dieser Verbrauch wohl auf das Doppelte anschlagen, da in manchen Theilen des Landes Speisen aus Eiern und Milch bei allen Mahlzeiten vorwalten. Die Eier-Konsumtion im ganzen Reiche, mit Einschluß der Hauptstadt, wird auf 7,231,160,000 geschätzt; hierzu die exportirten gerechnet, sowie die, welche zur Weitererzeugung nöthig sind, wird sich die Anzahl von 7,380,952,000 Eiern als diejenige ergeben, welche im Jahre 1835 in Frankreich gelegt worden ist."

M'Culloch, in seinem Dictionary of Commerce, giebt an, daß Frankreich für den Verbrauch der Städte London und Brighton allein für mehr als den Werth von 76,000 Pfd. St. an Eiern exportirte; und seit der Zeit, als M'Culloch schrieb, hat sich dieser Handelszweig wenigstens auf das Doppelte vermehrt.

T. Rutherfort, Esq., hat mir seine in der Königlichen Societät zu Dublin vorgetragene Abhandlung über den Fortschritt des Ackerbaues (in Irland) mitzutheilen die Güte gehabt, worin er sagt, daß aus ganz Irland im Jahre 1835 ausgeführt wurden:

	Anzahl	Werth	
Eier	52,244,800	87,352	Pfd. St.
Körbe (crates)	275	37,600	„
Kisten (boxes)	10,625	31,037	„
	Insgesammt	156,989	Pfd. St.

Des Federviehs geschah darin keine Erwähnung, dagegen wurden 6,432 Ctr. Federn, zum Werthe von 32,666 Pfd. St., in demselben Jahre ausgeführt. Aus einer in der „Ordonance Survey" veröffentlichten Rechnung erhellt, daß allein aus der Stadt Londonderry jährlich für den Werth von 60,000 Pfd. St. an Eiern exportirt worden.

Noch habe ich einen mir von P. Howell, Esq., Sekretair der Dubliner Dampfboot-Kompagnie, mitgetheilten Bericht vor mir, woraus sich Folgendes ergiebt: Die Anzahl der durch die Schiffe dieser Kompagnie in dem Jahre 1844—1845 nach London verschifften Kisten Eier betrug

8,874; ungefähr dieselbe Quantität ging mit Fahrzeugen der britischen und Irischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft dahin ab, was ein Total von 17,148 Kisten giebt; jede Kiste enthält 13,000 Eier; doch werden mitunter auch große Kisten verladen, welche mehr als vier Mal so viel Eier in sich fassen. Dies macht zusammen 23,072,400 Eier, als welche jährlich nach London verschifft werden. Nach Liverpool gehen 5,135 Kisten, enthaltend 25,567,500 Eier, so daß in dem gedachten Jahre von Dublin allein nach den beiden Häfen von London und Liverpool zusammen 48,639,000 Eier verladen worden, was zu dem Durchschnittspreise von 5 Sh. 6 P. für 124 Eier eine Summe von etwa 122,500 Pfd. St., als Jahreswerth der Eierverschiffungen, blos von Dublin aus, giebt, und seit jener Zeit hat die Eierausfuhr von da noch ungemein zugenommen. Die anderen Häfen haben ebenfalls ihre bezüglichen Exporte, und nimmt man nun die Dubliner Ausfuhr als gleich einem Viertheil sämmtlicher Eierverschiffungen aus ganz Irland an (viel zu hoch!), so kommt nahezu eine halbe Mill. Pfd. St. heraus, als der Werth dieses Handelszweiges von Irland, und die Steigerung desselben seit 1835 ist sonach eine vierfache*). Ueber die Menge und den Werth des Geflügels, das lebend oder todt aus Irland exportirt worden, habe ich zwar keine Mittheilung erhalten; indeß ist es doch außer allem Zweifel, daß auch dieser Handelszweig sich in den letzten Jahren beträchtlich vermehrt hat, und zwar als eine natürliche Folge der Einführung von vorzüglicheren ausländischen Geflügelarten.

Aus dem vorstehenden auszugsweisen Berichten wird man ersehen haben, daß die Federviehzucht und das Sammeln von Eiern bei Weitem wichtiger ist, als man gewöhnlich glaubt. Die Frage ist nun die, sollen wir (Engländer und Irländer) ferner ruhig zusehen und die Hände in den Schoß legen, wenn Frankreich 150,000 Pfd. St. jährlich aus dem Lande zieht, eine Summe, welche ihm gar wohl erspart werden könnte, falls nur unsere Vornehmen die einheimische Geflügelzucht befördern und aufmuntern und damit zu dem behaglichen Leben der Landbewohner so wie zum eigenen Komfort beitragen würden?

(Nolan).

Den Eierhandel Frankreichs betreffend findet sich in der Broschüre des Hrn. Routillet nach am Schlusse der folgende amtliche Bericht über diese Ausfuhr in der Zeit von 1806 bis einschließlich 1835:

*) Aus derselben Quelle weiß ich mit Bestimmtheit, daß der Werth der Eierausfuhr sich jetzt fast verdoppelt hat, also bis auf nahezu Eine Million Pfd. St.

Jahr der Ausfuhr.	Gewicht. Kilogramm.	Anzahl der Eier.	Zollabgabe dafür. Franks.
1806	466,873	7,469,980	1,027
1810	182,928	2,926,460	402
1812	246,902	3,950,440	543
1814	134,706	2,155,300	296
1816	545,803	8,733,008	11,091
1818	1,255,048	20,080,640	27,608
1820	2,909,562	46,552,992	64,010
1822	3,494,841	55,917,456	76,887
1825	4,722,579	65,561,264	103,870
1827	4,783,856	76,541,696	105,229
1830	3,501,864	56,029,824	76,971
1833	4,583,410	73,334,560	109,101
1835	4,786,605	76,585,680	104,788

Im Jahre 1835 betrug, bei dem Gesammtgewicht der Ausfuhr von 4,786,605 Kilogr., dieselbe: nach England 4,755,695; nach Belgien 3,800; nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 3,106; nach der Schweiz 2,685; nach Spanien 2,175 Kilogr.; die übrigen 19,544 Kilogr.; vertheilten sich auf die andern Länder.

Eine Specialübersicht des Werthbetrags der von 1806 bis 1835 aus Frankreich ausgeführten Eier giebt Herr Routillet nicht: er beschränkt sich blos auf die Angabe, daß die fragliche Ausfuhr ergeben hat. Im Jahre 1831 3,239,431 Fr.; im J. 1832 3,618,622 Fr.; im J. 1833 3,666,728 Fr.; im J. 1834 3,912,185 Fr.; im J. 1835 3,829,284 Fr.

Nach den amtlichen Berichten belief sich der jährliche Verbrauch an Eiern in Paris auf 101,159,399 Stück. Es lassen sich hiernach für die Eierproduktion in ganz Frankreich annähernd folgende Zahlen aufstellen:

Verbrauch in Paris	101,159,399	Eier
„ im übrigen Frankreich .	7,130,000,000	„
Eierausfuhr	76,585,680	„
Total	7,307,745,079	Eier.

In diesen Angaben sind die zur Ausbrütung dienenden Eier, welche auf ein Hunderttheil des Ganzen anzuschlagen sind, nicht mit einbegriffen.

Nach einer Ackerbau-Statistik Royer's gab es in Frankreich 72,556,862 Hennen, die, durchschnittlich 52 Eier per Huhn angenommen, jährlich 3,772,000,000 Eier, im Werthe von 178,331,110 Franks, liefern würden. Frankreich exportirt jedes Jahr 52 bis 55 Millionen Stück größtentheils nach England; der Ueberrest dient zur Nahrung und zur Industrie. Paris allein absorbirt ungefähr 175 Millionen Eier, welche man im Jahre (1855) auf 7,724,256 Franks schätzte. —

Alle diese verschiedenen Angaben beziehen sich auf frühere Zeiten, und fehlt es leider an statistischen Notizen über die Ausbreitung des Handels mit Geflügel und Eiern in den letztern Jahren, welche unzweifelhaft in stets wachsender Progression eine enorme Höhe erreicht hat. Da bekanntlich in neuerer Zeit alle Lebensmittel, und vorzugsweise die animalischen, einen sehr bedeutenden Aufschlag erfahren haben, so kann man mit Recht schließen, daß, ohne die Summe auch nur annähernd bezeichnen zu wollen, Frankreich aus diesem Geschäft viele Millionen bezieht. Zugleich wird man aber auch ermessen, daß die Geflügelzucht keineswegs, wie man oft äußern hört, nur ein kaum berücksichtigungswerther kleiner Theil der Landwirthschaft sei, sondern die darauf gewandte Mühe und verhältnißmäßig geringen Kosten reichlich lohne. Man scheint dies endlich auch in Deutschland etwas mehr als früher zu würdigen, und widmet, wenn auch nur noch vereinzelt, der Geflügelzucht eine größere Aufmerksamkeit. Aus schlechtem Samen wird aber keine gute Frucht, und deshalb ist es dringend geboten, auf Geflügel-Racen bedacht zu sein, die im Stande sind, gute Resultate zu liefern. —

Das künstliche Ausbrüten des Geflügels in entsprechenden Wärmapparaten*).

Das künstliche Ausbrüten von Eiern, schon seit alter Zeit in China und Aegypten betrieben, wird in dem letzten Lande jetzt nur noch größtentheils von den Bewohnern des Dorfes Berme und einigen umliegenden Ortschaften im Delta praktisch geübt, und zwar in den sogenannten Mamals oder Brütöfen, deren es dort zu Anfang unseres Jahrhunderts 386 gab, in deren jedem jährlich 40,000 bis 80,000 Eier ausgebrütet werden sollen. Man rechnet hier darauf, daß zwei Dritttheile der in die Brütöfen gelegten Eier zu Hühnern werden.

In Frankreich hat Hr. H. Vir, zu Courbevoie im Departement Seine, bereits vor mehreren Jahren endlich ein vollkommen sicheres Verfahren in dieser Beziehung ermittelt und auf lukrative Weise für sich ausgebeutet.

Seine Brütvorrichtung, nach Art einer Chiffonière konstruirt, enthält je nach der Anzahl Eier, welche ausgebrütet wenden sollen, eine oder mehrere Schiebladen. Indeß giebt es auch solche Apparate, wo die Eier im Umkreis eingelegt werden. Die zum Heizen angewendeten Lampen, an den Seiten der Vorrichtung angebracht, haben einen oder mehrere Brenner und lassen sich an einer eisernen Stange auf- und abschieben, um sie nach Bedarf den darüber befindlichen zinkenen Reservoirs mit Wasser, das, erhitzt, seinen Wärmestoff allen in den Schiebladen liegenden Eiern gleichmäßig mittheilt, mehr oder weniger nähern zu können. An den hervorstehenden Enden sind Löcher angebracht: dasjenige links dient, um Luft

*) Auszug aus einem von dem früheren Bearbeiter dieses Werkchens verfaßten Aufsatz in den beim Verleger dieses vor Kurzem erschienenen „Goldminen in Deutschland", erste Lieferung.

einzuführen, die in der Mitte nehmen den wenigen Rauch der Lampen auf, und dasjenige rechts dient zum Einfüllen von Wasser in das Reservoir. Behufs des Ablassens von Wasser ist ein Hahn angebracht.

Hr. Vir verfertigt Brütapparate von verschiedenen Größen, in welchen 30 bis 1000 Eier ausgebrütet werden können. Die für 30 Eier sind 30 Centimeter (11 Zoll) lang, 25 Centimeter (9 Zoll) breit und 40 Centimeter (1 Fuß 2 Zoll) hoch, mit Inbegriff des darauf befindlichen Käfigs, der zum Aufziehen der Küchlein bestimmt ist. Die Apparate für 1000 Eier dagegen sind 1 Meter (3 Fuß) lang, 60 Centimeter (1 Fuß 10 Zoll) breit und 1,40 Meter (4 Fuß 4 Zoll) hoch, haben 10 Schiebladen, je mit 100 Eiern, so wie zwei Käfige, einen oben und einen unten, welche nach Bedarf auch noch vermehrt werden können.

Zum Erwärmen einer Schieblade mit 100 Eiern dient eine Lampe von 1 oder 2 Brennern. Jede Lampe enthält einen kleinen viereckigen Docht von genau abgemessener Dicke, der nicht raucht und eine immer gleichmäßige Flamme giebt; nach 24 Stunden muß der Docht gewechselt und frisches, gereinigtes Oel eingefüllt werden, um das Rauchen zu verhüten.

Die Schiebladen werden zugerichtet durch Hineinlegen einer 5 Centimeter (1 Zoll 10 Linien) starken Schicht Heu oder Baumwolle, oder noch besser Federn auf der Vorder- und Hinterseite; nach der Mitte macht man die Schicht weniger dick, weil sonst, da die Luft durch zwei Oeffnungen, eine vorn und eine hinten, eintritt, die Eier am Rande zu kalt lägen; man legt diese daher der Wärmequelle näher, die in der Mitte dagegen weiter davon entfernt, weil letztere nicht nur durch die allen Eiern gemeinschaftliche Quelle, sondern auch durch die Berührung der daneben liegenden Eier erwärmt werden.

Durch die oben rechts befindliche Röhre gießt man eine hinlängliche Menge warmen Wassers in das Reservoir, sowie durch die Trichterröhren in der Brütvorrichtung mit mehreren Etagen, nachdem man sich versichert hat, daß alle Hähne gehörig verschlossen sind.

Oben auf den Apparat wird zwei Centimeter (9‴) hoch feiner Flußsand geschüttet, um die Wärme zusammenzuhalten. Zu demselben Zwecke legt man auch über die Eier und ein zur Regulirung der gehörigen Wärme (32° R.) dienendes Thermometer eine wollene Decke oder Baumwollenwatte, oder, besser noch, Hühnerfedern. Die Brütvorrichtung wird dann in ein erwärmtes Lokal von 12 — 16° R. Temperatur gestellt, und zwar vorzugsweise in eins zu ebener Erde, um durch die dort herrschende Feuchtigkeit, welche sich bei Enteneiern in noch erhöhtem Maße nöthig macht, einer zu großen Verdunstung der Eisubstanz vorzubeugen.

Man sammle Tag für Tag die Eier aus dem Hühnerstalle, damit nicht etwa Bebrütung derselben stattfinde; doch kann man sie mehrere Tage, selbst bis zu 3 Wochen, alt werden lassen, bevor sie in den Brütapparat kommen, und sie bis dahin in Kleien oder Sägespänen an einem frischen, aber trocknen, der Luft wenig ausgesetzten Ort bestens aufbewahren.

Drei Hauptbedingungen sind bei dem künstlichen Ausbrüten zu beobachten:

1) Man muß 21 — 22 Tage lang eine gleichförmige Wärme von 32° R. unterhalten;

2) eine hinlängliche Menge Luft in den Brüteapparat einlassen, um das Ersticken der Embryonen zu verhindern, wodurch bisher so viele Versuche gescheitert sind;

3) endlich muß genug Feuchtigkeit vorhanden sein, daß sie die Transpiration einer Henne vertritt.

(Wer sich über des Bir'sche Verfahren beim künstlichen Ausbrüten der Eier, sowie über die nachherige Aufziehung der Küchlein in einem, gleichsam die Stelle der Mutter vertretenden, mit Pelz behangenen pultförmigen Bauer näher unterrichten will, findet in dem vorbezeichneten Buche, aus welchem obiges auszugsweise entlehnt worden, die gewünschte Belehrung.)

Ein Amerikaner, William Cantelo, hat sich im Jahre 1847 seinen Apparat zum künstlichen Ausbrüten von Eiern nach einem eigenthümlichen Verfahren auch für England patentiren lassen, und neuerdings dort in Chiswick ein Etablissement begründet, worin er seinen Hydro-Inkubator oder Wasserbrüter in ausgedehnte Anwendung bringt und womit er zugleich eine Geflügelaufziehungs-Anstalt verbunden hat. Nolan theilt in seinem Werke, nachdem er im Allgemeinen seine außerordentliche Verwunderung über das so vorzügliche Aussehen des durch die Cantelo'sche Brütvorrichtung erzeugten Geflügels zu erkennen gegeben hat, die folgende Beschreibung von diesem Apparate mit:

„Der Brütapparat besteht in einer Art Tisch, dessen oberer Theil zu 106° F. (33° R.) temperirt erhalten wird und mit Gummi elasticum ausgepolstert ist; die Eier liegen in einer Mulde mit durchlöchertem Boden, auf einem wollenen Tuche und erheben sich, um in Berührung mit dem Federharze zu gelangen, während dieses seinerseits niedergeht und die Eier bedeckt, in eben der Weise, wie die natürliche Mutter es zu thun scheint; man hat hier, in der That, die Natur so viel nur irgend möglich nachgeahmt. Nach geschehener Ausbrütung besteht die künstliche Mutter in einer Anzahl geheizter Röhren, welche je ¼ Zoll im Durchmesser haltend und etwa eben so weit von einander abstehend, an 5 Zoll vom Boden ab auf Stützen ruhen; unterhalb dieser Röhren ist ein verschiebbares Bret angebracht, welches stets in einer solchen Höhe erhalten wird, daß die Rücken der Küchlein von den Röhren berührt werden, und das, je nachdem die Hühnchen an Größe zunehmen, niedriger gestellt wird. Dieses Bret wird alle Tage herausgenommen und gereinigt, oder sofort nach dem Reinigen durch ein anderes ersetzt, welches den Tag zuvor seine Dienste geleistet hatte und während der letzten 24 Stunden gesäubert und gelüftet worden war. Ueber den Röhren, um einen Zoll höher, befindet sich ein anderes, dem untern ähnliches Bret, von welchem ein Vorhang vor der künstlichen Mutter herabhängt; dieses Bret dient zu dem doppelten Zwecke, die Wärme zu sparen, und die Hühnchen abzuhalten, sich einander zu verunreinigen, da sie nur zu gern auf die Mutter hüpfen, wenn sie nicht daran gehindert sind. Hat man den Jungen einmal ihren Platz unterhalb dieser Mutter angewiesen, dann werden sie, wie gesagt, dieselbe nur verlassen, um zu fressen, zu saufen und ihre Kräfte zu üben, und

um dann, ganz von freien Stücken, wieder mit einander zu derselben zurückzukehren."

Dr. Mohr beschreibt in seinen höchst interessanten „Erinnerungen aus dem Krystallpalast und aus London" auch einen neuerlichst in London konstruirten und in Wirksamkeit gesetzten Brütapparat, der sich besonders auch durch die Eleganz seiner zu einem Zimmermöbel ganz geeigneten Form auszeichnet. Derselbe ist nämlich „von der Gestalt eines Bücherschrankes, der nach beiden Seiten Fenster hat. In der Mitte läuft ein eben so hohes und breites Gefäß aus Kupfer oder Zink in die Höhe, von etwa 2 Zoll Dicke. Unten hat es eine Erweiterung und einen leeren Kanal, worin die Gasflammen brennen. An diesem Gefäße sind die Lager für die Eier angebracht, rund gebogene, mit Sammet bekleidete Blechrinnen."

„Der Schrank ist aus polirtem Holz gearbeitet, hat vorn und hinten zwei Glasfenster und schön rothe Gardinen unter dem Glase. Das Ganze steht auf einem Tische. Die Temperatur ist, wie bekannt, 30 — 32° R. Thermometer sind im Wasser und im Luftraume angebracht. Wo man kein Gas hat, würden Oellichte oder Spiritusflammen dieselbe Wirkung hervorbringen. Die große Menge Wasser dient als Regulator, um kleine Unregelmäßigkeiten in der Heizung weniger fühlbar zu machen. Die Lichte können oft 6 Stunden ausgegangen sein, ohne daß die Operation dadurch verunglückt. Sehr nothwendig ist wohl eine Wassercirkulation in dem Gefäße."

„Noch ist zu bemerken, daß man täglich jedes Ei um eine Vierteldrehung wenden müsse. Wegen der hohlen Gestalt der Lager fällt dabei kein Ei heraus."

„Eine sehr kleine Brütmaschine reicht für 400 Eier hin, und daß man eine solche für weniger als 10 Pfd. St. herstellen könne, ist wohl auch klar. Es wurden täglich Eier eingelegt, und täglich, ja stündlich krochen Hühnchen aus. Man sah die Schale in allen Stadien des Durchbrechens und sah die Hühnchen, welche schon durchgepickt hatten, aus dem Ei wie aus dem Fenster herausschauen."

Herr Vallée, Aufseher des Reptilienhauses im Jardin des Plantes zu Paris, ist der Erfinder eines mit der silbernen Medaille der Akademie, sowie mehrere andere Preise und Medaillen gekrönten kleinern Apparates zum Ausbrüten nicht nur der Eier von allen Arten Geflügels, sondern auch von Schlangen, Krokodillen, Schildkröten, Seidenraupen und andern Schmetterlingen 2c.

Dieser Apparat*) (s. die Fig. 38) „besteht aus einem Kasten von Holz mit drei Abtheilungen; in den mittlern Schiebkasten werden die Eier eingelegt; die Abtheilung darüber nimmt ebenfalls Eier oder die eben ausgekrochenen Küchlein auf; der untere Raum endlich dient zu deren Beherbergung und Fütterung, bis sie im Stande sind, sich ins Freie zu wagen.

*) Die Beschreibung des Vallée'schen Brütapparats, sowie die folgende über die Hühnerbrütanstalt von Dyes in Hannover, ist dem Hamm'schen Werke entlehnt.

Eine eigenthümliche Warmwasserheizung stellt die nöthige Hitze im Apparate her. Folgendes ist die Art und Weise des Gebrauchs. Der Brütapparat muß auf einem Tisch oder sonst wo möglich fest und namentlich ganz im Niveau aufgestellt werden, damit das Wasser durch die Röhren und den Brütherd völlig frei cirkuliren könne. Man füllt sodann den Kessel mit bis zu 50 Grad (Centigrade) oder annähernd warmem Wasser an, bringt die beiden eigenthümlich gestalteten Lokatellischen Dochte in die Lampe und füllt diese mit möglichst gut gereinigtem Oel bester Qualität."

„Der Doppeldocht wird darauf angezündet, die Lampe an ihren Platz gebracht, und jeder Luftweg oder jede Thüre gut verschlossen, mit Ausnahme der Esse, welche immer mehr oder weniger offen bleiben muß. Sodann wird der Schiebkasten 1½ — 2 Zoll hoch mit dem feinsten Heu, das zu finden ist, angefüllt, wobei Sorge dafür getragen wird, daß die Dicke der Heuschicht in der Mitte schwächer wird. Da die Hitze in der Mitte am stärksten ist, so wird es nothwendig, die Eier aus dem Mittelpunkte ganz zu entfernen und und sie blos an den Seiten zu placiren. Mindestens 48 Stunden lang muß der Apparat geheizt werden, ehe man die Eier hineinbringt."

„Das Thermometer Nr. 2 kommt in den Schiebkasten, das Nr. 1 in den Cylinder durch das Loch in der Seite der Esse; man merkt sich sogleich die Grade der Thermometer, um einige Stunden später die Differenz festzustellen. Wird die Hitze zu groß, so läßt man eine Flamme ausgehen; genügt ein Docht nicht zur Erhaltung des nothwendigen Wärmegrades, so wendet man zwei halbe an, d. h. man bringt in jeden Lampenraum einen halben Docht u. s. f. Die Dochte lassen sich mit Leichtigkeit theilen; sie müssen bis auf den kleinen Kegel im Innern des Lampenarmes eingesenkt werden, denn sobald die Dochte nicht tief genug gebracht werden, so raucht di Lampe und schwärzt die Eier, was durchaus vermieden werden muß. Sollte durch irgend einen Zufall immer noch nicht der nöthige Wärmegrad erreicht werden, so müßte mehr Heu in den Schiebkasten gelegt werden, um die Eier in eine höhere Lage, dem Kessel näher, zu bringen."

„Sobald die Wärme gut auf 35 bis 38 Grad Centigr. gebracht worden ist, legt man die Eier in den Schiebkasten und das Thermometer Nr. 2 oben drauf; es kommt manchmal vor, daß durch die Eier selbst die Temperatur im Schiebkasten erniedrigt wird, aber das hat nichts zu sagen, so lange das Wasser im Behälter nicht an Wärme abnimmt, da die Temperatur im Schiebkasten sofort wieder steigt, sobald die Eier warm werden. Alsdann stellt man einen Luftzug her, indem man die Löcher auf der rechten Seite mittelst des daran befindlichen Knöpfchens aufschiebt."

„Sollte zufällig die Wärme zu sehr steigen, und mehr als 40° Centigrad betragen, so nimmt man blos auf einen Augenblick den Obertheil der Esse weg. Wichtig ist es, die Eier vom fünften Tage der Brütung an von Zeit zu Zeit zu besichtigen; zu diesem Entzweck nimmt man das Ei zwischen Daumen und Zeigefinger in der linken Hand, die rechte darüber, und hält es gegen das Licht; auf diese Weise erkennt man leicht diejenigen, welche klar, und die, welche befruchtet sind. Die klaren nimmt man heraus und hebt sie auf, um sie später, hart gekocht und gehackt, den jungen Hühnern zu verfüttern."

„Während des Verlaufs der Brütung begegnet es manchmal, daß die Eier gut scheinen und doch nach 8 bis 10 Tagen absterben; das sind dann solche, die entweder von zu jungen Hühnern und Hähnen stammen, oder bei Frost und Regenwetter, oder in der Mauserzeit gelegt worden sind. Die Eier, deren Keim abgestorben ist, erkennt man an einem festen dunkeln Punkt im Innern, während derselbe, solange er noch lebt, beweglich ist und seine Stelle wechselt, wenn man ihn vor dem Lichte untersucht. Hat man die Gewißheit, daß ein Ei schlecht ist, so nimmt man es aus dem Brütkasten und ersetzt es durch ein anderes, das man erst mehrere Stunden lang in der obern Abtheilung erwärmt hat, weil man annimmt, daß die kalten Eier den schon in Brütung begriffenen Nachtheil brächten."

„Will man auch die obere Abtheilung zum Ausbrüten benutzen, so bringt man auch dahinein eine ziemlich dicke Schicht Heu, damit die Wärme nicht zu stark werde, und bedeckt die Eier mit einem Stück Wollenflanell; ehe das letztere aber geschieht, legt man zuerst ein Thermometer hinein, um sich zu vergewissern, ob die Temperatur nicht zu hoch ist, in welchem Falle noch mehr Heu eingefüllt werden muß, oder ob sie zu niedrig ist, wo dann etwas Heu herausgenommen wird. Selbstverständlich wird das Thermometer hier unter die Eier gelegt."

„Sollte zufälliger Weise die Lampe, wenn sie sich an ihrem Platze befindet, überströmen und auszugehen drohen, so müssen die Dochtarme durch einigen Zwang mit der Hand in die Höhe gerichtet werden, bis sie ins Niveau kommen."

„Macht man die Lampe zurecht, und der Thermometergrad ist ein genügend hoher, so ersetzt man blos den einen Docht und den andern erst später, etwa Abends. Denn das Zurichten der Lampe, welches täglich vorgenommen werden muß, geschieht besser Morgens, wie am Abend, weil in der Nacht, wo man keine Gelegenheit hat, den Apparat zu überwachen, der Wärmegrad ein zu hoher werden und keine Abhülfe dagegen möglich sein wird. Hält man soviel wie möglich die Temperatur auf 38 Grad oder in deren Nähe über den Eiern, so darf man eines vollständigen Erfolges gewiß sein. Zeitweilige kleine Abweichungen braucht man nicht so sehr genau zu nehmen; man erinnere sich daran, daß auch die Henne während des Brütens von Zeit zu Zeit das Nest verläßt, um Nahrung zu suchen."

„Der Obertheil des Rauchfanges läßt sich mehr oder weniger weit öffnen; zur Ableitung des Rauchs muß er stets offen gehalten werden; ganz geöffnet wird er aber nur im Falle des Eintritts übermäßiger Hitze. Der Wasserbehälter muß alle 3 bis 4 Tage frisch gefüllt werden, in welcher Zeit etwa ein gewöhnliches Trinkglas voll Wasser daraus verdunstet. Das nachzufüllende Wasser braucht nicht heiß, sondern lau zu sein. Das Thermometer Nr. 1 wird vermittelst eines eigenen Eisendrahtes an der Seite der Esse in dem Cylinder befestigt. Unter die Lampe kommt ein kleines Blechgefäß zur Aufnahme des abtropfenden Oels. Die besonders konstruirten Dochte, deren stets eine hinreichende Anzahl beigegeben wird, werden einfach mittelst einer starken Nadel aus der Lampe gehoben."

„Die Dauer des künstlichen Brütvorganges ist dieselbe, wie die des natürlichen, 21 Tage. Sind die Küchlein dem Auskriechen nahe, so muß natürlich besonders häufig nachgesehen werden. Der Natur darf man durch Oeffnen der Schale nur ausnahmsweise zu Hülfe kommen, wenn das Junge

augenscheinlich zu schwach dazu ist. Die ausgekrochenen Küchlein bleiben in dem Schiebkasten, bis sie völlig trocken geworden sind, dann kommen sie entweder in die obere, oder falls diese zum Ausbrüten mit verwendet wurde, gleich in die untere Abtheilung des Apparates. Hier werden sie womöglich noch mit einem leichten Flanelltuche zugedeckt. Die beste Nahrung für die Küchlein ist geschälter Hirsen, oder Weißbrod und hartes Ei, recht klein gehackt. Sie bleiben so lange im Apparat, bis man sie einem Huhn angewöhnen, oder sie sich selbst überlassen kann, d. h. unter Aufsicht. Frisches Wasser darf ihnen von erster Zeit an nie fehlen. Ein warmer Ort, etwa ein mit Federn gepolsterter Kasten, muß ihnen die schützenden Flügel der Henne ersetzen."

„Der Vallée'sche Apparat läßt sich in jedem Zimmer ohne sonderliche Belästigung aufstellen. Die Lampe mit den Dochten braucht nur alle 24 Stunden erneuert und aufgefüllt zu werden. Der Kessel von Zink faßt ungefähr einen Kücheimer voll Wasser. Es können mit dem Apparat ohngefähr 120 gewöhnliche Hühnereier auf einmal ausgebrütet werden. Der Erfinder, welcher sich übrigens mit dem Vertrieb selbst befaßt, läßt ihn für 120 Francs anfertigen. Hier kann er genau ebenso und sogar noch sorgfältiger konstruirt für 25 Thlr. hergestellt werden."

Außer den vorstehend näher beschriebenen Brütapparaten giebt es noch eine Menge mehr oder weniger komplicirter Systeme, um Geflügel auf künstlichem Wege auszubrüten. Es kann dies nämlich auf sehr verschiedene Art erfolgen, und bleibt die Hauptsache dabei stets, daß eine immer gleichmäßige Temperatur von 32 Grad nach Réaumur unterhalten und durch geeignete Vorrichtung dafür gesorgt werde, in der Atmosphäre oder nächsten Umgebung der Eier einen gewissen Dunst zu erzeugen, wodurch dem Vertrocknen der Eier vorgebeugt werde.

Die Erwärmung der Eier erfolgt stets durch heißes Wasser, nur ist die Anwendung verschieden. Am interessantesten ist das System von Cantelo, seitdem vielfach nachgeahmt; das Wasser wird über eine dicke Glasplatte geleitet, unter welcher sich die Eier, durch Sprungfedern an an die Platte gedrückt, befinden; man kann daher ganz ruhig den Proceß des Ausschlüpfens beobachten.

Am wenigsten zu empfehlen sind die kleinen Maschinen, auf 30 bis 40 Eier berechnet, die gewöhnlich mit einer Oel- oder Spirituslampe geheizt werden, wodurch schon die Heizung sehr theuer wird, und außerdem eine stete Bewachung und Kontrolle des Thermometers, 3 Wochen lang, Tag und Nacht das Vergnügen sehr verleidet, so daß man den eigentlichen Zweck auf natürlichem Wege viel müheloser, billiger und sicherer erreicht.

Mit dem Ausbrüten selbst ist übrigens nur ein Theil des Geschäfts erledigt, die zweite nicht unwesentliche Aufgabe ist die Aufzucht der ohne Mutter ausgebrüteten Küchlein. Man hat nun zwar die sogenannte künstliche Mutter erfunden, bestehend in einer am Brütapparat angebrachten Vorrichtung zur Erwärmung derselben, was auch für die ersten Tage hinreicht, späterhin aber muß dafür gesorgt werden, der Natur getreu folgend, den Küchlein eine angemessene Abwechselung zwischen mütterlicher Wärme und frischer Luft zu verschaffen, was sehr schwierig, und nur ausführbar ist, wenn das Lokal, worin sich die künstliche Mutter befindet, zu ebener

Erde gelegen, einen freien Ausgang nach einem sonnigen grünen Platz darbietet, auf dem sich die Küchlein bewegen, fressen und zeitweise, wenn sich Frost einstellt, unter ihre künstliche Mutter zurückziehen können.

In neuerer Zeit haben sich der künstlichen Brut gewidmet namentlich:

Herr von Zschock in Sprendlingen bei Frankfurt a. M.,

Herr Baron von Oefele zu Wildberg bei Uffenheim in Baiern,

Herr Apotheker Baumeyer in Dresden*).

Von den Genannten sind künstliche Brütapparate in jeder gewünschten Größe zu erhalten, oder Anleitung, wie man einen Brütofen zu konstruiren hat.

Alle größeren Apparate werden mit einem billigen Material, wie Braunkohlen u. s. w. geheizt, und müssen derartig konstruirt sein, daß man nur etwa früh und abends nöthig hat, den erforderlichen Wärmegrad zu reguliren.

Der Hahnenkampf in England.

In Nolan's Werke findet sich darüber Folgendes:

Dieses grausame Schauspiel, welches sonst (und wohl auch jetzt) in Großbritannien mehr als irgendwo leider enthusiastische Liebhaber gefunden hat, ist offenbar griechischen Ursprungs, da schon die Bewohner von Delos und Tanagra in sehr alter Zeit, wo mehrere Städke Griechenlands auch wegen ihrer Zucht kampfesmuthiger Hühner berühmt waren, demselben huldigten. Von dort kam es dann um das Jahr 471 vor Christi Geburt, oder, nach andern Autoren, kurz nach dem Peloponnesischen Kriege, auch bei den Römern auf, welche zu Alexandria in Aegypten gleichfalls eine Zucht Hühner besaßen, woraus damals die besten Kampfhähne hervorgingen. In Athen aber war der Hahnenkampf anfangs eine theils politische, theils religiöse Institution; später verband man damit den Zweck, den Kriegesmuth der Jugend dadurch anzuregen, und mit der Zeit wurde er endlich auch dort zu einer gewöhnlichen Lustbarkeit, wie in allen andern Theilen Griechenlands. Die Römer, ihrerseits, ließen sowohl Wachteln, als Hähne mit einander kämpfen, und nach Herodian gab zu dem Zerwürfniß zwischen Bassianus und Geta der Kampf zwischen ihren beiderseitigen Wachteln und Hähnen die erste Veranlassung.

Ueber die Zeit, wann der Hahnenkampf in England eingeführt worden, weiß man nichts Gewisses. Indeß wird desselben vor der Regierung Heinrichs II. († 1189) nirgends erwähnt. William Fitz-Stephen beschreibt ihn zu jener Zeit als ein Fastnachtsspiel der Schulknaben; der Schauplatz dazu war die Schule, und der Schullehrer, wie es scheint, der Aufseher und Leiter des Spiels. Dasselbe ward dann im 39. Regierungsjahre Eduards III. († 1377) verboten, gelangte aber wieder zu allgemeiner Ausübung unter Heinrich VIII. († 1547), der ihm persönlich zugethan war und, um es noch mehr in Aufnahme zu bringen, zu Whitehall eine

*) Herr Baumeyer hat seit vorigem Jahr eine großartige Brütanstalt eingerichtet, an einen Wald grenzend, in welchem die jungen Hühnchen durch Insekten, Larven 2c. einen großen Theil ihrer Nahrung finden, und bei dieser naturgemäßen Erziehung herrlich gedeihen.

eigene Kampfbahn dafür errichtete. Auch Jakob I. († 1625) war ein so großer Liebhaber desselben, daß er, nach Mr. de la Bodenie, der als Ambassadeur Heinrichs IV. von Frankreich bei ihm stand, sich wöchentlich zweimal daran erlustigte. Unter der Regierung der Elisabeth waren die Hahnenkämpfe nicht minder en vogue, und der gelehrte Roger Assam erfreute damals die Welt mit einer eigenen Abhandlung darüber. Es befanden sich zu der Zeit in London mehrere Kampfplätze eigens für dieses Schauspiel. Dasselbe wurde jedoch während der Protektorschaft im Jahre 1554 durch eine Akte zum zweiten Male verboten. In Dublin waren diese Art Kampfbahnen neuern Ursprungs. Die Kämpfe gingen vor sich auf Veranstaltung von Männern, welche ein Gewerbe daraus machten und „handlers" genannt wurden; nur sie allein wurden in diesen magischen Kreis zugelassen.

Ein Hahnengefecht war, gleich einem Pferderennen, ein öffentliches Schauspiel, woran Jedermann sich betheiligen konnte, und von einem Standesunterschiede dabei durchaus keine Rede. Der edle Lord wie der gemeine Bürger fühlten sich dort gleich heimisch, nachdem sie ihre Einlaßkarte gelöst hatten, und die Personen, welche den Kampfplatz betraten, um einen Kronenthaler (crown), eine Guinee oder mehrere Pfund Sterling zu wetten, waren bei dem Schauspiele zu sehr interessirt, um an eine Auswahl derjenigen zu denken, an welchen sie sich für den Augenblick „reiben" wollten.

In Newcastle war man besonders auf Hahnengefechte erpicht, und bei einem der letzten, welches dort gehalten wurde, kämpften an 200 Hähne mit einander, so daß etwas der Art in Großbritannien noch nicht vorgekommen war, wie man es denn dort auch in dieser Beziehung mit aller Welt aufzunehmen sich getraute. Auch Cheltenham, Chester, Gloucester, Norwich, Lancaster, Preston, Stamford ꝛc. waren ihrer Hähne wegen berühmt.

Eine Hahnenbahn bestand in einem großen, hohen, runden Gebäude, worin amphitheatralisch sich Sitze reihten um eine runde, mit Matten belegte Bühne in der Mitte, von 18 bis 20 Fuß Durchmesser und mit einem Rande von 8 bis 10 Zoll Höhe, welcher die Hähne bei ihren Kämpfen vor dem Herabfallen sicherte. In der Mitte der Kampfbühne war ein Kreis von etwa 3 Fuß Durchmesser mit Kreide gezeichnet, und in demselben ein noch viel kleinerer, dazu bestimmt, die Kämpfer Schnabel an Schnabel zu setzen, wenn sie, verwundet, außer Stande waren, sich den Raum einander noch streitig zu machen. Ueber der Bühne hing ein großer, plumper Kronleuchter, zum Gebrauch für die Abendkämpfe. Die Vögel wurden gewogen und zusammengepaßt, sodann bezeichnet und numerirt; auch wurden die Beschreibungen derselben genau protokollirt, damit keine Verwechselung stattfinden konnte. Ueber 4 Pfund 8 bis 10 Unzen schwere wurden zu den Wettkämpfen nicht zugelassen. Die leichtesten kamen zuerst zum Gefecht. Der Schlüssel der Behälter, in welche die numerirten Hähne gethan waren, lag auf dem Wägetisch, oder es konnte auch ein Betheiligter auf Verlangen ein Schloß davor hängen. Kurz, die größtmögliche Sorgfalt ward angewendet, daß nur die vorher zusammengepaßten Vögel, kein ungehöriger, zum Kampfe mit einander gelangten.

Die folgende Beschreibung eines solchen Schauspiels ist aus der Feder eines berühmten Liebhabers von Hahnenkämpfen geflossen.

„Die einzigen Personen, welche die Plattform betreten durften, waren die Besitzer und Abrichter der betreffenden Hähne. Die erste, welche ich zu nennen habe, hieß Nash junior; ihm folgte ein rüstiger, plump gestalteter, alter, einem Stallknecht ähnelnder Mann, genannt Nash senior. Dieser trug einen Sack, welcher einen der muthigen Kampfhähne enthielt. Kaum hatten die beiden Männer die Matte betreten, so schrie Alles durch einander: „Zwei gegen einen für Nash“ — „Eine Guinee für Nash“ — „Für Nash einen Kronenthaler.“ Die Sätze wurden sofort gelegt.“

„Von der andern Seite betrat nun eine andere Partei die Kampfbahn; doch schien dieser Hahnbesitzer, Namens Fleming, nicht gleich dem jungen Nash beim Publikum in Gunst zu stehen. Das Krähen des Hahns in seinem Sacke ward von dem Gegner laut und wild beantwortet, und das Stroh in der engen Zelle schien von den Fußtritten des Gefangenen gar arg mitgenommen zu werden.“

„Nash's Sack ward jetzt sorgsam aufgebunden, und dieser brachte darauf einen der schönsten Hähne, wie ich ihn je gesehen zu haben mich erinnere, zum Vorschein; er war roth und schwarz von Farbe, schlanken, jedoch kräftigen Wuchses, stutzschwänzig und mit so glänzendem Gefieder, als ob die Sonne alle ihre Strahlen auf seine nervigen Flügel gerichtet hätte; sein Hals erhob sich aus dem Sacke schlangenartig — schreckhaft anzuschauen! — gleich als wolle er sich hinauf bis zum Gewölbe strecken; sein Rumpf folgte — gedrungen, stark und schön, und seine langen, tiefblauen, sehnigen Beine waren nett, stattlich, fest wie Eisen. Der Silbersporn an jeder Ferse war 1½ Zoll lang und aufs Zierlichste befestigt; sein großer, starker Schnabel adlerartig gebogen, und seine großen, schwarzen Augen, mit denen er rings um sich schaute, funkelten wie Juwelen und verkündeten einen besonnenen, jedoch feurigen Muth; der Kamm war dicht weggeschnitten; der Hals von Federn entblößt; die Flügel, deren Federn man ebenfalls beschnitten und zugespitzt hatte, zeugten von Kraft; die Rükkenfedern, von dem glänzendsten Roth, schienen allein unangetastet geblieben zu sein; der Schwanz war dreieckig gestutzt, wie bei Jagdhunden. Das kampflustige Thier krähte gleichsam herausfordernd und sah überhaupt ganz aus, als wenn „er Gefahr drohe.“

„Nash übergab Fleming seinen Vogel, der denselben dann über sich in die Höhe hielt, Schnabel, Flügel, Beine genau in Augenschein nahm, während die darüber zu Protokoll gebrachte Beschreibung vorgelesen wurde, und nachdem Alles richtig befunden worden, gab er den schönen befiederten Kämpfer an Nash zurück, dem er nun sofort auch seinen eigenen Hahn behufs einer gleichen Untersuchung überhändigte.“

„Doch ich muß jetzt von dem ältern Nash, des Vogels Eigenthümer, reden. Wann würde mir wohl sonst die Gelegenheit werden, mit ihm näher bekannt zu machen? und was könnte die Beschreibung eines Hahnengefechts werth sein, wenn sie einer, sei es auch nur kurzen Skizzirung des alten Nash ermangelte? Er trug einen Kittel, war plump, aber stark gebaut, seine breiten Schultern hatten die Rundung eines Wollsackes, doch seine Beine entsprachen dieser Körpermasse keineswegs; er war dabei über die Maßen wortkarg, sprach auch nie von etwas Anderem, als was auf Hähne und deren Kämpfe Bezug hatte; seine kleinen, matten, farblosen Augen blinzelten nur dann von einer leisen Empfindung von Freude, wenn ein vielversprechender Vogel sich auf dem Kampfplatze wacker verhielt,

und zuweilen, wenn auch selten, ging er selbst auf eine Wette ein; in der Regel aber sah er, über das Geländer einer mit dem Hühnerbehälter parallel laufenden, kleinen Galerie gelehnt, dem Fortgange des Kampfes nur aufmerksam zu."

„Doch — auch Fleming hatte ja seinen Vogel hervorgeholt, und dieser nahm nun seinerseits meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: es war ein gelber, schwarzbeflügelter, hübscher Hahn, von zwar etwas schmächtigem, aber doch elastischem, muskulösem Körperbau; beim Erblicken seines Gegners ward er unruhig, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben. Der alte Nash verglich ihn sehr genau mit dem Protokoll, und nachdem er ihn der Beschreibung entsprechend gefunden hatte, gab er ihn an Fleming zurück. Die beiden Hahnabrichter beruhigten darauf ihre Vögel und machten sich sonst mit ihnen zu schaffen, indem sie, unter Anderem auch ihre Finger benetzend, damit den Verband der Fußknöchel, woran die Sporen befestigt waren, anfeuchteten; alsdann hielten sie die Hähne einander entgegen, feuerten ihren Muth an und, nachdem die Matte von Allen, außer Fleming und dem jungen Nash, verlassen worden war und während man nichts als laute Aeußerungen in Bezug auf Wetten vernahm, begann dann endlich der Kampf."

„Es war in der That auffallend großartig und schön, zu sehen, wie sie zuerst ihre gegenseitige Stellung einnahmen, ebenso auch der behutsame Scheinkampf, das Sich-Beobachten vor dem ersten eigentlichen Angriff. So standen sie denn einige Augenblicke Schnabel an Schnabel einander gegenüber, bis sie plötzlich in einem Anfluge fürchterlich zusammenprallten, wobei ihre mächtigen, rasselnden Flügel und ihre nervigen Beine gleichsam zu einer in einander wüthenden Masse verschmolzen. Der Ansprung, das Feuer, die Leidenschaft der sich bewußten Stärke, die certaminis gaudia, waren rasend und lautschallend, und ich kann den dabei sich kundgegebenen Lärm mit Nichts besser vergleichen, als mit dem raschen Aufspannen eines nassen Schirms. Anders dagegen war die Trennung der Kämpfer, sie glich tödtlicher Ermattung. Der gelbe oder vielmehr ingwerfarbene Hahn schwankte aus dem Kreise heraus, schwach, zerfetzt, blutend: er war geworfen."

„Fleming und Nash nahmen nun ihre Hähne, untersuchten sie eine Zeit lang und setzten sie dann wieder einander gegenüber. Die Behandlung der Thiere war so zarter Art, als wären sie aus Schaum oder ähnlichem Stoff zusammengesetzt gewesen. Fleming's Hahn griff seinen Gegner dann von Neuem an, ward aber von demselben so derb empfangen, daß er wie betrunken taumelte und zusammenstürzte, worauf Nash's Vogel, voll feurig-zornigen Muthes, ihm den letzten Streich versetzte, der seinem Leben völlig ein Ende machte."

„Der Sieger, seinerseits, hatte nur einige leichte Schrammen davon getragen, und sein Muth und seine Stärke schienen sich durch den eben bestandenen kurzen Kampf nur noch verdoppelt zu haben; auch sah es in der That ganz aus, als sei er noch einmal so groß geworden; seine Augen waren ebenfalls größer."

„Das Auszahlen der verlorenen Wetten an die Gewinner füllte nun die Zeit, bis die beiden Nash wieder mit einem andern Hahn auf dem Kampfplatz erschienen."

„Zuweilen war gleich der erste Angriff entscheidend, andere Male der Kampf andauernd und zweifelhaft, und es zeigte sich bei den Hähnen auch ganz der hartnäckige Muth, die Ermattung, Schwäche, Athemlosigkeit, wie sie bei dem Kämpfen gewiegter Boxer vorkommen. Ich sah den Schnabel offen stehend, die Zunge zuckend, die Flügel auf der Matte nachgeschleppt, ich sah, wie ihre Beine zitterten, wie der Körper vorwärts auf die Brust fiel, wie das Auge matt wurde, je wie sogar Schweiß durch die Federn des Rückens hervordrang. Bei längerer Dauer des Kampfes und wenn die Hähne kraftlos neben- oder aufeinander lagen, zählte einer der Abrichter bis zu Zehn, worauf dann die Kämpfer getrennt und auf den Kreidestrich einander gegenübergesetzt wurden. Wenn dann der eine Vogel, während bis Vierzig gezählt wurde, keine Lust zum Wiederbeginn des Kampfes offenbarte, der andere dagegen solche zu erkennen gab, wurde jener für überwunden erklärt.“

„Die Hähne in ihren Behältern war der nächste Gegenstand meiner Neugier; indeß hing über jedem Behälter eine Decke, so daß ich die Hähne mehr nur hören als sehen konnte; es war aber gerade Fütterungszeit, und da sah ich denn unzählige felsenharte Schnäbel und funkelnde Augen in den Trögen eifrigst arbeiten; das Aufschlagen der Schnäbel beim Aufpicken der Gerste hörte sich ganz so an, als wenn ein Mensch mit den Handknöcheln auf einen Tisch trommelte. Der alte Nash war damit beschäftigt, Brot und Milch für seine befiederte Familie zu mischen.“

Was die Art und Weise betrifft, wie ein Hahn zu einem Kampfe vorbereitet wurde, so kann darüber hier nicht auf Einzelnheiten eingegangen werden. Es genüge, in dieser Beziehung zu bemerken, daß der Hahn einen Monat lang in einem engen, hölzernen Behälter, mit nur wenig Licht, eingesperrt wurde, daß er zu verschiedenen Perioden seiner Gefangenschaft verschiedenes Futter erhielt; daß ihm nur wenig Wasser vorgesetzt wurde; daß man ihn zuweilen aus seinem Loche herausnahm und zu einigen Kameraden that, nachdem zuvor die Sporen der Gesellschaft durch lederne Ueberzüge unschädlich gemacht worden. Während solcher Vorbereitungszeit wurden auch die Federn an Hals und Bürzel abgeschnitten, der Schwanz und die Schwungfedern sehr gekürzt, ebenso auch die Sporen beseitigt, um an deren Stelle scharfe künstliche Hacken von Stahl oder Silber und von etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge zu befestigen, mit deren Hülfe der Kampf oft schon nach dem ersten Anfluge sich entschied. Viele schnitten Kamm und Bart in schon sehr frühem Alter weg; Andere dagegen verschoben diese Operation bis zur vollständigen Entwickelung dieser Theile; ja ich habe sogar gehört, daß man sie erst kurz vor dem Kampfe in ihrer Gefängnißzelle an ihnen vorgenommen habe. Auch giebt es unter den Eigenthümern dieser Vögel verschiedene phantastische Arten des betreffenden Verscheidens, welche sämmtlich ihre Liebhaber finden.

Die Hahnengefechte genossen bis zur Zeit Georg IV. des Schutzes, ja selbst der Beförderung von Königlicher Seite; und obgleich sie in London, Dublin und Edinburgh jetzt verboten sind, so weiß Herr Nolan doch aus guter Quelle, daß in den entlegeneren Theilen Englands, Irlands und Schottlands dergleichen Schauspiele unter den niederen Volksklassen noch immer vorkommen.

In der Stadt Mexiko enthusiasmirt sich, bei weitem mehr als in England, alle Welt für Hahnenkämpfe; ja man darf in der That sagen: alle Welt, denn selbst der Präsident der Republik beeilt sich, dort auf der plaza de gallos (Hahnenkampfplatz) von seiner sechsspännigen Karrosse herab mit dem ersten besten bejackten Taugenichtse von Esel- oder Maulthierreiter, denn die Männer vornehm wie gering tragen bei solchen Gelegenheiten nur Jacken, auf den einen oder den andern der befiederten Kämpfer zu wetten. Auch vornehme Damen im höchsten Putz entblöden sich nicht, wenigstens leise mit einander Wetten einzugehen und ihren lebhaften Beifall zu spenden, während die Hähne mit ihren Schnäbeln und den an ihren Beinen befestigten Messerchen sich einander zersetzen. Auch ein sehr schöner Zeitvertreib, doch — ländlich sittlich!!!

Auch in Lima, der Hauptstadt von Peru, finden dergleichen National-Ergötzlichkeiten statt, hier jedoch mehr nach englischer, freilich nicht minder unmenschlicher Weise, indem hier den kämpfenden Hähnen ebenfalls Sporen angebunden werden. An Wetten läßt man es dabei auch hier nicht fehlen.

Niemand wird sich nach allem diesem darüber wundern können, daß derlei Belustigungen civilisirter Völker auch bei noch halbcivilisirten oder ganz wilden sich finden: so z. B. bei den Tahitiern, deren Sitteneinfalt, soweit sie sich bei ihnen noch erhalten hat, aber bisher alle Geldspekulation davon ausgeschlossen hält. Anders dagegen bei den indischen Bewohnern der philippinischen Insel Manilla, wo sich selten ein Indier öffentlich sehen läßt, ohne einen Hahn unterm Arme, um sie gegenseitig, nachdem man um einen meistens hohen Wettpreis übereingekommen ist, an dem ersten besten Orte, jedoch hier nur mit ihren natürlichen Waffen, sich bekämpfen zu lassen. Nur an einem eigens dazu eingerichteten Platze, für den die spanische Regierung einen jährlichen Pachtzins von 20 bis 30,000 Dollars (ein wahres Blutgeld der Civilisation!) bezieht, ist auch hier der Hahnenkampf mit stählernen Sporen gestattet, der sich dann bald mit dem Tode des einen Kämpfers für die Wettenden entscheidet.

Auch auf der Insel Sumatra, dieser großen und reichen Insel, wo neben der wundervollen 3 Fuß im Durchmesser haltenden Blumenriesin, der Rafflesia victorialis, leider auch das wilde Unkraut der Menschenfresserei in dem von den Niederländern noch nicht unterworfenen Theile, unter den Battas, noch immer üppig gedeiht, floriren auch die Hahnenkämpfe, und zwar ebenfalls nach einem gigantischen Maßstabe und in so eigenthümlicher Weise, daß wir unsern Lesern die lebendige Schilderung eines solchen nicht vorzuenthalten vermögen.

„Jede Klasse der Bewohner von Sumatra ist ungemein spielsüchtig. Die Hahnengefechte lieben sie über Alles. Wo sie vollkommen unabhängig sind, ist ihre Neigung dazu so groß, daß die darauf bezügliche Thätigkeit mehr einer ernsten Beschäftigung als einem Vergnügen ähnlich sieht. Man trifft selten einen Mann ohne einen Hahn unterm Arm. Sie wetten bei ihren Zusammenkünften oft hoch, besonders, wenn eine abergläubische Idee von der Unbezwinglichkeit ihres Hahnes durch früheren Erfolg bestärkt worden. Hundert spanische Dollars ist kein ungewöhnlicher Satz, und es ist vorgekommen, daß ein Vater seine Kinder oder Frau, ein Sohn seine Mutter verspielt hat. Zwistigkeiten mit schrecklichen Folgen sind oft bei diesen Gelegenheiten entstanden.“

„Vier Schiedsrichter werden eingesetzt, um alle Streitigkeiten zu schlichten, und es giebt keinen Einspruch gegen ihre Entscheidungen, ausgenommen die gothische Berufung ans Schwert. Einer, der verliert und nicht bezahlen kann, wird mit Schimpf und Schande fortgejagt und darf nicht wieder beim Spiel erscheinen. Der Hahnenkampf wird vor den Zuschauern durch ein Gitter abgesperrt, während nur die Betheiligten und die Besitzer der kämpfenden Hähne hineingelassen werden.“

„Ein Mann, der eine hohe Meinung von seinem Hahne hat, läßt ihn nicht unter einer Anzahl Dollars Einsatz, die er vorher auf den Boden niederlegt, kämpfen; sein armer Gegner kann vielleicht kaum die Hälfte geben, aber die Anwesenden machen die Summen voll und verlangen nach Verhältniß ihrer Summe ihre Gewinntheile, wenn ihr Hahn Sieger bleibt. Ein Vater ließ sich von seinem Sohne auf dem Sterbebett versprechen, er solle auf eines großen Hahnes Sieg sein ganzes Vermögen verwetten, denn er war der tollen Ueberzeugung, dieser Hahn sei unverwundbar.“

„Hähne von gleicher Farbe dürfen sich nie messen, vielmehr wird ein grauer gegen einen rothen, ein gelber gegen einen weißen gesetzt. Dies geschieht wohl nur, um betrügerischen Ränken entgegen zu treten. Große Sorgfalt wird auf die Zucht und Fütterung derselben verwendet. Die malayische Race wird von denen, die Gelegenheit hatten, sie zu erproben, sehr gerühmt. Die Hähne werden dann gewöhnt, vor dem Publikum sich im Kämpfen einzuüben. Ganz im Gegensatz zu den englischen Gesetzen darf der Besitzer seinem Hahn während des Fechtens zu Hülfe kommen, ihn aufnehmen, seine Augen reinigen, das Blut ihm vom Schnabel wischen. Wenn ein Hahn fällt oder fortläuft, muß der andere Muth und Kraft genug haben, dreimal nach ihm zu hacken, da man denselben ihm zu diesem Behufe hinhält, oder es ist Remis, und bisweilen wird ein erfahrener Kampfhahnbesitzer den Kopf seines besiegten Thieres in eine so seltsame Lage bringen, damit der andere Furcht bekommt und darum verhindert wird, den Sieg zu vollenden.“

„Die Hühner werden nie an den Flügeln beschnitten, sondern im vollen Gefieder einander gegenüber gestellt. Der in Sumatra gebrauchte künstliche Sporn gleicht der Klinge eines türkischen Säbels an Form und wird eine gefährlichere Waffe, als der europäische. Er wird ans Bein festgebunden, und auf seine gute Stellung kommt Alles beim Kampfe an. Wie beim Pferderennen das Gewicht nach Lothen regulirt wird, so wird ein Hahn von übergroßer Figur mit seinem Gegner dadurch auf gleiche Stufe gesetzt, daß man den künstlichen Sporn so und so hoch über den natürlichen Sporn oben am Beine anbringt und ihn dadurch nöthigt, mit einigem Nachtheil in den Kampf zu ziehen. Selten überleben beide Hähne den Kampf.“

„An einigen Orten hetzen sie Wachteln nach Art der Hähne aufeinander. Diese fechten mit großer Hartnäckigkeit und bemühen sich einander bei der Zunge zu ergreifen. Andere bringen auch den Sonnenuhrvogel in den Kampf, der einer kleinen Elster gleicht, aber angenehmere, obgleich unregelmäßige Töne hervorbringt. Sie packen sich bisweilen bei einem Flügel und ziehen einander im Ringen auf den Boden.“

Pferdefleisch als Geflügelfutter.

Das Pferdefleisch wird jetzt in Frankreich und andern Ländern sehr häufig als Geflügelfutter angewendet. Das Fleisch wird hierzu in kleine Streifen geschnitten gegeben. Dieses Futter soll ganz besonders auf das Eierlegen Einfluß haben, und zwar nicht nur größere Eier bewirken, sondern auch ein regelmäßiges Legen, das gewöhnlich im Winter schwächer ist, oder ganz aufhört, auf das ganze Jahr ausdehnen. In dieser Beziehung äußert also das Fleischfutter besonders seinen Einfluß im Winter, wo sich das Geflügel weniger im Freien durch Scharren animalische Nahrung in Form von Würmern &c., wie es im Sommer möglich ist, verschaffen kann. Gleich gute Wirkung zeigt sich auch bei der Mästung von Geflügel, wenn Fleisch in Verbindung mit passendem Pflanzenfutter gegeben wird, wobei jedoch auch, wie bei den Schweinen, in den letzten Wochen, ehe man das Geflügel zu Markt bringt, mit dem Fleischfutter ganz abgelassen wird, und meist nur Körner gegeben werden, um hierdurch dem Geflügelfleisch einen feinen Geschmack zu verschaffen.

Da jedoch Pferdefleisch neuerdings an vielen Orten auch zur menschlichen Nahrung benutzt wird, theils bewußt, theils unbewußt, so bleiben als Viehfutter meistens nur die unbrauchbareren Abgänge, Gedärme u. s. w. oder das Fleisch von gefallenen Thieren. Man kann indessen nicht vorsichtig genug damit zu Werke gehen, und jedenfalls darf dasselbe nicht in rohem, sondern nur in gekochtem Zustande verfüttert werden, weil gefallene Thiere häufig an ansteckenden Krankheiten gelitten haben, deren nachtheilige Folgen nicht ausbleiben würden. Ueberhaupt möge hier nochmals darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Geflügel von der Natur auf vegetabilische sowohl als auf animalische Nahrung angewiesen ist, und eine ausschließliche Fütterung mit eines dieser Nahrungsmittel ihnen durchaus nicht zusagt. Maden, Würmer, Fleisch u. s. w. haben zwar einen großen Reiz für alles Hausgeflügel, allein nicht nur das Fleisch, sondern selbst die Eier bekommen davon, wenn nicht zum größeren Theil Körner, Kartoffeln und andere vegetabilische Substanzen außerdem gefüttert werden, einen abscheulichen ungenießbaren Geschmack. Ueberdies hat die ausschließliche Fleischfütterung für das Geflügel auch äußerlich die übelsten Folgen, da ihm die Federn ausfallen, allerhand Ausschlag und Krankheiten entstehen, ja sogar Beispiele ergeben, daß z. B. Hühner, längere Zeit nur mit Fleisch gefüttert, und nachdem dasselbe ihnen plötzlich wieder entzogen, einander gegenseitig blutdürstig angefallen und sich förmlich zerfleischt haben.

Schließlich können wir unsere geehrten Leser nur freundlichst warnen, nicht jeder der jetzt so häufig auftauchenden Broschüren und den darin enthaltenen oft sehr verlockenden Versicherungen unbedingt Glauben zu schenken.

Um nur einige Beispiele anzuführen, erwähnen wir:

Der Mittheilung der großen in Paris befindlichen Anstalt eines Herrn de Sorra, welcher 100,000 Stück Hühner täglich mit dem Fleisch von 30 Pferden füttern soll, woran kein wahres Wort ist, da diese Anstalt gar nicht besteht;

des Walther'schen Werkes, nach dem auf den Thurn und Taxis'schen Gütern in Böhmen eine Unmasse Hühner und Enten nur mit Maden gefüttert und Tausende hierdurch jährlich verdient werden sollten — die ganze Geschichte ist reine Fabel;

des für 3 Thaler empfohlnen Geheimmittels, mit 1 Pfennig Kosten 12 Stück Eier mit Doppeldottern zu erzielen,

und ähnliche kolossale Schwindeleien.

Praktische Geflügelzüchter werden dergleichen Ankündigungen zu würdigen wissen, Liebhaber ohne frühere Erfahrung lassen sich aber leicht verleiten, einer mitunter recht plausibel gemachten Mittheilung Glauben zu schenken, und finden sich dann bitter getäuscht.

Was die Beziehung von ausländischem Geflügel anlangt, so wird dieselbe durch die an mehreren Orten bestehenden Vereine für Geflügelzucht, wohl auch zuweilen durch die Zoologischen Gärten wesentlich gefördert und erleichtert. Direkte Beziehungen aus Frankreich, Holland und England sind meistens sehr kostspielig, wozu die Spesen nicht wenig beitragen, und dann kommt es noch hauptsächlich darauf an, solide Adressen zu haben, wo man auf reelle Bedienung rechnen kann, denn Täuschungen sind so häufig, daß ein alter praktischer Hühnerolog kürzlich den Grundsatz aufstellte, Hühner nie ungesehen zu kaufen, sie müßten denn von einem Kenner, selbst ganz zuverlässigen Mann, für ihn ausgewählt worden sein. Ebenso erfordert die Vorsicht, sich nicht durch romantisch klingende neue Benennungen verleiten zu lassen, Hühner aus weiter Ferne zu bestellen, und bei Ankunft derselben längst bekannte Sorten zu erblicken, anstatt etwas noch nicht dagewesenes zu erhalten.

Die Liebhaberei für seltene oder besonders schöne Exemplare ist in England ungemein verbreitet, und es sind fabelhafte Summen früher bezahlt worden. Konkurrenz drückt stets auf die Preise, und da die edelsten und schönsten Sorten mit der Zeit doch bereits in mehrere Hände übergegangen sind, werden z. B. Lstr. 100 oder Thlr. 666. 20. (häufig selbst noch mehr) für ein Paar Hühner heut zu Tage schwerlich mehr bezahlt, allein Thlr. 50 bis Thlr. 100 ist noch immer nichts Seltenes, und auf den jüngsten Englischen Ausstellungen sind auch noch höhere Preise gezahlt worden. In Deutschland dürfte die Liebhaberei für Geflügel sich schwerlich zu so hohen Preisen versteigen, doch angemessen höhere Preise finden wohl auch statt, je mehr man sich von dem Nutzen einer verbesserten Geflügelzucht überzeugt.

Beim Verleger dieses sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chr. L. Brehm, die Naturgeschichte und Zucht der Tauben oder vollständige Beschreibung aller europäischen wilden und zahmen Taubenarten und ihrer Abänderungen, ihrer Nahrung und Fortpflanzung, ihrer Behandlung und Pflege, ihres Nutzens und Schadens, ihrer Feinde und Krankheiten. Für Taubenzüchter und Ornithologen. gr. 8. In bildlichen Umschlag geh. 20 Sgr.

Chr. L. Brehm, die Kanarienvögel, Sprosser, Nachtigallen, Rothgimpel, Schwarzamseln, Bluthänflinge, Steindrosseln u. Kalanderammerlerchen, sowie ihre Wartung, Pflege und Fortpflanzung. Nebst einer Anleitung sie zu fangen, ihre Krankheiten zu erkennen und zu heilen. Zweite verbesserte und verm. Aufl. Mit 14 Fig. auf 7 Taf. gr. 8. Geh. 15 Sgr.

Chr. L. Brehm, der vollständige Vogelfang aller europäischen Vögel auf dem Drossel-, Staaren-, Ortolan-, Regenpfeifer-, Strandläufer- und Entenheerde, mit Tag-, Nacht- und Zugnetzen, in Steck-, Klebe-, Hänge-, Glocken- und Deckgarnen, in Hühnersteigen, Nachtigall- und andern Gärnchen, auf dem Tränkheerde, der Krähen-, Heher- und Meisenhütte, in Raubvögelfallen und Habichtkörben, Tellereisen und Schwanenhälsen, auf den Milanscheiben und Salzlecken, in Erd- und Meisenkasten, Sprenkeln und Aufschlägen, Dohnen-, Lauf- und Fußschlingen mit Leimruthen und Leimhalmen, in Rohrfängen ꝛc. Mit besonderer Berücksichtigung der Vogelstellerei der Franzosen und Afrikaner. Nebst einer Uebersicht und kurzen Beschreibung aller europäischen Vögel, unter denen sich viele neue Arten befinden. Mit Abbildungen. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Sgr.

Mariot-Didieux, die Trut- und Perlhühnerzucht in ihrem sichersten, leichtesten und gewinnreichsten Betriebe. Enthaltend die erprobteste Verfahrungsweise, diese Vögel ohne besonders großen Aufwand aufzuziehen, wohlfeil zu füttern, sehr fett zu machen und als Kapaunen, Poularden, sowie getrüffelt für die Tafel schmackhaft vor- und zuzubereiten. Mit einem Anhange über die Truthühnerzucht in Schlesien. 8. Geh. 10 Sgr.

H. Schneider, die Viehmast, oder die Mästung aller in der Landwirthschaft zu haltenden Thiere, als des Rindviehes, der Kälber, der Schweine, der Schöpse, Hammel und Lämmer, der Gänse, Enten, Hühner, Kapaunen, Poularden und Truthähne, sowie die Behandlung des Fleisches und Fettes derselben zur Dauerspeise und Aufbewahrung nach den bewährtesten physikalischen Grundsätzen und landwirthschaftlichen Erfahrungen, mit beigefügten Regeln der Viehzucht und der Behandlung der am häufigsten vorkommenden Krankheiten der genannten Thiere, sowie auch andere dahin einschlagende ökonomische Lehren für Landwirthe und städtische Wirthschaften vom Amtsrath Müller. Mit einem Anhange über das Einpökeln und Räuchern des Fleisches, sowie über die Aufbewahrung desselben in frischem Zustande im Eiskeller. gr. 8. Geh. 7½ Sgr.

Pancratius Schneider, die Mästung des Rindviehes, der Schweine, der Hammel, der Enten, Truthühner und Gänse, nach englischen, französischen und deutschen Methoden; sowie als Anhang die Bereitung der so beliebten Gänseleberpasteten und der Spickgänse. Ein Volksbuch zur Vermehrung des bäuerlichen Wohlstandes. Mit 26 erläuternden Figuren. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. Geh. 10 Sgr.

G. Kirsten, vollständige und deutliche Anweisung zu einer sehr zweckmäßigen und einträglichen Betreibung der Bienenzucht gegründet auf vieljährige fremde und eigene Beobachtungen und Erfahrungen. Nebst einem

Anhange, enthaltend die nöthigen Erläuterungen zu den auf 13 Tafeln befindlichen 82 Abbild. fast aller bekannten Bienenwohnungen und Geräthschaften. Vierte, bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. 8. Geh. 1 Thlr.

G. Kirsten, vollständiges Wörterbuch der Bienenkunde u. Bienenzucht; ein Hand- und Hülfsbuch zur Belehrung in allen vorkommenden Fällen für Bienenwirthe u. Bienenfreunde. Nebst einem Anhange, enthaltend die Abbildung und Beschreibung eines einfachen und wohlfeilen Dampfapparates zur Gewinnung des reinen Honigs und Wachses. Zweite, bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Mit 1 Tafel. 8. Geh. 25 Sgr.

J. A. F. Schmidt, der kleine Hausgärtner oder Anleitung, Blumen und Zierpflanzen in Gärten u. Zimmern zu ziehen. Mit einem Verzeichniß und Kulturangabe der beliebtesten Zierpflanzen für Kalthäuser und für das freie Land. Achte vermehrte und verbesserte Auflage von J. Hartwig, Großh. Sächs. Hofgärtner in Weimar. Mit 11 erläuternden Abbildungen. 8. Geh. 25 Sgr.

J. Hartwig, der Küchengarten oder Anlage und Einrichtung des Küchengartens und Kultur der zum Küchengebrauche dienenden Gewächse, oder Gemüse und Gewürzkräuter. Mit 35 Abbildungen auf 5 Tafeln. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.

J. Hartwig, praktisches Handbuch der Obstbaumzucht, oder Anleitung zur Anpflanzung, Heranbildung und Abwartung des Kern-, Stein- und Beerenobstes als Hochstamm und in Pyramiden-, Kessel-, Busch-, Säulen-, Spalier- und Gegenspalier- und in Guirlandenform, um auf einem kleinen Raume einen großen Fruchtertrag zu erzielen. Für Gärtner, Gutsbesitzer, Landwirthe, Geistliche, Schullehrer und Freunde des Obstbaues. Nach der zweiten Auflage von Raoul „Manuel pratique d'arboriculture" und der achten Auflage von Rivers „the miniature fruit garden" übersetzt und unter Berücksichtigung unserer klimatischen Verhältnisse bearbeitet. Mit 10 Tafeln Abbildungen. gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dr. Chr. H. Schmidt, die Butter- und Käsebereitung. Praktische Anleitung, die feinste Tafelbutter und die besten Käse zu machen, nach den in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, England, Holland und Oberitalien bewährtesten Verfahrungsarten. Nebst Beschreibung der dazu erforderlichen Geräthe, Werkzeuge und Maschinen, unter andern der neuesten und wirksamsten Butterfässer, und endlich Mittheilung verschiedener Verfahrungsweisen, die Milch auf ihren Gehalt an Butter und Käse zu prüfen, sowie Verfälschungen derselben durch Wasserzusatz zu entdecken. Mit Benutzung der vorzüglichsten Schriften englischer, französischer und deutscher Agronomen dargestellt u. durch zahlreiche Abbildungen erläutert. Mit 6 Quarttafeln. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dr. Chr. H. Schmidt, Obstweinkunde oder die Bereitung der Wirthschaftsweine aus Aepfeln, Birnen, Aprikosen, Pfirsichen, Quitten, Orangen, Pomeranzen, Zwetschen, Schlehen, Kirschen, Rosinen, Johannis- und Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Maulbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Hollunderbeeren, Wachholderbeeren ꝛc., als auch aus Wurzelgewächsen (Ingwer, Pastinaken, Zuckerrüben ꝛc.), aus Blüthen und Blättern (Schlüsselblumen, Melissen, Rhabarber ꝛc.), sowie endlich die Darstellung der verschiedenen Metharten (Honigweine), des Birkensaftes und des englischen Pop. gr. 8. Geh. 25 Sgr.

Druck von B. F. Voigt in Weimar.

TAF. I.

Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.

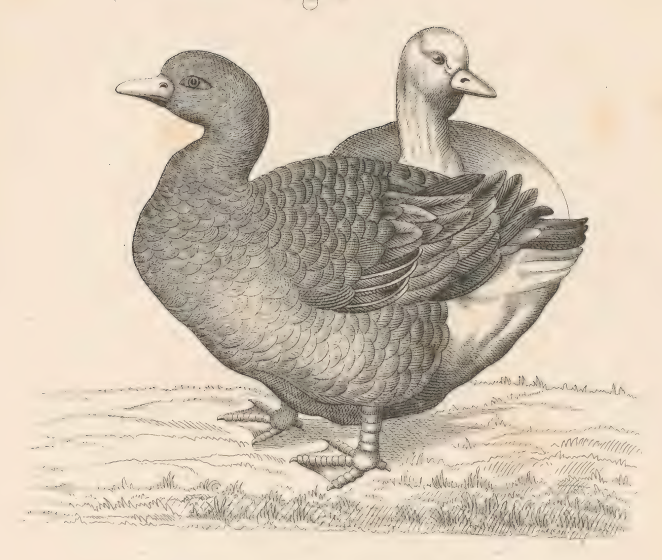


Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 6.



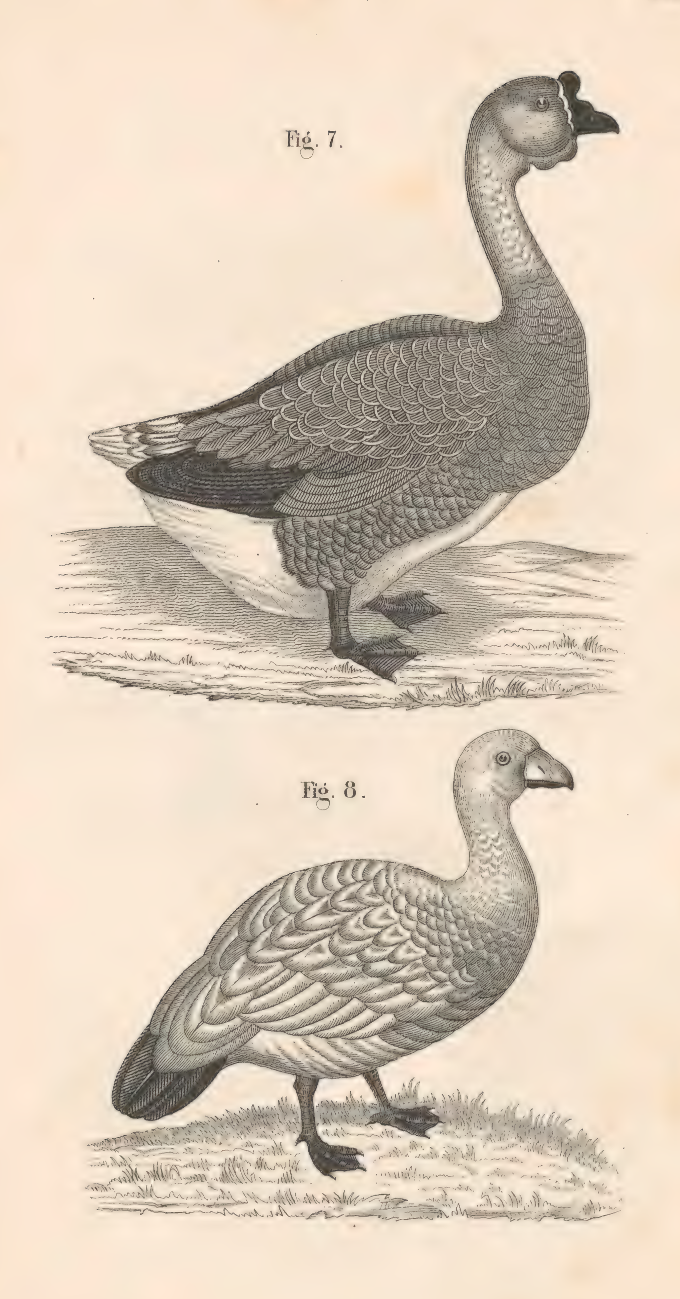

Fig. 7.
Fig. 8.

Fig. 9.

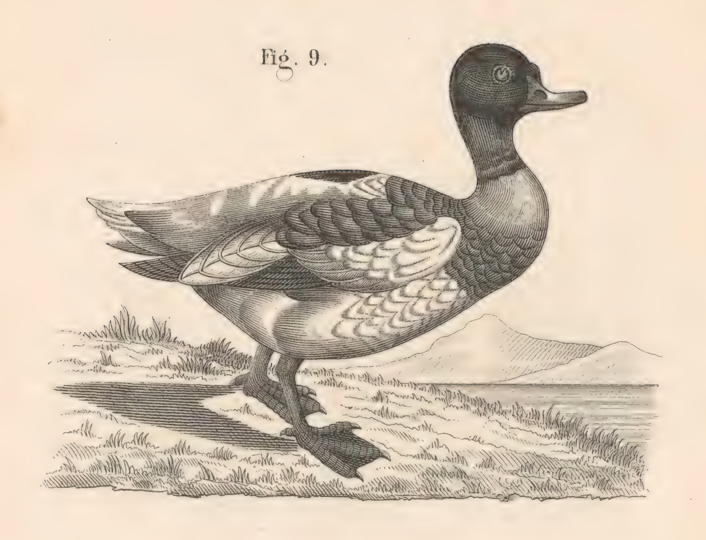


Fig. 10.



TAF. VI.

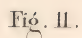


Fig. 11.

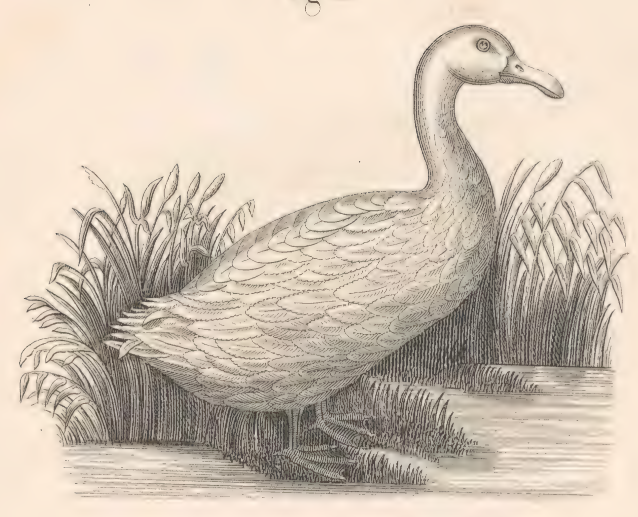


Fig. 12.

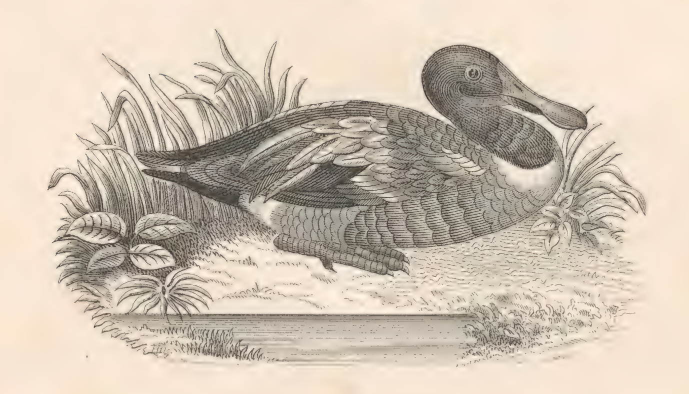


Fig. 13.

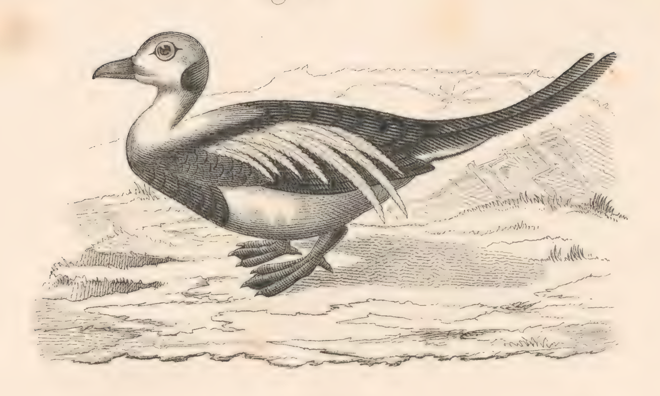


Fig. 14.



Fig. 15.

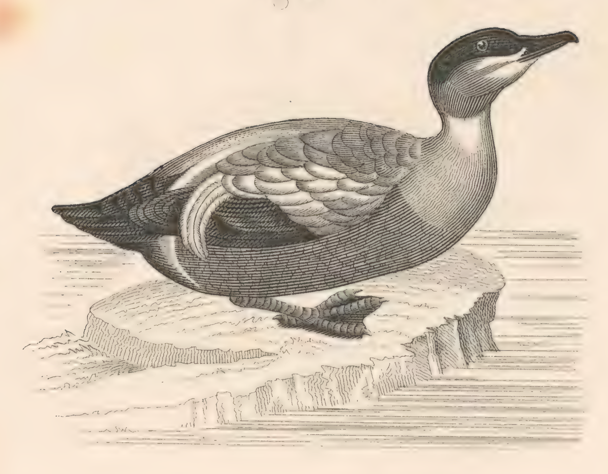
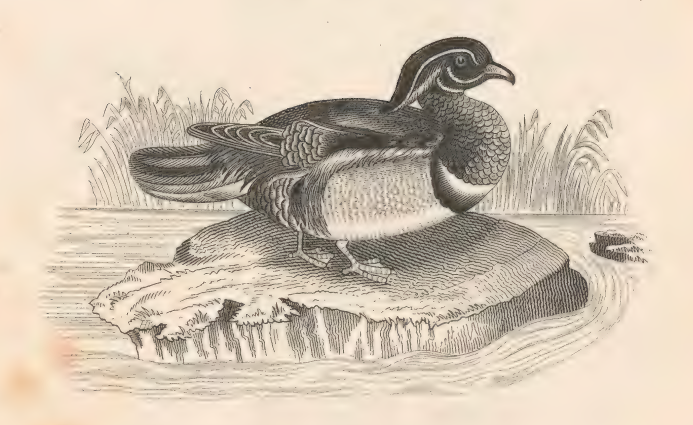


Fig. 16.





Gauls Hühnerhof, 3 Aufl.

Fig. 19.



Fig. 20.



Fig. 21.

Fig. 22.



Fig. 23.



Fig. 24.



Fig. 25.



Fig. 26.

Fig. 27



TAF. XIV.



Fig. 28. a.



Fig. 28. b.

TAF. XVI.



Fig. 29.

Fig. 30.



Fig. 31.

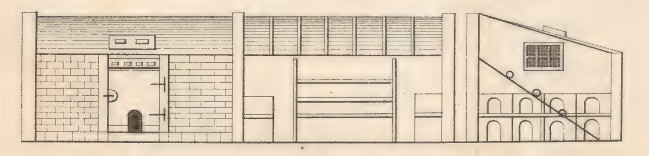
Fig. 32.


Fig. 33.
Fig. 34.

Fig. 35.

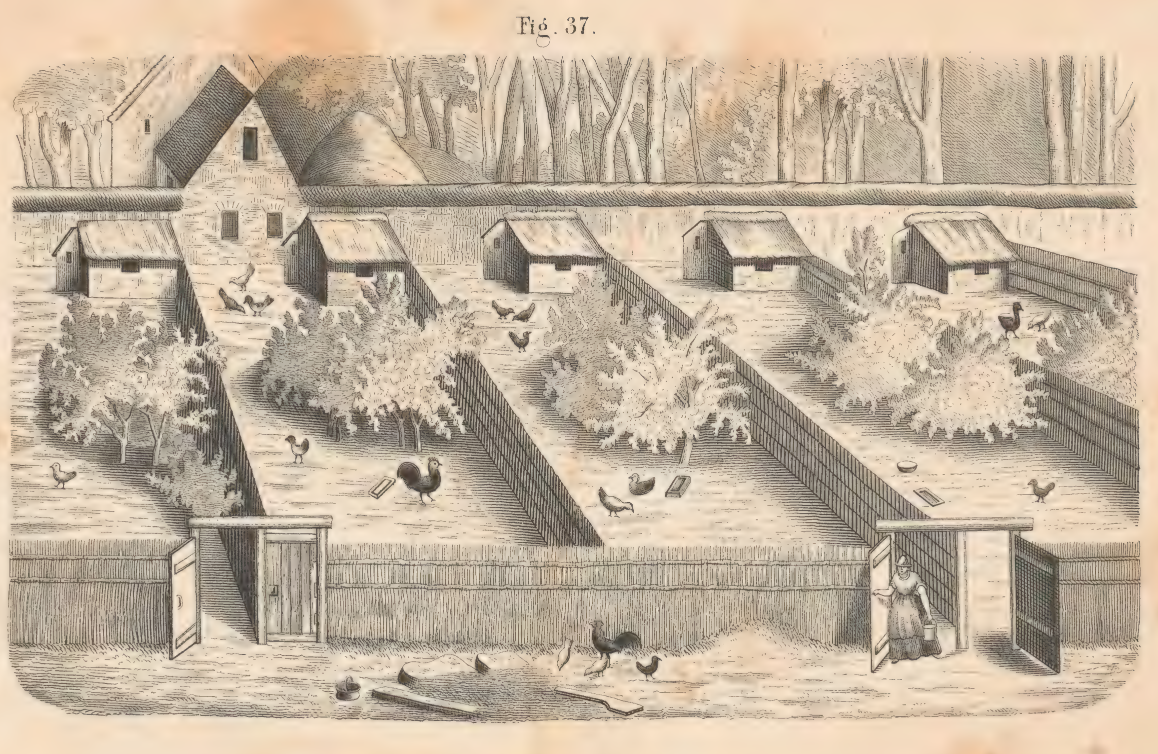
Fig. 36.

15 Fuſs breit, 10 Fuſs tief, 8 Fuſs hoch.



Vorderseite, 15 Fuſs breit. Das Innere, 15 Fuſs breit, Seitenansicht, 19 Fuſs tief.

Fig. 37.



Normännischer Hühnerhof.

Fig. 38.

